Richiza

August Sperl




VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget



PRINCETON UNIVERSITY



Richiza

Richiza

Roman von

August Sperl

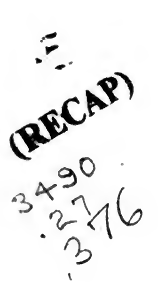


Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt
1909

Druck der
Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach
in Salach, Württemberg

Meiner lieben Frau

zugeeignet



Wachse wieder empor, hoch über dem Dörflein, wo du einstmals gestanden bist, Grafenburg, vieltürmige trotzige Landwehr Castell!

Sinke zurück in den Erdboden, weithin glänzendes Gotteshaus am Hange des Hügels, sinke zurück, schlanker Turm mit dem Kuppeldache. Komm wieder, kleine Kirche, kleine, uralte Taufkirche des Gaues, nistet in schmalen, rundbogigen Fenstern, ihr Schwalben, wie einstmals, blinket im Sonnenlichte wie ehedem, grausilberne Schindeln auf dem dicken, kurzen Satteldachturme. Klinget wieder, alte Glocken, klinget wie vordem hinaus über die dunkeln Weingärten, die hellen Auen, die wogenden Kornfelder, klinget hinaus ins Frankenland bis an den funkelnden Mainstrom — und klinget leise durch meine Geschichte.

Decket euch wieder mit Stroh, ihr Häuser und Hütten im Dorfe. Wachse wieder empor aus dem verfaulenden Strunke, grüne in alter Kraft, heilige Linde draußen vor dem Burgtor. Hauche den süßen Duft deiner Blüten hinab in den singenden, klingenden Grübertwald; decke die erhitzten Fahrenden mit deinem Schatten; streue goldene Blätter auf den Steinsitz — und rausche leise in mein Lied.

Schmettert eure Weisen in meinen Sang, ihr lustigen Finken, klage empor aus der Tiefe des

Grübert, Frau Nachtigall, wenn die Schatten der Bäume länger werden und der Schatten des Bergfrieds sich hinlegt über die Wipfel der Eichen und Buchen wie ein schlafender Riese.

Öffnet eure kleinen Kelche, ihr weißen Maiglöckchen, hebt eure Häupter, ihr goldenen Tulpen zwischen den knospenden Reben an den Hängen hinter der Linde, ihr morgenländischen Fremdlinge. Feiner Duft aus den Blüten des Weinstocks, erhebe dich und durchziehe mein Gedicht. Schwellet, ihr Trauben auf dem sonnigen Hohnert und an der Glutseite des Herrenberges. Brause in tiefen Kellern wie ehedem, gärender Most, funkle in kunstvoll geschmiedeten Bechern, goldiger Wein! Ja, funkle, du goldiger Wein!

Geh auf, ewige Sonne, über den unermeßlichen Wäldern des Hügellandes, das sich ausdehnt gegen Morgen, sende deine Strahlen in die Kammern der Burg und vergiß nicht die Ecken, in denen es dunkel ist. Gieße gleitendes Licht über die kalten Steintafeln in der engen Dorfkirche und blicke freundlich auf die Wappenschilde der Tapfern, die friedlich ruhen in ihren Grüften.

Kommt wieder, Menschenkinder, kommt hervor unter die Sonne! Deine goldbraunen Haare sollen schimmern, wenn du aus dem finstern Tore trittst und leichten Fußes hinübergehst in den Schatten der Linde, kleine Richiza. Und spiele mitleidig über das weiße Haupt des Blinden, barmherzige Sonne,

daß er die Wärme genieße, wenn er des Lichtes entbehrt. Wir tappen ja doch alle wie die Blinden in deinem Lichte, o Sonne.

Und du, Frau Sage, setze dich auf den steinernen Grafenstuhl unter die Linde, wenn der volle Mond langsam emporkommt über den schlafenden Buchen des Steigerwaldes, wenn kleine rote Lichter aufleuchten hinter den Fenstern aus Marienglas; wenn der Wächter drunten im Dorfe mit schwerem Schritte einhergeht zwischen den stillen Hütten bergauf und bergab und seinem Horn rauhe Töne entlockt im Wechsel der Stunden; wenn in den Schluchten der Berge die Käuzlein sich zurufen mit lockenden Stimmen, wenn die Grillen zirpen am staubigen Wegrain, wenn die Glühwürmchen fliegen drunten am Waldsaum des Grübert, wenn draußen auf den weißschimmernden Wiesen am unbewegten Wasserspiegel des Grundlosen Loches die sieben Frauen sitzen und schweigen und spinnen.

Ja, komm, Frau Sage, rühr uns an mit deinem Wunderstabe und erzähl uns im webenden Mondlicht unter der flüsternden Linde raunend die alte Geschichte!

Erstes Kapitel

Der rothaarige Riese strich etlichemal hastig über seinen Bart. Er stand breit und wuchtig in seinem abgeschabten Lederkoller vor dem sitzenden Herrn und regte sich nicht. Aber seine Äuglein fuhren unstet umher und seine Blicke strichen begehrlich über die bunten Wandteppiche des düsteren Gemaches und über die reichgeschnitzten, schwerbeschlagenen Truhen. Im Frühsonnenscheine blinkte draußen vor den offenen Fenstern die graue Mauer des Bergfrieds, und in leuchtenden Farben grüßte herüber auf den Herrn und den Mann der weißrot gevierte Schild des Hauses Castell.

In tiefem Sinnen saß der alte blinde Graf. Zusammengezogen waren seine grauen buschigen Augenbrauen, und die dreifach geflochtenen Zöpfe des weißen Haupt- und Barthaares hingen ihm herab über Schultern und Brust auf den Gürtel. Zu seiner Linken aber kauerte auf niederm Schemel ein Mann in geistlichem Gewande. Der hielt eine Schiefertafel auf den Knien und schrieb gebückt von Zeit zu Zeit eine Zahl und ein Wort.

„Ich bin ein alter Kerl, Eure Gnaden," begann der Rote nach einer Weile aufs neue. „Ein alter Kerl und weiß nicht, was mir blüht auf dieser Fahrt."

Unwillig räusperte sich der Blinde.

„Ich habe fünfzehn Kinder in dem engen Wasser-

hause," fuhr der Rote fort. „Der Älteste ist sechzehnjährig, kaum laufen kann die Kleinste."

Abermals räusperte sich der Alte.

„Ich bringe sie durch," sagte der Rote, „schlecht und recht, weiß aber manchen Bauern, der die seinen stattlicher hält. Und jetzt, Herr Graf —" Der Riese sank lautlos auf das Knie und hob flehend die gefalteten Hände, als könnte ihn der Greis erblicken in seiner Demut.

„Ich muß dich loben," sagte der Graf und streichelte den Samt seines Gewandes. „Du hast deine Pflicht getan."

Der Rote neigte höfisch das Haupt.

„Aber" — nun hob der Alte die Stimme — „es ist nicht Brauch, daß der Mann als Lohn heischt, was immer Gnade des Herrn bleibt nach Lehnrecht."

Zornig funkelten die Äuglein des Riesen. Aber nur der stille Kleriker sah das verzerrte Gesicht; der Alte hörte eine geschmeidige Stimme und höfische Worte.

„Vergebt, Herr, das Lehn ist klein —"

„Also fünfzig Reiter und dreißig Sarjanten?" unterbrach ihn der Alte.

„Sie sind bereit, Herr Graf," antwortete der Rote und erhob sich.

„Es ist ein großes Beginnen und kostet schweres Geld," murmelte der Blinde und stützte das Haupt mit der Rechten. „Aber ich denke, es wird gelingen und meinem Hause zur Aufnahme gereichen."

„Das denke ich auch," sagte der Rote mühsam

und kratzte zum Zeichen der Unterwürfigkeit mit dem schweren Reiterstiefel über den dicken Fußteppich, beugte das Knie und ging aus der Tür.

Schweigend saß der Kleriker, der alte Mann, und verglich Zahlen und Worte.

Wuchtig und klirrend stampfte der Rote über den Burghof und durch die Ställe, wo die Rosse des Grafen standen in langen Reihen. Ehrerbietig grüßten die Knechte den Mann mit dem weißen Rittergurte. Der aber nickte hochmütigen Dank.

Er trat unter das offene Tor, sah hinüber zur Grafenlinde und murmelte grimmige Worte in seinen Bart. Dann ging er langsam hinab auf den Fahrweg und wieder hinauf in den Schatten des uralt-heiligen Baumes.

Auf der Steinlehne des Grafenstuhles hockte ein schlankes Ding, nicht Kind und noch nicht Jungfrau, und stickte mit Eifer im Rahmen. Ein weißes Gewand umhüllte die zarten Glieder; zierliche rotlederne Schuhe lugten unter seinem Saume hervor. Nackt schimmerten die langen hageren Arme, ein Rosenkränzlein blinkte auf dem goldbraunen Scheitel, und die Fülle der aufgelösten Locken wallte über schmale, eckige Schultern herab. Tief gebückt saß das holde Kind auf der Steinlehne am dunkeln Stamme, und seine Wangen glühten im Eifer der Arbeit.

Ein Schmunzeln ging über das breite Gesicht des Riesen, und mit dröhnender Stimme sagte er: „Das Mägdlein sitzt hier wie Frau Holle unter dem Baume.“

„Mägdlein —?“ Die Kleine hob das Antlitz, warf den Kopf zurück und sprach in verweisendem Tone: „Die Jungfrau — Demoiselle —!“

„Potz Blitz!“ murmelte der Rote und griff unschlüssig an seine Lederkappe. „Jungfrau — Demoiselle —? Ich habe Euch für das Kind des Vogtes gehalten.“

Spöttisch zog sich die Oberlippe zum feinen Näschen empor, und überlegen sahen die dunkeln Augen herab auf den Kriegsmann.

„Um Vergebung,“ sagte dieser zum zweitenmal und lachte ein wenig. „Ich bin schon öfter bei meinem Herrn Grafen gewesen, aber eine Demoiselle habe ich noch niemals gesehen im Schlosse.“

„Dann seht Ihr halt heut eine Demoiselle,“ meinte die Kleine, schlug ein Bein über das andere, legte den Stickrahmen in den Schoß und wippte das Füßlein. „Und guckt's Euch nur genau an, das Fräulein Richiza!“ setzte sie trotzig mit Lachen hinzu.

Der Kriegsmann strich mit der Linken über seine Lederkappe und sagte: „Um Vergebung, aber mein gnädiger Graf hat doch nur Söhne —?“ Er hielt inne und blickte fragend auf das lachende Gesichtchen.

Da blitzte es lustig empor in den großen Augen: „Heiliger Kilian, Ihr wohnt mir gewiß weit hinten im Steigerwalde, Herr Ritter?“

„Warum denn?“ murmelte der Rote.

„Weil doch in aller Welt der Ritter seinen Namen der Dame zuerst nennt!“ lachte das Fräulein, sprang

mit einem unhöfischen Satze vom ehrwürdigen Steinstuhl, legte den Stickrahmen auf den Sitz, trat nahe an den Kriegsmann und sagte: „Gelt, Ihr möchtet nun gar zu gerne wissen, wer ich bin?“

Er nickte und beugte sich ein wenig herab. Sie aber streckte sich auf den Fußspitzen und raunte ein paar Wörtlein in sein großes Ohr.

Mit einer Kniebeuge trat der Rote zurück. „Potz Blitz, da seid Ihr die reiche Erbtochter, von der sie so viel reden in fränkischen Landen? Es ist ein hochberühmter Name, den man weithin kennt im heiligen römischen Reiche, Demoiselle.“

„Gelt?“ lachte die Jungfrau ganz vergnügt. Dann aber setzte sie seufzend hinzu: „'s ist doch nicht eitel Annehmlichkeit, solch einen Namen zu führen, könnt mir's glauben. Beim Essen und beim Trinken, beim Gehen und beim Sitzen muß ich den Namen hören von früh bis nacht, und immer soll ich tun, was meinem Namen wohl ansteht, und lassen, was ich gerne täte.“ Sie stampfte. „Besonders die Frau Patin!“ setzte sie hinzu, seufzte ein wenig, wandte sich ab und zupfte schmollend an ihrem Gewande.

„Die Frau Patin ist wohl recht streng gegen die edle, verwaiste Jungfrau?“ meinte der Rote lauernd.

Wiederum warf das Kind seinen Lockenkopf zurück, ernsthaft maßen die dunkeln Augen den Fremden, und mit Zurückhaltung sprach es: „Was küm-

mert's Euch? Meine Frau Patin ist schon recht, und ich habe sie sehr lieb." Sie hielt inne und blickte herausfordernd auf den Roten hinüber. Doch dieser machte keine Miene, zu widersprechen. „Und wer seid also Ihr?" sagte sie nach einer Weile vorwurfsvoll.

„Ich bin halt der Tannhauser," antwortete der Rote leichthin.

Entsetzt trat die Jungfrau zurück: „Der — Tannhauser —? Der grobe Sünder, der?"

Nun war die Reihe zum Lachen am Roten, und er tat es mit dröhnendem Nachdruck, daß seine Äuglein zuletzt im Wasser schwammen. „Der — grobe Sünder?" rief er und wischte die Tränen von den Wangen. „I, Demoiselle, so gradaus ins Gesicht hat mir das doch bis auf diese Stunde nur dann und wann ein Pfäfflein gesagt!"

Glührot wurde das Kind und schlug die Händchen vors Antlitz, wandte sich jählings, raffte den Stickrahmen vom Stuhle und stieß hervor: „Zu dumm — der wirkliche Tannhauser ist ja schon lange gestorben!" Sie hob das weißschimmernde Gewand und sprang in unhöfischen Sätzen hinab auf die Burgstraße und den Fußpfad empor zum Pförtlein des Schlosses.

„Der grobe Sünder!" murmelte der Tannhauser, lachte und wischte seine Äuglein. Dann setzte er sich auf den verlassenen Steinstuhl unter der Grafenlinde und gedachte zu warten auf das Zeichen der Mittagsglocke.

Höher stieg die Sonne, und aus den Gärten der Burg kamen Wohlgerüche von Blumen und blühenden Sträuchern. Zusammengesunken saß der Rote auf dem ehrwürdigen Grafenstuhl und schlief.

Als er endlich erwachte, stand ein Jüngling im Schatten der Linde und besah ihn mit großen Augen.

Mit zwinkernden Lidern blickte der Rote auf das Antlitz des Jägers, besann sich, sprang auf und bog schwerfällig das Knie zu höfischem Gruße. „Ulrich von Tannhausen," sagte er in unterwürfigem Tone.

Ein feines Rot stieg in das Gesicht des Knaben, und mit rascher Bewegung streckte er dem Alten die Hand entgegen. Der griff gebückt danach und wollte sie küssen. Aber das mochte der Knabe nicht leiden. Ganz erregt klang seine Stimme, als er sprach: „Ich weiß wohl, wer Ihr seid, und ich sollte das Knie beugen vor Euch, nicht aber Ihr vor mir!"

„Vor dem Sohne des Herrn geziemt dem Knechte Kniebeuge und Handkuß," murmelte der Rote.

„Sohn eines Herrn kann jeder sein," rief der andre hastig. „Aber nicht jeder heißt Ulrich der Tannhauser, und nicht jeder hat den Schrecken unter die Ungläubigen getragen, und nicht von jedem singen die Fahrenden auf den Märkten, Herr."

„Herr?" wiederholte der Rote in verweisendem Tone. „Knecht!" setzte er nach einer Weile bei und verzog bitter lächelnd sein Gesicht. „Tannhauser, der Knecht des Grafen Castell."

„Ein Knecht, von dem die Fahrenden singen unter dem blühenden Lindenbaum, ein Knecht, von dem sie sagen beim prasselnden Kienspan?“ rief der Knabe. „Ei, Herr, da wollt' ich doch auf der Stelle auch solch ein Knecht meines Vaters werden!“

Der Rote lächelte trübe: „Ihr wißt Eure Worte zu setzen wie ein Sänger, Jungherr. Aber Ihr redet von Geschichten, die man längst schon vergessen hat in den Burgen des Iffgaus —“

Der Knabe hob abwehrend die Hand.

„— dort vergessen hat, wo sie mir nützen könnten,“ vollendete der Rote.

„Ihr irrt!“ rief der Knabe. „Unsre Frau Mutter weiß zwei, nein, drei Lieder, die vom Tannhauser sagen, und hat sie gar oft schon zur Laute gesungen. Und auch der Herr Vater ist stolz, daß Ihr sein Mann seid, ich weiß,“ setzte er eifrig hinzu.

Der Rote starrte auf den blonden Herrensohn. Seine Fäuste preßten die alte Lederkappe, er leckte seine trockenen Lippen und stieß unhöfisch heraus: „Die Frau Mutter? Ei, dann gehet doch hin und sagt ihr: Frau Mutter, der Tannhauser von ehedem ist alt geworden und soll sich in seinen alten Tagen noch raufen für seinen Herrn. O ja, er will's auch tun als ein ehrlicher Kerl. Aber ist's etwa unrecht, wenn er ans Sterben denkt in dieser geschwinden Zeit? Und wißt Ihr denn nicht? Zehn Buben hat er und fünf Mädels dazu — sind fünfzehn. Und

alle fünfzehn wollen im Ritterstand bleiben und können doch nit nagen und beißen von den Tannhauserliedern unterm Lindenbaum, und der Alte kann sie nit kleiden in morgenländische Sagen. Ei, gehet doch hin, Jungherr, und Eure Frau Mutter soll ihn bitten, den gestrengen Herrn, daß er dem Alten leihe zu dem geringen, auf dem er sitzt, ein andres, lediges Gut für Leben und Sterben!"

Mit gesenkten Augen stand der Knabe und spielte verlegen mit dem Griffe seiner Seitenwehre.

„O, tut's!" bettelte der Tannhauser mit bebenden Lippen und hob die gefalteten Hände samt der Lederkappe. „Erbarmt Euch über meine Armutei!"

„Ihr seid arm? O weh!" sagte der Knabe mit ehrlichem Mitleid. Und hastig, mit niedergeschlagenen Augen fragte er: „Wie lange bleibt Ihr bei uns?"

„Bis morgen," murmelte der Rote. Und mit abgewandtem Gesichte, halb trotzig und halb verlegen, setzte er hinzu: „Gelt, davon haben Euch die Fahrenden kein Lied gesungen?"

Mit leichtem Kopfnicken wandte sich der Herrensohn. „Wir sehen uns bei Tische!" sprach er über die Schulter zurück.

Tief beugte der Tannhauser das Knie und biß sich auf die Lippe. Dann aber sprach er grimmig in den Bart: „So helf, was helfen mag!"

Auch der Knabe murmelte etwas, als er zum Tor hinanstieg. Aber es verwehte im Lufthauche des Mittags.

Der Knabe ging über den Schloßhof und sprang die steinerne Freitreppe zum Palas hinauf, stieß die Tür zurück und lief den Laubengang hinunter, pochte an die Kemenate der Mutter und schlüpfte hinein.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Schrägher fielen die Strahlen der Abendsonne und gossen über die Mauern des Bergschlosses ihr rosiges Licht. Die Vögel sangen im Grübertwalde, und die Bienen summten in den Blüten des Burggartens. Im Turme der Dorfkirche erklang die Abendglocke, und droben im dämmerigen Gemache saß wie gestern der alte blinde Graf in seinem Stuhle, und plump und wuchtig stand wie gestern vor ihm sein Mann.

Beim Klange der Glocke entblößte der Blinde das Haupt und schlug das Kreuz, und gleich ihm fuhr auch der Rote mit der schweren Hand über sein verzerrtes Antlitz. Und es war still in dem großen Gemache, bis das Gebimmel verklang.

Dann setzte der alte Herr die Samtmütze wieder auf den Schädel und fuhr fort in seiner Rede:

„Jawohl, Tannhauser, auf krummen Wegen —"

„Herr!" brachte der Rote mühsam heraus.

„Schäme dich, Tannhauser, durch den Sohn und durch die Frau hast du's erbetteln wollen, was doch freie Gnade des Herrn ist. Hörst du, freie Gnade!"

Die Augen des Roten waren mit Blut unter-

laufen, und ein häßlicher Blick streifte über den blinden Herrn.

„Nun erst recht nicht, Tannhauser!" schloß der Graf seine Rede. „Geh nach Hause und tu deine Pflicht! Das andre wird sich finden hernach."

Höfisch beugte der Rote das Knie. Nachlässig streckte ihm der Greis die Rechte entgegen, und die bärtigen Lippen des Mannes berührten die schmale weiße Hand.

Die Tür öffnete und schloß sich. Sporenklirrend schritt der Lehnsträger durch den Laubengang, die Freitreppe hinab in den Hof, schwang sich auf seinen Klepper und ritt aus dem Tore. Vor ihm und hinter ihm liefen schweigend seine Leute mit geschulterten Hellebarden.

Draußen vor den Palisaden, weit drüben am Saum des Bergwaldes hielt er an, ließ alle seine Leute voraus, wandte das Roß und blickte aus halbgeöffneten Augen zurück auf die Grafenburg, deren Zinnen glänzten im Abendscheine. Er ballte die Faust und stieß einen Pfiff durch die Zähne.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Mit gefalteten Händen saß die Gräfin auf dem Schemel vor ihrem Gemahl. Ihr freundliches Antlitz war bleich, und nachdenklich blickte sie auf den Teppich des Fußbodens.

„Ist's klug gehandelt?" fragte sie leise.

„Klug — was klug?" murrte der Greis.

„Karg wird er dich nennen, mein Herr,"

flüsterte die Gräfin und wagte nicht, die Augen zu erheben.

Der Blinde fuhr empor: „Karg?“ Dann aber lachte er.

„Und warum erhältst du dir seinen guten Willen nicht, gerade jetzt in der geschwinden, gefährlichen Zeit?“ fragte die Herrin.

„Seinen guten Willen?“ Der Blinde stand auf und ging langsam, mit vorgehaltenem Arme die Truhen entlang in die Tiefe des Gemaches. „Hier gibt's keinen guten Willen — hier gibt's nur Recht und Pflicht von alters her. Wenn ich die Boten laufen lasse, dann reiten hunderteinundzwanzig Lehnsleute mit ihren Knechten herauf und keiner fragt, warum. Und der eine“ — die Stimme des Blinden klang hoch uud zornig und überschlug sich — „der eine feilscht mit mir um seinen Lohn!“

„Der eine ist dein bester Mann,“ sagte die Gräfin. „Und er hat zum Fürchten ausgesehen.“

„Zum Fürchten?“ grollte der Graf. „Mag sich fürchten, wer will. Hab's nicht gelernt in der Jugend, kann's also auch nicht im Alter.“

„Schick ihm einen Boten nach, versprich ihm den Lohn,“ flehte die Gräfin.

„Wenn alles vorbei ist, wird er ein Lehn empfangen.“

Hastig rief sie: „Darf ich ihn das wissen lassen, ganz im geheimen?“

„Nein!“ sagte der Alte drohend.

Sie preßte die Hand auf die Brust und flüsterte: „Ich fürchte mich."

Der Blinde gab keine Antwort.

Tränen rollten über die schmalen Wangen der Herrin, mit gefalteten Händen saß sie schweigend auf ihrem Schemel.

„Ruf mir den Pfaffen," sagte der Graf nach einer Weile.

Desselbigen Abends saß der Kaplan in seiner Turmstube und schrieb auf gutes Pergament eine schwarzglitzernde Zeile unter die andre. Da war zuletzt in holprigem Latein zu lesen, daß der Graf dem ehrbaren und festen Ulrich von Tannhausen und seinen Erben für alle Zeiten zu rechtem Mannslehn versprochen habe die zweite Burg im Walde samt zwanzig Huben.

Der Schreiber zog den pergamentenen Streifen durch den Fuß des Briefes, erhitzte über dem Flämmchen seiner Kerze gelbes Wachs und goß ein weniges davon in ein Kupferschälchen, legte den Streifen darein und goß das Schälchen voll bis zum Rande, nahm das eiserne Petschaft und drückte das Wappenbild seines Herrn tief in das weiche Wachs. Dann ließ er das Ganze erkalten, hob es heraus und ging zum Grafen hinab.

Tastend fuhr die Hand des Blinden über Schrift und Siegel. Eintönig klang die Stimme des Pfaffen, als er den Brief las.

„Setze das heutige Datum ein!" befahl der Greis. Schweigend schraubte der Kleriker den Deckel vom Tintenhorn, nahm die Feder und schrieb.

„Und nun leg den Brief in die zweite Truhe dort hinten!" sagte der alte Mann. „Da liegt er gut."

Der Kleriker tat nach seinem Befehle. Zornig aber murmelte der Graf: „Nur fordern hätt' er nicht sollen, was ich ihm längst schon zugedacht hatte aus Gnaden!"

Zweites Kapitel

Er lag nicht gut in der Truhe, der Brief. —

Bis in die sinkende Nacht ritt der Tannhauser und blieb zur Herberge in einem Dorfe des Waldes. Am andern Tage ritt er seines Weges fürbaß und kam zu früher Stunde nach Hause zurück.

Das Wetter wollte sich ändern. Schwere Wolken hatten den Himmel überzogen; jeden Augenblick konnte es regnen.

Mit finsterm Antlitz hielt der Reiter hoch droben am Waldrande, derweil seine Leute voraus über die Steine des aufgerissenen Hohlweges zu Tale liefen.

Mit scharfen Augen sah er hinab ins enge Tal, hinüber auf seine Burg, die klein und grau und moosgrün in dem großen eirunden Teiche lag und ihre dicken Türmchen in dem bleifarbigen Wasser spiegelte.

Und in den scharfen Augen des Tannhausers spiegelte sich das Storchennest des Dachfirstes, und ganz genau sah er die kleinen Köpfe vor dem alten Storch, der auf dem Nestrande stand und die hungrigen Schnäbel äzte. Er sah das schadhafte Schindeldach der armseligen Wasserburg, er sah die elenden Hütten des Dorfes. Er hatte das alles noch nie so scharf gesehen wie heute. Und er gedachte der landbeherrschenden Grafenburg, aus deren Frieden er gestern geritten war, er seufzte tief auf und lenkte den Klepper in den Hohlweg.

Der Brief lag nicht gut in der Truhe des Blinden.

Kein Lüftlein regte sich, und es begann leise zu tröpfeln. Vorsichtig, schrittweise tastend, trug das starkknochige Pferd den schweren Mann zu Tal. Im Trabe durchritt er das Dorf, schreiend flogen die Gänse zur Rechten und Linken zwischen die Hütten, und manch ein Antlitz fuhr beim Klang der Hufe vom Fensterloche zurück.

Der Tannhauser hielt den Klepper an, und seine finsteren Züge hellten sich auf. Vom Waldrande zur Linken hinter der Burg kam ein Haufe Gewappneter getrabt und machte halt am Ufer des Weihers.

Der Tannhauser winkte, hob ein kleines Horn an die Lippen und stieß hinein. Da rückten die gewappneten Reiter zum Keile zusammen. Abermals erscholl der Hornruf, und der Keil setzte sich in Bewegung.

Der Klepper des Roten spitzte die Ohren, stampfte den Rasen und wieherte hellauf. Im Trab, im Galopp, im gestreckten Laufe brauste die Schar schräg über den Hutwasen. Dumpf dröhnte der ausgetrocknete Erdboden unter der Wucht der Hufe.

Zum drittenmal entlockte der Rote dem Horn die durchdringenden Töne.

Weit drüben beim alten Birnbaum hielten die Reiter und wandten die schnaubenden Rosse. Im Galopp aber sprengte ihr Führer zum Roten heran.

Schrittweise kamen die beiden nebeneinander zur Wasserburg.

Über die Holzbohlen der langgestreckten Brücke rumpelte eine Schar Buben.

„Sachte, sachte!" rief der Tannhauser mit dröhnender Stimme hinunter in den Knäuel. Aber schreiend und jauchzend hängten sie sich an Roß und Reiter.

Schwerfällig schwang sich der Alte aus dem Sattel, und zu acht führten seine Jungen den müden Klepper über die Brücke. Hohl klang sein Hufschlag auf den eichenen Bohlen.

Noch ein paar Worte sprach der Tannhauser mit dem Führer der Schar. Dann sprengte dieser zurück. Der Tannhauser aber ging langsam über die Brücke.

Stärker fielen die Tropfen und klatschten in den Weiher. Zahllose Ringe fuhren auseinander und verschwanden spurlos auf der grauen Fläche.

Der Tannhauser trat ins Tor seiner Burg, ging über das enge, dumpfige Höflein und kam durch die rundbogige Tür in den düsteren Wohnbau.

Aus der Küche quoll beißender Herdrauch. Eine hohe schmale Gestalt löste sich aus dem Qualm, zwei rotgeränderte Augen suchten den heimkehrenden Herrn, eine zerarbeitete Hand streckte sich ihm entgegen, eine heisere Stimme bot ihm den Willkommgruß.

Hüstelnd zog sich das Weib in die Küche zurück.

Mit einem tiefen Seufzer stieg der Rote die enge Wendeltreppe hinan, trat in sein Schlafgemach und schlug die Tür ins Schloß.

Er trat an das offene Fenster und blickte hinaus auf den Hutwasen. Noch immer tummelten sich die Söldlinge, trotz dem linden Regen, der nun herniederrauschte.

Tief herab hingen die Wolken an den waldbedeckten Hügeln, und mit finsterem Antlitze stand der Burgherr im Fenster.

So scharf wie heute hatten seine Augen noch niemals gesehen: nicht bloß das bösgeflickte Schindeldach seines Hauses und die armseligen Lehmhütten seiner Eigenleute drüben am Rande des Hutwasens, sondern auch die zermürbten Wämser seiner rotwangigen Buben und das vergrämte Gesicht seines hüstelnden Weibes — noch niemals hatten seine Augen das alles so klar gesehen wie heute. Er stand mit finsterem Antlitz und halb-

geschlossenen Augen, und es war ihm, als hörte er die seidene Schleppe der Gräfin über Teppiche rauschen, als sähe er den blinden Grafen hochaufgerichtet sitzen zwischen den kostbaren Truhen im halbdunkeln, vertäfelten Gemache.

„Eng — eng — alles zu eng!" sagte er und wandte sich ab.

Langsam und in regellosem Haufen ritten die Söldlinge über den Hutwasen, ritten im Bogen um den Burgweiher zurück in das Hüttenlager am Waldsaume. Der Tannhauser aber streckte sich in den Kleidern auf sein Bett und schloß die Augen.

Der Brief lag nicht gut in der Truhe des Blinden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Vom Dörflein tönte das Gebimmel der Mittagsglocke herüber.

Etliche Buben stürmten die Wendeltreppe empor. Die Tür ward aufgerissen, und mit Gepolter drang es herein. „Herr Vater, Herr Vater, kommen sollt Ihr!" keuchte der Älteste.

„Wohin?"

„'runterkommen sollt Ihr, 's ist einer draußen auf der Brücke."

„Hat ein schwarzes Aug' in sei'm Gesicht," piepste der Jüngste.

„Du Ochs, einäugig ist er und trägt überm andern Aug' einen schwarzen Tuchfleck!"

„Drei sind's. Führen Saumrösser, zwei Saumrösser mit sich. Kaufleut' sind's.

„Brauch' nichts."

„Haben Schwerter und Kübel und Schild', Herr Vater."

„Kramschwerter!" sagte der Rote verächtlich und streckte die Glieder.

„Schilde mit Kokodrillenhaut!" bemerkte der Älteste und machte ein geheimnisvolles Gesicht.

„Mit Kokodrillenhaut? Solche sind gut," meinte der Tannhauser.

„Was ist ein Kodadrill?" fragte der Zwölfjährige.

„Kokodrill ist ein großer Wasserwurm, lebt im Morgenland. Nicht, Herr Vater?" belehrte der Älteste.

Der Rote gab keine Antwort, erhob sich schwerfällig vom Lager und ging aus der Tür. Um die Wette sprangen seine Buben vor ihm her die Wendeltreppe hinunter.

Es regnete nicht mehr; da und dort lugte sogar schon wieder ein Stücklein blauen Himmels hervor. Jenseits des Weihers hielten die fremden Knechte mit den starken Saumrossen. Mitten auf der Brücke aber stand der Kaufmann, spuckte von Zeit zu Zeit ins Wasser und sah dem Treiben der wimmelnden Fischlein zu.

Die Buben rannten aus dem Tor und polterten auf die Brücke: „Er kommt, er kommt!"

Nachlässig wandte sich der Fremde und sah dem Herrn entgegen. Langsam griff er zum Gruß an

die Lederkappe, fast unmerklich beugte er das linke Knie. Dann stand er wieder steif und gerade, und die Linke stützte sich auf den Knauf des Dolches im Gürtel.

„Waffen?“ fragte der Burgherr.

„Waffen,“ nickte der Fremde und musterte den Roten mit dem einen glotzenden Auge.

„Welcherlei?“

„Allerlei,“ kam die Antwort zurück. „Schwerter aus Bayerland, Bernhardshauser Hüte, hessische Platten.“

„Potz!“ rief der Rote und wandte die Äuglein begehrlich hinüber zu den Saumrossen.

Der Kaufmann winkte. Der Tannhauser ging voran ins Tor hinein. Händler und Knechte folgten mit den schwerbeladenen Rossen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Drei Tage schon weilte der Fremde in der Wasserburg. Seine Knechte hatten eine Feldschmiede aufgeschlagen, und vom Frühlichte bis zur sinkenden Sonne erklang das Hämmern im Tale. Urväterische Kübel und zerstoßene Schilde, schartige, verrostete Schwerter wurden aus der Waffenkammer auf den grünen Wasen geschleppt, und auch die Söldlinge trugen ihre zerbrochenen Wehren herbei. Unermüdlich standen die Buben des Tannhausers um den Amboß, freuten sich, wenn das glühende Eisen wachsweich wurde und wenn die Funken sprühten, bestaunten das kunstfertige Treiben der Fremden und taten Handreichung. Und

sie waren von unerhörter Billigkeit, diese fahrenden Leute. Wohl zehnmal des Tages ging der Tannhauser in seine Waffenkammer, klopfte prüfend auf den Bernhardshauser Kübel, den er um ein Spottgeld erworben hatte, und strich liebkosend über ein neues Ringelhemd, das auf dem Holzgestell funkelte. Sein Ältester aber folgte dem Waffenhändler wie ein treues Hündlein auf Schritt und Tritt, seit ihm dieser das kleine Schwert am schwarzen Ledergurt um die Schulter gehängt hatte. Und es gab nur einen einzigen Menschen im Tale, der feindlich gesinnt war gegen die Fremden: der alte halbblinde Dorfschmied sprach mit Verachtung von dem hergelaufenen Volke. —

„Und wann hebt also der Tanz an?“ fragte der Einäugige am vierten Nachmittage wie von ungefähr den Burgherrn, als sie beide dem Buhurd der Söldner auf dem Hutwasen zusahen.

„Was für 'n Tanz?“ gab der Tannhauser mürrisch zurück und ließ die Lider halb über die Äuglein sinken nach seiner Gewohnheit.

„Nu, für die Kirchweih werden die achtzig Wänste ja doch nit gefüttert,“ lachte der andre.

„Für meinen Grafen und Herrn,“ murrte der Tannhauser und wandte sich der Burg zu.

Hart neben ihm ging der Händler und sagte leichthin: „Ihr wollt Blindekuh spielen mit dem Einäugigen. Weiß aber doch jedermann drunten in Franken, wem's gilt.“

„Was kümmert's mich? Sollen sie schwätzen, was sie wollen, drunten in Franken und hier oben im Steigerwald!" sagte der Burgherr in barschem Ton.

„Ja, wenn einer halt fünfzig Reiter und dreißig Sarjanten sechs Wochen lang mit Tarnkappen über den Kübeln im Buhurd üben könnt'!" lachte der Händler. „Aber recht habt Ihr, Euch kann's einerlei sein, ob's nun gegen den Bischof geht oder gegen den Burggrafen oder gegen eine Stadt —"

„Ganz einerlei," versicherte der Rote im gleichen patzigen Ton.

„— denn Ihr werdet ja doch immer Euer Schäflein scheren, so oder so," vollendete der Fremde seine Rede.

„Schäflein scheren? Jawohl, hat sich was!" entschlüpfte es dem Roten. Doch alsogleich biß er sich auf die Lippe und schwieg.

Ein lauernder Blick streifte von der Seite her sein Gesicht, das noch tiefer gerötet war als sonst, und vertraulich fuhr der Händler fort: „Will's Euch offen sagen, Herr. Bitt' aber, nehmt mir's nicht krumm, 's ist gut gemeint."

„Was?" stieß der Tannhauser hervor.

„Ihr müßt auch an die Zukunft denken und sorgen für Eure zwanzig Kinder!"

„Fünfzehn!" murrte der Rote, während sie über die Holzbrücke schritten.

„Fünfzehn," entschuldigte sich der Händler. „Eure Buben können doch kein Handwerk lernen?"

„Handwerk? Daß mich vorher dieser und jener holte!“ rief der Tannhauser, blieb stehen im dunkeln Tor und reckte sich, pustete und schlug an seine Wehr.

„Oder Handel treiben?“ hetzte der Fremde.

„Mit Kramkörben durchs Land ziehen — die Urenkel der edeln Landherren?“ schrie der Rote, daß es hallte im Höflein.

„Ich weiß, ich weiß,“ beeilte sich der Händler zu sagen. „Ihr habt mir's ja gestern alles erzählt.“

„Und erzähl's jedem, wem's not tut, heut und morgen!“ rief der Burgherr, griff nach dem Wamse des Fremden und zog ihn zurück auf die Brücke. Er stand hoch aufgerichtet, streckte die Rechte aus und wies empor zu dem kahlen Hügel, den der zerfallene Wachtturm krönte. „Kommt mit, jetzt auf der Stelle kommt mit, und ich will's Euch zeigen, wie weit unser Blutbann gereicht hat im Waldland. Ich will's versuchen. Aber man sieht gar nicht so weit von dem Hügel, und er ist doch der höchste im Umkreis.“

Lächelnd nickte der andre: „Ich glaub's Euch, ich glaub's Euch. Man darf Euch ja nur ansehen, Euch und Eure Buben, und man weiß es, ohne viele Worte weiß man's — Herrenleut' sind's.“

Der Rote machte ein hochmütiges Gesicht und wandte sich dem Tor zu.

Gleich war der Fremde wieder an seiner Seite, und schmeichelnd und eindringlich fuhr er fort: „Was aber soll werden aus den wackeren Buben, dem edeln Blut?“

Einer von den Jungen rannte aus dem Stall über den Hof.

„Halt!" rief der Tannhauser. Und wie angewachsen stand das Kind. „Komm her!"

Eilig lief der Knabe heran und sah erwartungsvoll zum Vater empor.

„Was willst einmal werden, Rudilo?"

Der Knabe lachte:

„'n Reiter! Was sonst?"

„Geh!" befahl der Tannhauser, und leichtfüßig sprang der Knabe in die Kemenate.

„Da hört Ihr's," lachte der Rote. „Fragt alle zehn, und alle zehn werden Euch das gleiche sagen."

„'n Reiter — wohl," murmelte der Händler. „'n Reiter," wiederholte er. „Und der Herr Graf wird sie zu ihrer Zeit in Gnaden belehnen zu gesamter Hand alle zehn mit" — er hielt inne, drehte sich langsam, beschrieb mit der ausgestreckten Rechten einen Kreis und verzog das Gesicht — „mit diesem weitläufigen Wasserschlosse, und sie werden hausen zu zehnt als wackere Ganerben in diesen Palassen bis an ihr selig End' —"

„Fahrender?!" unterbrach ihn der Burgherr und schnappte nach Luft. „Händler, willst du mich zwischen meinen eignen Mauern verhöhnen?"

„Verhöhnen?" raunte der Fremde und glotzte dem Erregten mit dem einen Auge ins rote Antlitz. „Ei, Herr, jetzt ist die Reihe zu spotten an Euch. Ihr könnt mir sagen: Du Narr, meinst vielleicht,

der Tannhauser hat nicht an die Seinen gedacht? Das wird nun meine letzte Kriegsfahrt sein" — der Händler hielt inne und bohrte den Blick auf den Burgherrn — „die Fahrt gegen den Bischof. Du Narr, meinst, ich diene mit allem, was ich gelernt hab' im Abendland und im Morgenland, einem kargen Herrn? Du Narr, mein Herr ist ein reicher Herr, und ich weiß, was ich will —"

Der Tannhauser wandte das dunkelrote Antlitz zur Seite.

„— weiß, was ich will," sagte der Händler zum zweitenmal und verfolgte den Roten mit dem glotzenden Auge. „Sorg du für dich, Narr! Noch den einen Feldzug gilt's, dann aber werden meine Buben nimmer in geflickten Wämsern einherlaufen!"

Der Tannhauser ging mit geballten Fäusten und gesenktem Haupt in die Haustür. Auf den Fersen folgte ihm der Fremde und fuhr fort zu flüstern und zu zischeln: „Nimmer in geflickten Wämsern einherlaufen wie Armleutbuben — die Herrenkinder, und mein Weib wird sich nimmer am Waschtrog mühen wie eine Hörige, und ich werde nimmer —"

„Ich weiß nicht, warum ich dich nicht mit Hunden aus dem Burgfrieden hetze?" raunte der Tannhauser halb rückwärts und öffnete die Tür seiner Stube.

Der Fremde folgte ihm über die Schwelle, zog die Tür ins Schloß, spähte mit raschem Blick in alle

Winkel, strich über sein Gesicht und zog die Binde vom Auge, nahm die Ledermütze ab, daß ein blanker Schädel sichtbar wurde, trat mit einem Schritt hinter den Roten, klopfte ihn auf die Schulter und sagte mit leisem Lachen: „Weil ich recht habe, Utz!"

Der Tannhauser fuhr herum, wich zurück und stand mit offenem Munde vor dem Verwandelten. Endlich brachte er heraus: „Du, Beringer Haberkorn?"

Lachend nickte der andre.

„Und was willst du von mir?"

„Jetzt nicht, Utz, aber heut nacht, wenn dir's recht ist," sagte Beringer Haberkorn, legte sorgsam die Binde über das Auge und stülpte die Lederkappe über den blinkenden Schädel.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nacht war's. Die Leute in der Burg, im Dorf und im Hüttenlager draußen am Waldrande schliefen. Nur in der Stube des Herrn brannte ein Licht.

Am schweren Eichentische in der Ecke des Gemaches saßen die beiden, und ihre Gesichter waren gerötet. Der Tannhauser hatte sich zurückgelehnt im hölzernen Armstuhl, blickte empor in den Lichtschein, den das Talglicht an die dunkeln Balken der Decke warf, und strich von Zeit zu Zeit über Gesicht und Bart, als wollte er etwas abwischen. Der Kaufmann aber hatte die Ellbogen auf die Tischplatte gestützt und die Fingerspitzen aneinander gelegt und sah unverwandt auf sein Opfer.

„Wir können ja reden wie vorzeiten im Lager, wenn uns der Schlaf in der Hitze verging. Was wird's schaden, wenn wir reden? Nur reden, weiter nichts. Das Wort springt von der Lippe und verweht in der Luft. Es ist ja wohl auch nichts mehr vorhanden von dem, was wir uns damals gesagt haben."

Er nahm einen Schluck und stellte den Becher mit hartem Klang auf den Tisch, beugte sich zum Roten hinüber und fuhr halblaut fort: „Weißt noch, Utz, was wir geredet haben Anno dazumal hinter Akkon im Lager und von Pferd zu Pferd im Wüstensand?"

„Laß mich, wir sind zwei junge Kerle gewesen und haben nichts vom Leben gewußt," grollte der Tannhauser.

„Je nun, wie man's anschaut," flüsterte der Kaufmann. „Wir haben genug gewußt vom Leben, aber wir haben nicht zugegriffen zur rechten Zeit. Jawohl, wir zwei. An mich kommt's freilich nimmer. Bin des Bischofs Mann, reit' seine Rosse und trag' die Kleider, die er mir schenkt. Wär' auch lieber ein großer Herr, darfst's glauben. Knechtsbrot — hart Brot. Je nun, ich bin ein einschichtiger Schnapphahn, hab' für niemand zu sorgen als für mich. Du aber hast's noch einmal in der Hand, vielleicht, nein, gewiß zum letztenmal. Tannhauser, ich rat' dir gut." Er hielt inne.

Der andre sagte kein Wort, und es war stille in

dem großen, dumpfigen Gemache. Lange saßen die beiden wortlos voreinander, nachdenklich der Herr, lauernd der Gast. Und hinten in der Ecke begann ein Mäuslein vernehmlich zu nagen.

Nach einer Weile verlegte sich der Bischöfliche aufs schmeicheln: „Ich seh's ja, du bist noch immer der Tannhauser von damals, der Grabau, der Draufgänger, der Biedermann —"

„Der bin ich," murmelte der Riese, streifte mit einem scheuen Blick das lauernde Gesicht des andern, erhob sich und ging hinter in die Dunkelheit.

„Schaust nicht rechts und schaust nicht links und rennst in dein Verderben," vollendete der Kaufmann. „Weißt noch, wie damals die Venediger die ganz alten, schlechten Schiffe genannt haben?"

„Totenkisten," kam's aus der dunkeln Ecke.

„Totenkisten," sagte der Gast, „ganz richtig, Totenkisten. Und schau, mit solch einer Totenkiste willst du nun in deinen alten Tagen die Fahrt machen. Hör mich ganz ruhig an, Utz! Was weißt denn du Biedermann von den Welthändeln? Dein Graf hat dir einen Boten geschickt und Geld — will hoffen, viel Geld —, hat dir wissen lassen: Heerfahrt gibt's, wirb mir achtzig und halt sie verborgen. Du hast nicht dies gefragt und hast nicht jenes erkundet, du hast getan, was dir befohlen war —"

„Nach Mannenpflicht!" kam es aus der finsteren Ecke.

„Mannenpflicht!" Der Gast lachte höhnisch.

„Es gibt auch ein Mannenrecht, nicht nur eine Mannenpflicht, und das Recht hat dort seinen Anfang, wo die Pflicht aufhört.“ Er erhob sich, stemmte die Fäuste auf den Tisch und sprach nun, als wäre der andre gar nicht mehr vorhanden, über das flackernde Flämmlein der Kerze hinüber an die Wand: „Zwei Bischöfe sind zu viel für einen Stuhl. Also wird's drauf ankommen, wer von den zweien den andern hinausdrückt.“

Regungslos lauschte der Burgherr in der finsteren Ecke, und das Mäuslein nagte nicht mehr.

Der Bischöfliche aber fuhr fort: „Ja, die zwei! Der eine ist ein alter Mann und säße auch lieber daheim. Jetzt ist er Bischof worden, weil seine Brüder und dein Graf also gewollt haben. Und jetzt soll er in den Sattel steigen, soll sich seine Stadt erobern, mag er nun wollen oder nicht.“ Der Bischöfliche wandte sich und fragte mit halblauter Stimme: „Wie viele schickt ihm dein Graf?“

Der Tannhauser schwieg.

„Brauch's nicht zu wissen von dir, weiß es selber,“ lachte der Gast. „Willst du's hören? Dreihundert Rosse — wenn's hoch kommt —“

Der Tannhauser schwieg.

„Und weißt du, wie viel euer Bischof mit seinen Brüdern auf die Beine bringt? Du weißt's nicht, denn du bist ja der Biedermann, der nicht rechts schaut und nicht links, sondern geradaus ins Verderben rennt. Aber ich will dir's verraten: auch

dreihundert, wenn's hoch kommt. Dagegen der unsrige Bischof — willst weiter hören?"

„Red weiter!" murmelte der Tannhauser und hustete ein wenig. „Weiter!" stieß er zum zweitenmal hervor, als hätte ihn der andre nicht verstanden.

Der Bischöfliche ging mit leisen Schritten bis in die Mitte der Stube und sagte: „Es kommt gar nimmer auf dich an, Utz. Der eurige hat verloren, ehe er anfängt. Die Domherren sind zwiespältig, so ist's. Aber was tut's? Der unsrige ist ein junger Herr und ein starker Held, und die Bürger von Würzburg sind samt und sonders auf seiner Seite. Tausend verdeckte Rosse stehen da, wenn er in die Hände patscht."

„Wir achthundert werden fertig mit ihm!" rief der Tannhauser eifrig.

Ein Lächeln ging über das Gesicht des Fremden. „Achthundert?" murmelte er. Dann aber rief er leichthin: „Mag sein, daß ihr fertig werdet mit ihm. Doch was nutzt euch das alles zuletzt, wenn der Heilige Vater dem unsrigen hilft?"

„Der Heilige Vater?" fragte der Rote und kam aus seiner Ecke hervor. „Der Heilige Vater? An den hab' ich noch gar nicht gedacht."

Der Bischöfliche ging ihm ein paar Schritte entgegen und raunte: „Der unsrige ist auf dem Weg nach Rom, und ehe zwei Monate vergehen —" Jetzt neigte er sich und flüsterte nahe am Ohr des andern etliche Worte.

Nachdenklich stand der Tannhauser inmitten der Stube; der Bischöfliche aber ging mit leisen Schritten zurück an den Tisch, setzte sich und nahm einen Schluck aus dem Becher.

„Das ist freilich schlimm," murmelte der Tannhauser nach einer Weile, kam auch heran zum Tisch, setzte sich in den Armstuhl, verbarg das Haupt in den großen Händen und schwieg. „Das ist ja freilich eine Totenkiste," meinte er nach einer Weile in tiefen Gedanken.

Das Mäuslein in der Ecke begann wieder zu nagen, der Bischöfliche aber griff in sein Wams, zog einen strotzenden Beutel hervor und warf ihn auf den Tisch.

Der Rote nahm die Hände vom Gesicht, der Kaufmann löste die Riemlein, stürzte den geöffneten Beutel und schüttete seinen klirrenden Inhalt auf die Platte.

Hastig schlang der Rote die Arme um die rollenden Silberstücke, und nachlässig wischte der Bischöfliche all das Geld mit der gekrümmten Rechten auf einen Haufen zusammen. Dann ballte er die Linke und hielt sie dem Burgherrn unter die Augen: „Schau, Utz, und schau du jetzt für dich und alle deine Kinder und Kindeskinder. Das ist deine Zukunft — das da und das da. Hier das Geld, das du siehst — und hier in der Faust das Elend, das du nit siehst. Und jetzt greif, was dir lieb ist!"

Der Burgherr räusperte sich, stand auf, ging zur

Tür und schob den Riegel vor. „Still, still!“ mahnte er mit heiserer Stimme. „Mein Weib hat einen leisen Schlaf.“ Dann kam er an den Tisch zurück, schob die zitternden Hände in die Hosentaschen, senkte den Kopf, grub das Kinn tief ins Wams und sah stier auf den blinkenden Haufen. „Das — ist ein — großes — Dorf — das — da,“ sagte er schweratmend.

„Das Drangeld ist's,“ erwiderte der Bischöfliche gleichgültig, „das Handgeld, weiter nichts, und der Hauptlohn kommt nach.“ Und er begann die Silberlinge einzeln und sehr umständlich in den Beutel zu legen.

„Laß!“ rief der Rote nach einer Weile mit rauher Stimme. Und wieder überkam ihn das Hüsteln, während er zögernd hinzusetzte: „Und das — das mit dem Heiligen Vater hat seine Richtigkeit?“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Lange noch saßen die beiden einander gegenüber, die dritte Kerze brannte tief herab, und unaufhörlich nagte das Mäuslein in der Ecke. Lange saßen sie und raunten mit stieren Augen gegeneinander, und zwischen ihnen blinkte der silberne Haufen. Und unablässig hoben sie die Becher.

Der Morgen war nahe, als sich der Riese schwankend erhob und mit lallender Stimme sagte: „Steck's ein, Beringer, ich will — mir's — beschlafen.“

„Nimm's!“ lockte der Händler. „Nimm's, Utz!“

„Will — mir's — beschlafen," sagte der Riese und hielt sich am Tischrand.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Morgen graute, als der Tannhauser in seine Schlafkammer ging. Aber mit einem Fluche blieb er auf der Schwelle stehen, denn auf dem Bettrande saß in Kleidern sein Weib.

Er trat nahe vor sie hin und lallte: „Was gibt's?"

„O Utz!" flehte sie und griff nach seiner Hand.

Zornig stieß er sie zurück und keuchte: „Du hast gehorcht!"

„O Utz, mir ist todangst."

„Du hast gehorcht!" sagte er zum zweitenmal.

Da glitt sie vom Bettrand und lag vor seinen Knien. Der graue Morgen lugte durchs offene Fenster herein. Zwei große dunkle Augen starrten im Zwielicht zu dem betrunkenen Manne empor. Zwei Arme umklammerten seine stämmigen Knie, und zitternde Lippen stammelten stoßweise: „O — Utz — jag ihn fort!"

Ein klatschender Schlag traf ihr fahles Gesicht, und die schmächtige Gestalt fiel rückwärts. Hart schlug das Haupt an die Kante der Bettstatt.

Murrend tastete sich der Tannhauser um die Bettstatt und warf sich in Kleidern auf die Kissen. Lautlos raffte sich die Mißhandelte empor und schlich aus der Kammer.

Fern am Waldrande drüben schlug eine Amsel dem Morgen entgegen.

Das Weib schlich über den dunkeln Vorplatz zur Wendeltreppe, setzte sich auf die oberste Stufe und schluchzte in ihre Hände. Da knarrte seitwärts hinten eine Tür, patschende Füße liefen über die Bretter, zwei Knie stießen mit dumpfem Klang auf den Boden, zwei Arme schlangen sich um die schmächtige Gestalt, und mit einem Wehlaut kam es heraus: „Frau Mutter?"

„Still, Wobbe, still!" murmelte das Weib und wollte sich erheben.

Noch fester umschlangen die Arme ihren Leib, eine Kinderwange schmiegte sich an ihr Antlitz, und wieder begann die zarte Stimme: „Frau Mutter, was ist denn?" Ruckweise kam es hervor: „Frau Mutter — der Herr Vater und der fremde Mann — Frau Mutter, ich fürcht' mich. Ich hab' nit schlafen können und hab' — Frau Mutter, ich hab' den Deckel vom Guckloch gehoben und hab' hinuntergeschaut in die Stube, und da sind sie gesessen vor einem Haufen Geld und haben gemurmelt und haben getrunken — alle fünf Krüg' haben sie ausgetrunken, Frau Mutter, heut nacht!" Leise schrie das Kind auf, denn seine raunenden, kosenden Lippen hatten den blutbefleckten Mund des Weibes berührt.

„Still, Wobbe, still!" murmelte die Mutter, raffte sich empor, schlang den Arm um das zitternde Kind und zog es die Stiege hinunter. „Wir wollen in die Küche gehen, Wobbe. Gefallen bin ich und hab' mir das Gesicht zerschunden."

„Frau Mutter," raunte das Mägdlein und schmiegte sich an, „ich hab' doch — ich hab' doch den Herrn Vater schelten hören durch zwei Türen und hab' gehört —"

„Still, Wobbe!" flüsterte die Mißhandelte im unteren Gaden und öffnete die Tür zur Küche. „Der Herr Vater hat trinken müssen mit dem Fremden." —

Sie zog die Tochter in den dämmerigen Raum und sank auf einen Holzschemel. „Schau, Kind, das ist nun nicht anders, die Männer müssen trinken —"

„Müssen!" murrte Wobbe, riß ein Tuch vom Rechen, schüttete Wasser in eine Schüssel, kniete vor der Mutter auf die Ziegelsteine und begann das verschwollene Antlitz mit weicher Hand vom geronnenen Blute zu reinigen.

Mit Anstrengung fuhr die Mißhandelte fort: „Sie müssen trinken; das ist nie anders gewesen. Da hat er zu viel trinken müssen, der Herr Vater, ist in der Dunkelheit hereingekommen und über einen Schemel gestolpert. Bin ich ihm beigesprungen, hab' ihn aber nicht halten können und bin mit ihm rücklings an die Bettstatt gefallen."

Behutsam fuhr Wobbes Hand über das Haupt der Mutter und fand die Beule unter blutverklebten Haaren. „Rücklings und aufs Gesicht?" klagte das Kind, drückte das Tuch aus, goß das Wasser in den Rinnstein, füllte die Schüssel zum zweitenmal und

legte das nasse Tuch rund um das Haupt der Mutter, setzte sich eng neben sie und schlang den Arm um ihre Hüften.

Mit leisem Schluchzen legte das Weib den Kopf an die jugendliche Schulter. Das Kind aber saß regungslos, mit festgeschlossenen Lippen, und die großen, weitgeöffneten Augen starrten auf die vier schwarzen Gitter des Küchenfensters, die sich scharf abhoben vom fahlen Lichte des herankriechenden Morgens.

Ein Hahn krähte schmetternd im Höflein. Aus der Ferne kam die Antwort der Dorfhähne.

Ein Windstoß fuhr in die Bäume des schmalen Küchengartens zwischen Burg und Weiher, die Blätter rauschten, und mit leisem Scharren rieb sich am Holzladen ein Zweig.

Dann ward es ganz stille. Regungslos saß das Kind auf dem Schemel und hielt die Mutter umfangen. Tief und gleichmäßig atmete das schlafende Weib an der Schulter des Mägdleins.

Ein Vogel setzte sich vors Fenster und begann lind und zart, als wollt' er sein Stimmlein probieren, das Morgenlied. Mit großen Augen saß das Kind und lauschte den Tönen.

Der Vogel schwang sich auf, und in der Ferne stieg sein tröstliches Lied in den Morgen empor.

Dicke Tränen liefen über Wobbes Wangen, und ihre Augen blickten nicht mehr so starr wie vordem.

Ein rosiger Schimmer flog schräg durch die

Fensteröffnung in die kleine Küche und warf die schwachen Schatten der Gitterstäbe auf die weiße Wand. Dann begannen die blanken Kupferbecken im Lichte der aufgehenden Sonne zu funkeln.

Draußen im Höflein wurde eine Tür zugeschlagen.

„Frau Mutter," raunte das Kind, „Tag ist's, die Magd kommt." Und sachte nahm sie das Tuch vom Haupte der Geliebten.

Das Weib schreckte empor: „Wobbe, du bist's? Wie hab' ich doch so schön geträumt!"

Sie stand auf und zog das Kind mit sich aus der Küche die Treppe empor. „Ich will nun leise zum Herrn Vater gehen. Und höre: du sagst es jedermann, daß ich gefallen bin!"

Zwei Türen knarrten. Dann war es still im oberen Gaden. Nur das Rasseln schwerer Atemzüge drang aus der Schlafkammer des Betrunkenen. Im unteren Gaden aber, zwischen dem blinkenden Kupfergeschirr der Küche hantierte die alte Magd.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Sonne stand hoch am Himmel. Die Feldschmiede war abgebrochen, und neben den schwerbepackten Saumrossen hielten die Knechte des Waffenhändlers. Sie mußten lange warten, bis die beiden, der Tannhauser und sein Gast, mit wüsten Gesichtern über die Holzbrücke kamen.

Alle Buben des Burgherrn bis herunter zum Sechsjährigen gaben den Knechten das Geleite.

In guter Entfernung hinter ihnen schritten schweigend nebeneinander die Zechgenossen von gestern.

Rosse, Knechte und Buben verschwanden unter den Bäumen des Waldes. Aber das kleine Hifthorn des Roten erklang, und die Buben kamen zurück und rannten wie besessen heran auf dem kotigen Wege.

Noch einmal griff der Händler in sein Wams und holte den Beutel hervor.

„Steck ihn ein, Beringer," sagte der Rote und blickte zur Seite.

„Wenn's Hirsbrei regnet, hat er kein' Löffel!" spottete der Bischöfliche, schob den Beutel in die Tasche und machte ein grimmiges Gesicht.

„Hirsbrei?" wiederholte der Tannhauser. Dann sagte er mit Nachdruck: „Kannst dich drauf verlassen, Beringer, wenn's Hirsbrei regnet, hab' ich 'n Löffel."

„Na, du weißt, was wir geredet haben."

„Alles weiß ich," brachte der Tannhauser mühsam hervor. „Und kann sein, daß ihr hört von mir — kann aber auch sein, nicht."

So gingen sie auseinander. Als der Bischöfliche den Waldrand erreichte, stand er still und grüßte noch einmal mit der Kappe zurück. Mürrisch gab der Gräfliche den Gruß zurück. Dann ging er langsam und nachdenklich hinter seinen schreienden, balgenden Buben heim in die enge Wasserburg.

Als er in die Schlafkammer trat, schüttelte sein Weib die Kissen des Bettes. Er steckte die Hände in die Hosentaschen, pfiff leise vor sich hin, stellte sich neben sie und sah ihr seitwärts ins Gesicht.

Mit niedergeschlagenen Augen vollendete sie ihre Arbeit und wandte sich zum Gehen.

„Du!“ sagte er ärgerlich.

„Was willst?“ antwortete sie halb rückwärts über die Schulter.

„Bin besoffen gewesen, weiter nichts!“ rief er drohend und stampfte.

„Aber ich hab' ja gar nichts gesagt!“ murmelte sie ängstlich.

„Und sollst doch was sagen!“ polterte er. „Mit immer so wehleidig 'rumgehen, das kann ich nit sehen.“

Ihr Antlitz verzog sich und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Sie faltete die Hände und blieb an der Tür stehen. Der Tannhauser aber schlug sich an die Brust und rief: „Jeder hat seine Fehler. Wird aber nicht leicht ein Biedermann zu finden sein weit und breit, der also sorgt, Tag und Nacht sorgt für Weib und Kind. Oder ist's anders?“

„Nein!“ hauchte sie.

*

In der folgenden Nacht lag der Tannhauser lange Zeit schlaflos und spielte mit seinen Gedanken.

Da hob sich aus dem Walde ein fremder Vogel,

strich zu Tal, umkreiste lautlos die Burg, setzte sich auf eine hohe Fichte am Rande des Weihers, starrte mit glühenden Augen hinaus in die Dunkelheit, flog auf und umkreiste die Mauern, strich ab und kam zurück und trieb also sein Spiel bis zum grauenden Morgen.

In all den kurzen Sommernächten kam der große, gespenstige Vogel mit den glühenden Augen im uralten menschlichen Antlitz und flog auf weichen Schwingen geduldig um die Burg. Und drinnen in der Kammer lag einer schlaflos und spielte mit der Schuld.

Drittes Kapitel

Die Strahlen der Augustsonne bohrten in das dunkelgrüne Laub der Weinberge von Castell, und leise kochten die schwellenden Trauben in ihrer Glut. Kein Lufthauch regte sich. Ein feiner Dunst lag über den Waldhügeln und über dem fruchtbaren welligen Lande, das sich meilenweit ausbreitet zwischen dem riesigen Bogen des Steigerwaldes und dem fernen glitzernden Mainstrom.

Grellweiß leuchteten die Mauern des Schlosses von der Stirn des kahlen Berggrates, der aus der Waldbucht hervorspringt, finster und massig ragte seitwärts auf der abgerundeten Kuppe des Herrenberges der dicke Wartturm mit dem kleinen Wächterhause auf dem flachen Dache. Und grausilbern

blinkten die Strohdächer des Dörfleins aus dem Kranze der Palisaden am Hange; vergoldete Zier funkelte vom Satteldache seines uralten Kirchturms.

Am Eingang zum Dorf erhob sich ein kleines Feldlager, und reihenweise standen schwere Rosse angepflockt im Schatten der Obstbäume. Söldner lungerten umher, beißender Rauch stieg träge empor zwischen den Zelten und Holzhütten, schlaff hingen die bunten Wimpel an den Stangen herab.

Droben aber auf dem Wachtturm des Schlosses ging unablässig in der sengenden Hitze ein Mann rundum, spähte hinaus auf die Straßen und stieß von Zeit zu Zeit einen gellenden Hornruf in den Frieden der Landschaft. —

Zwischen Weingärten und Stoppelfeldern lief der braune Fahrweg von Wiesenbronn über die Landwelle zu den Waldhügeln, dicker Staub lag auf dem verbrannten Rasen zur Rechten und Linken.

Viele hochbeladene Wagen krochen hintereinander in dem ausgefahrenen Geleise, ein langer Zug. Räder knarrten, Rosse schnaubten, Peitschen knallten, Männer fluchten, Weiber kreischten, Kinder heulten. Wie eine dicke schwarze Schlange kam's gemächlich über die Landwelle herüber, zog sich zusammen, ringelte sich weiter und kroch herunter ins Tal.

Schon schlüpfte der erste Wagen zwischen die Hütten und Zelte des Feldlagers; da zogen zwei

magere Kühe noch einen kleinen schwerbeladenen Karren auf die Höhe unter den alten Birnbaum und hielten, heftig atmend, in seinem Schatten. Ein hagerer Bauer stand neben ihnen und sah mit finsterem Gesicht auf das blinkende Bergschloß hinüber.

„Sie werden uns nimmer 'nauflassen, weil wir die letzten sind," klagte eine Weiberstimme zwischen dem Hausrat des Karrens.

„Ei was," gab der Mann über die Schulter zurück, „das muß er, der Graf; 's ist unser Recht."

„Muß?" klagte das Weib. „Er wird's dir sagen, was er muß und was er nit muß, der gnädige Herr."

„Er muß," wiederholte der Bauer; „denn so ist's Brauch, solang als Castell steht. Und ist ja sein eigener Nutzen. Denn schau doch an, was ist denn der Graf ohne die armen Leut'? Nix ist er. Also muß er die armen Leut unterschlupfen lassen, wenn's Krieg ist im Land."

„Aber wenn halt schon alles voll ist von Bauern zwischen sein' Schranken?" jammerte das Weib.

„Ach was, alles voll ist!" lachte der Mann und spuckte aus. „Das kann gar nie voll werden. Da können viele Dorfschaften unterschlupfen zwischen den Planken hinter Castell."

„Schau, und von Rüdenhausen kommen s' auch schon gefahren," klagte das Weib.

Der Bauer wandte sich und sah hinüber nach

Norden auf die Staubwolke, in der sich ein zweiter Wagenzug heranbewegte.

„Sollen nur kommen, die Armleut von Rüdenhausen," sagte er gleichmütig. „Alles hat Platz hinter Castell."

Ein wimmerndes Kinderstimmlein ward laut, und angstvoll mahnte das Weib: „So fahr doch zu, Mann!"

„Hü!" sagte der Bauer, stemmte sich vor die Deichsel und lenkte den Karren zu Tal.

Das Kind weinte und das Weib summte ein uraltes Lied über dem kleinen krebsroten Antlitz.

Ächzend schwankte der Karren zu Tal, kroch zwischen die Hütten des Lagers und in die geöffneten Dorfschranken, rattelte vorbei am Meierhofe des Grafen und wandte sich zur Linken bergan. Weiber schrien, Männer fluchten, Kinder heulten. Ein umgestürzter Wagen lag rechts am Wegrande, und das Wasser des schmalen Mühlbächleins staute sich vor den Betten und Futtersäcken und Truhen.

Der letzte Wiesenbronner Karren kroch den Fahrweg hinan. Keuchend zogen die Kühe, keuchend schob der Mann. Immer wieder blieb das Gespann stehen, und der Bauer mußte einen Feldstein klemmen unter das Rad. Zwei Söldner kamen den Weg herabgeklirrt. Mitleidig traten sie heran und halfen dem schwitzenden Manne. So kroch der Wagen weiter zu Berg.

Das Kindlein schlief und seine Mutter schwieg.

Hinten am Meierhofe, beim umgestürzten Wagen, fluchten die Leute, und mit Peitschenknallen bog der staubbedeckte Rüdenhausener Wagenzug zwischen die Hütten und Zelte des Lagers.

Langsam brachten die Kühe den Wiesenbronner Karren das Dorf hinan, seitwärts den Schloßberg hinauf, in die Hohlstraße zur Grafenlinde empor. Schnaufend hielten die Kühe; Schweißtropfen perlten von der Stirn des Bauern. —

Hornrufe tönten vom Wartturm des Herrenbergs. Knechte rannten aus dem Burgtor herab auf den Fahrweg. Hastig lenkte der Wiesenbronner sein Gespann zur Seite und zog demütig die Kappe. Neugierig und ängstlich hob die Wöchnerin das bleiche Gesicht aus dem Stroh.

Ein Reiterzug klirrte seitwärts unter dem Schlosse zwischen den hochragenden Eichenschranken des Fahrweges heran. Ein starker rotbärtiger Mann lenkte sein Roß torwärts und ließ die andern an sich vorbei. Sarjanten liefen zwischen den Schranken hervor und verschwanden hinter den Reitern talwärts im Hohlweg.

Der Rote spornte sein Pferd, nahm im Galopp den steilen Weg zum Schlosse und ritt in das hallende Tor.

Schrittweise zogen die Kühe den Karren des Wiesenbronners zwischen den Eichenschranken hinten auf den breiten Bergrücken, wo die Herdfeuer rauchten, wo Kinder schrien, Weiber kreischten,

Männer schalten, wo ganze Dorfschaften eingepfercht waren zwischen Wagen und Hausrat und blökendem Rindvieh. —

Hoch über dem Schlosse kreiste ein Geier in der flimmernden Luft. Auf dem Wartturme ging der Wächter kreisum und stieß ins Horn und spähte hinaus ins weite Land und spähte zurück auf die waldigen Hügel. Er allein überblickte die Scharen, die von Mitternacht und Mittag im Staube des Weges unter den sengenden Strahlen der Augustsonne dem festen Schlosse entgegenstrebten.

Wie eine Gluckhenne stand das uralte Castell vorn auf dem kahlen Berggrat, und wie erschrockene Küchlein kamen die wimmelnden Geschöpfe und verkrochen sich hinter die schützenden Flügel seiner Palisaden und Mauern, wie Brauch war.

Viertes Kapitel

Die Sonne hatte sich gegen den dunstigen Horizont geneigt; schräg fielen ihre Strahlen über das Land. Kein Lüftlein regte sich; Gluthitze lastete auf den Stoppelfeldern, die sich dehnten bis hinüber zu der einsamen Mühle im Gründlein.

Aus den Dorfschranken traten zwei Männer, gingen vorbei an der mächtigen Linde und kamen durch das menschenleere Lager.

Bedächtig schritt der Große seines Weges, trug

den Kopf hoch und setzte die Füße gradaus. Mit schrägen Beinchen, sich wiegend zur Rechten und Linken, wandelte der Kleine, ein alter Mann, demütig an seiner Seite dahin.

Unaufhörlich floß das Gespräch des Kleinen. Bedächtig, mit unverhohlener Mißachtung warf der Große von Zeit zu Zeit ein Wort auf den gelben, spitzigen Hut seines Begleiters herab.

Sie gingen über die Brücke, vorbei am Wiesenbronner Fahrweg, den Rüdenhauser Feldweg längs den Herrengärten hin.

Pferdegetrappel kam hinter ihnen vom Dorfe.

Mit einem Angstschrei sprang der Kleine behend aus dem Weg, hinüber auf den staubigen Wasen.

„Dummer Jud'!" murrte der Große, trat bedächtig aus den Geleisen, legte die Linke an die kurze Wehre im Gürtel, zog die Mütze und beugte das Knie.

Gewappnete trabten in einer Staubwolke vorbei.

„Dummer Jud'," wiederholte er und stieg bedächtig auf den Weg zurück.

„Herr Wiprecht!"

„Dummer Jud'! Ich bin der Schöffe Wiprecht, und die Herren sind die dort." Er wies mit der ausgestreckten Rechten auf die Staubwolke.

„Geht Ihr doch einher wie ein wirklicher Herr, kann ich Euch doch anreden Herr Wiprecht," schmeichelte der Kleine und kam wieder an die Seite des Großen. „Aber so sagt mir's nur, wer sind sie denn, die grausamen Ritter da vorn?"

„Unsre gnädigsten Grafen, der Herr Heinz, der Herr Karl und der Herr Friedel, der Nestquak," antwortete der Schöffe.

„Sieht doch einer aus wie der andre, hat jeder den Kübel überm Kopf und jeder den Pfauenstutz auf dem Kübel. Wie kennt Ihr sie denn in den eisernen Kleidern?" fragte der Jude.

„Reitet jeder von ihnen sein eignes Roß und trägt der eine den Kopf so, der andre so," gab der Schöffe zur Antwort. „Warum sollt' ich sie nicht kennen, die jungen Herren, wo ich sie doch hab' aufwachsen sehen von klein an?"

„So ist es wahr, daß sie alle mitsammen wollen reiten in den bösen Krieg? Auch der Nestquak, wo doch alt ist — wie alt wird er sein? — siebzehn Jahr' soll er alt sein, ist's wahr so?" erkundigte sich der Jude.

Der Bauer lachte verächtlich: „Und warum denn nicht?"

„Warum nicht, Herr Wiprecht? Warum nicht? Ei, wie ich gewesen bin siebzehn Jahr', hätt' ich nit mögen steigen auf den Buckel von 'em Gaul und reiten hoppaus in Krieg. Und wie kann sie's leiden, seine Frau Mutter?"

Abermals lachte der Schöffe: „Jud', sind aber doch Reiter von Mutterleib an!"

„Recht habt Ihr, Reiter sind's," nickte der andre. „Und wahr muß es bleiben, ist einer 'n Reiter, so soll er sein 'n Reiter —"

„Und ist einer 'n Jud', so soll er bleiben 'n Jud'," ergänzte der Bauer.

„Möcht' ich wissen, was einer werden könnt', wenn er als Jude ist kommen zur Welt?" murmelte der Kleine mit trübem Lächeln. —

Schwere Staubschwaden hingen über den weitgedehnten Feldern, wo sich die gräflichen Scharen tummelten im Buhurd.

„Wir wollen nit nah hintreten, wir wollen uns suchen 'en sichern Ort, daß wir können sehen alles, weit weg von die Rösser, die wilden," mahnte der Jude.

Wo sich der Fahrweg gabelte nach Trautberg und Rüdenhausen, standen Männer, Weiber und Kinder. Gradaus schritt der Schöffe, und an seine Fersen drückte sich der alte Jude.

Nun standen sie auch unter den Gaffern am Wege.

Ein hagerer Bauer kam zu ihnen und raunte dem Schöffen zu: „Bruder, es stinkt!" Dabei verzog er die bartlosen Lippen, rümpfte die Nase und zwinkerte mit den haarlosen Augenlidern.

„Warum?" fragte der Schöffe Wiprecht.

„Weil keiner weichen will hinter den andern."

„Ei, ich denk' mir halt, der Tannhauser —? Wo doch der Tannhauser schon geritten ist im Morgenland und im Abendland?"

Spöttisch lächelte der Hagere und blinzelte aus rotgeränderten Äuglein hinaus ins Feld: „Ei freilich. Aber der Graf Kunz?"

Neugierig lauschte der Jude. „Wer ist denn gesetzt als Hauptmann über Männer und Rösser?“ fragte er nach einer Weile.

„Das wirst du wohl sehen, Jud',“ antwortete der Schöffe über die Schulter zurück.

„Wie heißt sehen? Ich seh' ihn reiten, den Schlanken mit dem weißen Rittergurt und dem Pfauenstutz, ich seh' ihn reiten auf dem Schimmel hin und reiten her, reiten in den Staub, reiten durch den Staub, reiten zum einen Haufen, reiten zum andern Haufen, und ich seh' ihn, den Großen, den Dicken, auf dem Rappen reiten hin, reiten her, und tun die Reiter, was sie befehlen, die zwei, reiten langsam, reiten geschwind. Aber wie kann ich wissen, wie er heißt, der gesetzt ist als Hauptmann über Reiter und Rösser?“

„Der Graf Kunz ist der Schimmelreiter,“ warf der Schöffe hin, „der älteste ist's von den Grafen Castell.“

„Und jetzt,“ rief der Jude, „seht ihr den andern, den auf dem Rappen, wie er ihn laufen läßt, den Rappen, als wär' er ein fliegender Vogel? Wer ist denn der auf dem Rappen, wo reitet hinüber zum Schimmelreiter — ihr seht's doch?“

„Der Tannhauser vom Wald,“ sagte der Schöffe.

„Nachbar, es stinkt,“ raunte der Hagere und blinzelte hinaus ins Feld.

„Der Tannhauser, der grausam berühmte Ritter, von dem sie singen unter den Linden, die Fahren-

den — der ist's?" rief der Jude. „Und wer ist also der Hauptmann, wer von den zweien, der Kunz, der Graf, oder der Tannhauser, der Kriegsmann, der große?"

In drei Haufen hielten die gräflichen Reiter und Sarjanten, und matt nur leuchtete das Eisen ihrer Waffen durch die staubschwere Luft herüber. Abseits von den Haufen, im freien Felde, hielten die beiden, der älteste Graf und der Tannhauser.

„Sie ratschlagen, ob es gewesen ist gut, ob es gewesen ist bös, wie sie geritten sind," murmelte der geschwätzige Jude. „Aber nu wett' ich meinen Hut gegen 'n Ritterkübel, daß sie uneins sind, die Herren, die zwei. — Und nu kommen die andern geritten, die Herren, sie kommen geritten von rechts und von links — seht ihr?"

Der Hagere stieß den Schöffen in die Seite. Neugierig reckten die Männer und Weiber am Feldrande die Hälse.

„Sie stehen im Kreis und haben die Pferdsköpf' gewendet nach innen," sagte der Jude. „Sie halten, mir dünkt, einen Rat. Und der Schimmelreiter mit dem Pfauenstutz — habt ihr's gesehen, wie er ihm gedroht hat mit der Faust, dem Rappenreiter? Ich hab's gesehen! — Und jetzt — jetzt hat er den Gaul herumgerissen, der Schimmelreiter — — wai, und jetzt kommt er, der Graf!"

Kreischend flohen die Weiber und Kinder, und mit ihnen rannte der alte Jude, daß ihm sein spitzi-

ger Hut vom Kopfe flog. Schrittweise wichen die Bauern zur Rechten und Linken und gaben dem Heranstürmenden Raum, rissen die Kappen von den Köpfen und sahen ihm nach, wie er in einer Staubwolke zum Dorfe jagte.

Mit Getöse schneuzte sich der Hagere. Dann raunte er dem Schöffen zu: „Hab' ich recht oder nit?"

Befehle ertönten draußen im Felde. Zwei Scharen ritten im Galopp aneinander, machten die Kehre und ritten im Trabe zurück. Zwei Reiter jagten zur dritten Schar. Befehle ertönten. Im Schritt und eng geschlossen kam die dritte Schar über die Stoppeln herunter.

„Eins — zwei — drei — drei Pfauenstutz'," rief der Hagere dem Schöffen zu; „drei Grafen reiten fort, drei bleiben," murmelte er und wiegte bedächtig das Haupt.

Die Reiter klirrten im Staube vorüber dem Dorfe zu.

„Sie sind zwiespältig wie die Domherren zu Würzburg," raunte der Jude hinter den beiden Bauern, wischte den Staub von seinem Spitzhut und stülpte ihn auf den kahlen Schädel.

„Halt's Maul, Jud'!" rief der Schöffe zornig, schlug an seine Wehre und ging mit langen Schritten dem Dorfe zu.

„Recht habt Ihr, es stinkt," raunte der Jude neben dem Hageren.

„Der Alte wird's ihnen lehren!" gab dieser zurück.

„Der alte Mann, der Blinde, der Graf da droben im Schlosse?" Der Hebräer strich den Bart und verzog das breite, runzlige Gesicht. „Vorige Woche hab' ich die bischöflichen Haufen gesehen, die Haufen," — er lachte verstohlen — „die Haufen vom andern Bischof, wie sie geritten sind gegeneinander und auseinander, und haben die Hauptleut geschrien und haben die Rosse geschnaubt. Aber einer ist gewesen bei ihnen, und der hat ihnen gesagt, wo sie sollen reiten und wo sie sollen halten, und haben's die andern getan mit grausamem Schreien, was der eine gewollt hat."

„Wie viele sind's denn gewesen, Jud'?" sagte der Hagere und wandte sich auch dem Dorfe zu.

Dicht an seiner Seite ging der kleine alte Mann, setzte die Beinchen schräg, strich über seinen Bart und schwieg.

„Wie viele sind's gewesen, Jud'?" fragte der Hagere zum zweitenmal.

„Sind sie doch geritten durcheinander geschwind wie der Wind, und haben ihre Waffen und Wehren grausam gefunkelt im Sonnenschein — haben mich gebrennt meine Augen, daß ich sie nit hab' können zählen, die bischöflichen Reiter."

„Jud'," sagte der Hagere und blieb stehen, „wer wird nun gewinnen?"

Der Kleine zog die Schultern zurück, hob die Arme, preßte die Ellbogen in die Seite, spreizte die Finger und schwieg.

Ein Trüpplein barfüßiger Buben lief auf patschenden Sohlen vorüber.

„Sie sind zwiespältig, die Domherren — also gut, sollen sie sein zwiespältig. Was ist zwiespältig? Wie lang werden sie sein zwiespältig — er lachte — die Domherren? Wie heißt die wahre Zwiespältigkeit im Bistum alle die Zeit her? So heißt sie, wenn ich's recht weiß: Hie Pfaffen und Bürger — hie Herren und Ritter!" raunte der Jude.

„So heißt sie," nickte der Hagere.

„Und seht Ihr, was sie tragen, die Buben, die kleinen da vorn, in den Händen?" fragte der Jude.

„Hollerstecken," sagte der Hagere und ging seines Weges.

„Und wißt Ihr, warum sie haben geschnitten die Hollerstecken?"

„Werden das Mark ausdrücken und werden Hollermännlein machen," kam die Antwort zurück.

„Werden sie machen," raunte der Jude, trippelte neben dem Hageren, rieb die Hände und lachte in seinen Bart: „Haben wir's uns doch auch gemacht, wie wir klein gewesen sind — Hollermännlein. Sind zwei Zoll hoch, kriegen unten einen Nagel, oben ein Gesicht, und der Stehauf ist fertig. — Der Stehauf!" wiederholte er mit leisem Lachen. „Wer gewinnen wird, habt Ihr gefragt? Wie heißt gewinnen? Wer wird gewinnen? Werden gewinnen die Pfaffen, werden gewinnen die Laien? Gewinnen wird immer der Stehauf."

„Und wer ist der Stehauf?" fragte der Hagere.
„Werd' ich mir verbrennen die Zunge, wenn ich draufnehme das Wort, das heiße!" lachte der Jude.

Fünftes Kapitel

Acht Türme ragten über die Ringmauer des Grafenschlosses empor, fünfeckige Türme mit braunroten, spitzigen Hüten. Ein hölzerner Wehrgang lief ringsum an der Innenseite der Mauer. Enge Rundbogen führten aus den Türmen auf den Wehrgang heraus. Jeder von den Türmen hatte seinen besonderen Namen von alters her. Und der äußerste gegen Westen, der über dem Dorfe, hieß Turm Frankenland. Er barg die Kräuterkammer der Gräfin.

Es war kühl in dem luftigen, sonnenhellen Raume zwischen den dicken Mauern. Der Boden war mit Ziegelsteinen gepflastert, rings auf den hölzernen Wandgestellen blinkten zahllose glasierte Töpfe, getrocknete Kräuter hingen bündelweise an kreuz und quer gespannten Schnüren, nach allen Heilmitteln des Waldes und des sonnigen Feldrains duftete das große Gemach.

Die Gräfin stand mit ihrer alten Gürtelmagd am Eichentische und füllte die lange Reihe kleiner Töpfe mit grauer, wohlriechender Salbe. Richiza hockte auf einem Schemel, hatte eine große Schüssel

im Schoße und plätscherte mit der schmalen Hand im Wasser.

„Sie sind ganz weich, Frau Patin," sagte sie und zog eines der Pergamentblättchen heraus.

Die Gräfin hob das verweinte Antlitz und antwortete leise: „Du kannst gleich anfangen — stell die Schüssel hierher!" Und damit nahm sie ein triefendes Pergamentblatt, spannte es über den ersten Salbentopf und schlang Bindfaden darum. „So — nun lege die Fingerspitze hierher," sagte sie und zog die Schlinge zu.

„Au!" stöhnte Richiza.

„O du —!" murmelte die Gräfin mit trübem Lächeln.

„Ei, Frau Patin, Ihr habt mich doch gezwickt!" klagte Richiza und rieb den Finger. „Aber nun laßt mich's machen, ich kann's."

„Sie ist wehleidig wie die Jungfrau im Märlein!" spottete die Gürtelmagd.

„Jawohl — du mit deinen Reibeisenhänden!" schmollte das Kind. „Frau Patin, ich sag' Euch, wenn einem die Kunne ein Seidentüchlein um den Hals schlingt — brr —!"

„Was ist dann?" fragte die Gräfin.

„O, Frau Patin —!" Richiza verzog das Gesicht und schüttelte sich. „Man spürt's bis in den Magen; es ist anzuhören, wie wenn einer mit dem harten Griffel über die Schiefertafel fährt."

Die Gräfin strich den Rest der Salbe in das

letzte Töpfchen. Die Magd aber murrte: „Ich sag's ja, sie ist wehleidig wie die Königstochter im Märlein."

„Sputet euch!" mahnte die Gräfin. „Es ist nicht Zeit, an Märlein zu denken." Und damit ging sie hinaus, den verdeckten Wehrgang hinunter, mit sehr müden, schleppenden Schritten.

Richiza spannte das Pergament über die Töpfchen, und die alte Kunne legte den Finger dorthin, wo der Knoten zu schlingen war.

Eine Zeitlang verrichteten sie schweigend ihr Geschäft. Dann hub die Magd an: „Die Mannsleut hauen und stechen einander wund, wir Weiberleut aber müssen ihnen die Salben schmieren. Es ist ein grausam Ding um den Krieg."

„O Kunne," rief das Mägdlein, „was verstehst denn du davon? Wenn's keinen Krieg gäb', dann gäb's keine Helden, und wenn's keine Helden gäb', dann gäb's keine Sänger, und wenn's keine Sänger gäb' —" Sie hatte ein Pergament aus dem Wasser gehoben, ließ es wieder sinken, faltete die nassen Hände, warf den Kopf zurück, sah mit verzückten Augen zu den Balken empor und flüsterte: „Weißt, Kunne, wenn's keine Sänger gäb', dann — möcht' ich gleich gar nimmer leben."

Die Magd lächelte spöttisch und rieb ihre Nase. Dann sagte sie: „Sputet Euch, Jungfrau, wir müssen fertig werden!"

„O du —!" schmollte die Kleine. „Aber was

weißt du auch von Helden und Sängern?" Und mit spitzen Fingern nahm sie wieder ein Pergamentblatt aus dem Wasser. „O, wenn ich ein Mann wäre und dürft' übermorgen mit all den andern zu Pferd steigen und in den Krieg ziehen —!"

Spöttisch lächelte die alte Kunne und preßte den knochigen Zeigefinger auf den Bindfaden.

„Wie der grimme Hagen wollt' ich unter die Feinde fahren und hauen und stechen und — und dann käm' ich heim, bedeckt mit Wunden — —"

„So, doch wieder heimkommen?" erkundigte sich die Magd.

„Eia, gewiß!" meinte Richiza eifrig. „Als ein siegreicher Held heimkommen, das ist schön. Heimkommen, gewiß —! Du, Kunne," unterbrach sie sich, „wo hat denn die Frau Patin ihre Feigen?" Begehrlich wandten sich die glänzenden Augen zu den Wandgestellen. Die Magd aber schlurfte über die Ziegel, nahm einen Topf herab und holte eine Handvoll Feigen heraus.

Behaglich aß Richiza zwischen der Arbeit und wob weiter an ihrem Heldentraum. Immer wieder mahnte die Magd, und nur ihr war's zu danken, daß sich trotz Feigen und Heldentaten ein Salbentöpflein nach dem andern mit Pergament überspannte.

Endlich aber fuhr es der alten Kunne aus dem zahnluckigen Munde: „Ist ja doch alles zum Lachen, was Ihr da sagt, zum Lachen, wenn's einer wirklich erlebt hat."

„Aber Kunne, bist du grob!" schmollte das Kind.

„Tut mir leid, kann nit anders," murrte die Magd. „Laßt mich aus mit Euern Helden und Sängern, ich hab's gesehen, wie's wirklich ist, und — und hab's auch gerochen."

„O, erzähl!" bat Richiza und klatschte in die Hände.

Einen mitleidigen Blick warf die Alte auf das Kind. „Ist aber kein Märlein, Jungfrau."

„O, erzähl!" schmeichelte Richiza.

„Sputet Euch!" mahnte die Magd, und gehorsam hob das Kind wieder ein Pergament aus der Schüssel.

Raunend erzählte die Magd unter der Arbeit: „Wenn sie ausfahren, blitzblank und freudig, dann ist's wohl schön und stolz. Bin auch jung gewesen, hab' auch gern geguckt nach den grimmigen Reitern und mutigen Pferden und gerne gehorcht auf die Pfeifen und Trommeln und Hörner. Und hat sich auch, dürft's glauben, manch einer nach mir umgeschaut. Manch einer, und nicht bloß von den Knechten — o nein! Aber ich — ich — na, Ihr seid noch jung, Ihr könnt mich doch nit verstehen —"

„O," wehrte sich Richiza, „du darfst mich nit für ganz dumm halten. Ich weiß auch, wie's in der Welt zugeht. Du hast gewiß" — nun wurde sie ein wenig rot — „du hast halt einen Geliebten gehabt?"

„Schau einer das Kind!" staunte die Magd. „Jawohl, Jungfer, ich hab' einen gehabt, der hat

mich gern gesehen in Ehren, und ich ihn auch. Muß mich nit schämen, wenn ich davon erzähl' — jawohl, ich hab' einen Geliebten gehabt." Sie fuhr mit dem rauhen Rücken der Hand über ihre Augen. „Und die andern, jawohl, die haben ihn einen Helden geheißen hernach —"

„Einen Helden, einen leibhaftigen Helden hast du gehabt?" rief das Kind.

„Einen Helden," murmelte die Magd. „Jawohl, aber was hat's mir genutzt, daß er ein Held gewesen ist?" Sie wandte sich weg und kämpfte mit dem Weinen. „Drunten in den zwei Hofstuben sind sie gelegen hernach — o Jungfrau! Und wenn heut etwa Fahrende unter die Linde kommen und zupfen die Saiten, recken sich und wiegen sich hin und her, verdrehen die Augen und singen:

Mit Wunden bedeckt,
Auf den Rasen gestreckt,
So liegen die tapferen Mannen —

ei, das hört sich anders an als damals Tag und Nacht in den heißen Stuben das Schreien und Stöhnen und Ächzen. O Jungfrau — wenn einem der Schädel eingeschlagen ist, daß sich die Scherben unter der Haut bewegen, als wär's ein zerbrochener Topf — das ist das Ärgste noch nit; gut ist ein solcher dran — er weiß ja nichts. Wenn einer aber liegt todwund mit abgebrochner Lanzenspitz' in der Brust und keucht dem Tod entgegen Tag und Nacht — —"

„O hör auf!“ bat die Kleine mit bebenden Lippen.

„Einem war das Auge ausgeschlagen,“ fuhr die Magd unbeirrt fort; „einem war der Arm zerstochen, einem andern das Bein, und so sind sie gelegen, haben durcheinander gebetet, geheult, geschrien, geflucht auch, daß es uns Weiberleuten gegraust hat. O Jungfrau, davon singen die Fahrenden nit. O Jungfer, Schüsseln voll Eiter —!“

„Hör auf, Kunne!“ bat die Kleine mit gefalteten Händen.

„Und das Schreien, Jungfer!“ sagte die alte Magd und rieb ihre Stirne. „Nur einer hat nit geschrien. Kein einzigmal hab' ich ihn schreien hören. Und der mit dem Eisen in der Brust ist's gewesen. Er hat nur dann und wann ganz leis gestöhnt und hat mich angeschaut. Dann ist das helle Wasser in seinen blauen Augen gestanden. Und er ist immer ganz bei sich gewesen. Gar nichts hat helfen wollen. Kein Wort, kein Kraut, kein Stein, kein blauer Diktam und kein Essig. Und zuletzt ist er brandig geworden. O Jungfer, es ist zum Erbarmen, wenn ein Mannsbild daliegt, jammert, heult, schreit; es ist zum Erbarmen und ist dennoch ein Ekel. Aber das Herz möcht' sich einem verkehren im Leib, wenn einer daliegt und verbeißt seine wütigen Schmerzen. Er tut keinen Schrei; nur das Wasser treibt's ihm in die Augen, und nur ächzen muß er von Zeit zu Zeit: ‚Ach Gott, ach Gott!‘“

„Das ist eben ein Held!“ flüsterte das Mägdlein mit bebenden Lippen. „Und gelt, Kunne, der — der Held ist der deine gewesen und —?“

Mit rauher Stimme fuhr die Alte dem Kinde in die Rede: „Zwölfe von den dreiundzwanzig haben sie, einen nach dem andern, hinunter auf den Kirchhof getragen. Seitdem geht unser gnädiger Herr mit blinden Augen umher —“

„Seitdem?“ rief das Mägdlein.

„— und seitdem, wenn ein Fahrender singt von Krieg und Not und Helden — lauf' ich davon, kann's nimmer hören, lauf' davon und denk' mir: Was weißt denn du davon, du windiger Tropf? Hast denn schon sitzen müssen Tag und Nacht in heißer Sommerzeit zwischen todwunden Menschen? Oder — weißt du's und lügst?“

Sie schwieg. Dann mahnte sie mit murmelnder Stimme: „Sputet Euch, sputet Euch!“

Schweigend spannten sie die Pergamente über die letzten Töpflein. Richizas Brust hob und senkte sich in hörbaren Atemzügen, und ihre Wangen waren dunkelrot.

„Ich muß jetzt gehen,“ sagte die Alte; „muß Linnen schneiden. Ihr könntet derweile das da zerzupfen.“ Und damit schob sie dem Kind ein Bündel alter Leinwand zu.

„Kunne!“ flüsterte Richiza.

„Was, Jungfrau?“

„Kunne, ich fürcht' mich.“

Die Alte nahm das nasse Händchen zwischen ihre knochigen Finger und streichelte es. Die Kleine aber ließ es ruhig geschehen, blickte mit großen, schwimmenden Augen in das gute, runzlige Gesicht und flüsterte: „Wenn sie ihn nun auch also zerstochen heimbringen, Kunne?“

Die Magd zwinkerte fast unmerklich mit den Augen und raunte: „Den Jungherrn Friedel?“

Wortlos nickte die Kleine und schluckte gegen ihre aufsteigenden Tränen.

„Der gnädige Herr wird ihn nit reiten lassen, weil er zu jung ist,“ versuchte die Magd zu trösten.

Heftig schüttelte Richiza das Haupt: „Er darf — ich weiß.“

„So müßt Ihr ihm ein Heiltum ins Kleid nähen, aber er soll nichts wissen davon,“ raunte die Magd nach einer Weile.

„Hast du — Kunne, hast du das auch getan?“ erkundigte sich Richiza.

„Ich?“ Die Stimme der Alten klang rauh. „Als wenn — ja meint Ihr denn, die Heiltümer liegen auf der Gasse? Wie hätt' ich ihm ein kräftiges Heiltum kaufen können in meiner Armutei? Ja, wenn er ein kräftiges Heiltum gehabt hätt' —!“

„O Kunne, wo krieg' ich ein kräftiges Heiltum?“

„Beim Pfaffen.“

„O Kunne — beim Pfaffen? Und hilft's dann gewiß?“

„Mit alle Heiltümer helfen, Jungfrau; es muß das richtige Heiltum sein, Jungfrau, das richtige.“

„O Kunne, hilf mir —!“

„Ich —?“

Nachdenklich stand die Alte. Angstvoll starrte das Kind auf ihr braunes Gesicht.

„Der gnädige Herr hat eines, Jungfer, ich weiß. Habt Ihr noch nie vom Casteller Heiltum gehört?“ sagte sie endlich zögernd.

„Noch nie, Kunne,“ flüsterte Richiza.

„Wer's trägt, der ist aus aller Not,“ murmelte die Alte geheimnisvoll. „Es macht ihn fest gegen Hieb und hart gegen Stich. In einer kostbaren Truhe verwahrt's der gnädige Herr. Es ist in Seide gebettet. Und er wird's herausnehmen in diesen Tagen und wird's einem von den Jungherrn geben, und der eine wird's tragen —“

„Der eine —!“ flüsterte Richiza mit schmerzlich verzogenem Antlitz. „Und alle die andern?“

„Ich muß nun gehen,“ sagte die Alte. „Und ich will mich besinnen,“ setzte sie mitleidig hinzu. „Es wird mir schon etwas einfallen, Jungfrau.“

„O gelt, Kunne!“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Mit gefalteten Händen stand das Kind allein im Gemach. Die schlurfenden Schritte der Alten verklangen auf den knarrenden Brettern des Wehrganges. Tief auf seufzte das Kind, rückte einen Schemel zurecht und begann zu zupfen. Und sachte

rannen die Tränen über das Gesichtlein und tropften auf die schneeweiße Leinwand herab.

Sechstes Kapitel

„Das Heiltum!" sprach Richiza ganz laut vor sich hin, schreckte beim Klange der eignen Stimme zusammen und sah sich um. —

Eifrig zupfte sie, stärker flossen die Tränen.

Da kamen aus der Ferne schwere Tritte; Sporen klirrten über die ächzenden Bretter des Wehrganges.

Das Kind fuhr empor, warf die zerzupfte Leinwand auf den Tisch, steckte die Hände ins Wasserbecken und näßte hastig seine rotgeweinten Augen.

Die Schritte kamen näher, und ratlos blickte Richiza in der Kammer umher.

In der Ecke neben der offenen Tür hingen, an langen Schnüren aufgereiht, große Zwiebeln herab, dicht nebeneinander, anzusehen wie ein Vorhang. Da griff das Kind nach einem Messer, huschte in die Ecke hinter den Vorhang, riß eine Zwiebel ab und begann sie zu zerschneiden.

Vor der rundbogigen Türöffnung stand der Jüngste des Hauses Castell, barhäuptig, aber gewappnet vom Scheitel bis zur Sohle, staubbedeckt, wie er vom Buhurd gekommen war.

„Chizza!" rief er, bückte sich und spähte hinein.

Regungslos stand die Kleine hinter dem Vorhang und schnitt mit zitternder Hand an ihrer Zwiebel.

„Chizza!“ rief er zum zweitenmal und trat über die Schwelle in das sonnige Gemach.

Leise bewegten sich die Zwiebeln an ihren Schnüren. „Aber da bist du ja —! Warum sagst du denn nichts?“ Klirrend ging er gegen die Ecke.

Richiza schlüpfte hervor, hielt in der Linken die Zwiebel und in der Rechten das Messer und murmelte mit niedergeschlagenen Augen: „Du bist's — Friedel?“

Er fuhr mit den gespreizten Fingern durch seine feuchten Locken und starrte ratlos auf das Jungfräulein. „Aber — was stehst du denn am hellen Abend da hinten und flennst?“

Krampfhaft schlossen sich ihre Hände um Zwiebel und Messergriff, und trotzig, mit abgewandtem Gesichte, stieß sie hervor: „Die dummen — die dummen Zwiebeln treiben einem das Wasser in die Augen — — das kannst du doch wissen?“

„So leg die Zwiebel weg und gib mir die Hand!“ sagte er.

Mit zögernden Schritten ging sie an den Tisch, legte die Zwiebel darauf, begann mit dem Messer in das harte Holz zu bohren und zeigte dem Knaben beharrlich den Rücken.

„Du wirst die Spitze verderben,“ äußerte sich Jung-Friedel in belehrendem Tone.

Da senkte sie den Kopf tief auf die Brust, stampfte zornig und bohrte weiter. „Du aber — du sprichst

immer mit mir — immer mit mir, als wär' ich — als wär' ich ein Päppelkind!"

„Dumme Chizza!" sagte er gutmütig und kam näher.

„Und ich bin aber doch keines!" rief sie stampfend mit halberstickter Stimme, wandte das dunkelrote Gesicht einen Augenblick über die Schulter und bohrte weiter.

„Liebe, dumme Chizza," sagte er nun ganz dicht hinter ihr. „Abschied möcht' ich nehmen. Die Kunne hat mir's verraten, daß du heroben bist — hörst du, Chizza? Übermorgen — du weißt doch — übermorgen reisen wir. Hörst du? Wer weiß, ob ich dich morgen noch einmal — ob ich dich allein sehe? Da — da möcht' ich dir heut schon die Hand geben zum Abschied."

Klirrend fiel das Messer auf die Tischplatte; Richiza schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte laut auf.

Ratlos stand der lange Junge und zerrte an den flaumigen, weißblonden Härchen seiner Oberlippe.

Vor ihm stand das Kind mit abgewandtem Gesicht und schluchzte, daß es bebte. Und wiederum versuchte es zu stampfen; aber das wollte ihm nicht mehr gelingen. Unverständliche Laute kamen von den zitternden Lippen.

„Ich versteh' nicht," sagte Jung-Friedel und legte schüchtern die Hand auf ihre Schulter. Heftig stieß

ihn Richiza mit dem Ellbogen zurück und schluchzte: „Die dumme, dumme Zwiebel, die dumme!"

Ein frohes Lächeln ging über das Gesicht des Gewappneten. Er kreuzte seine Hände über dem Rücken, er neigte sich nach vorn und flüsterte nahe an dem brennroten Öhrchen der kleinen Dame: „Ist dir's ein wenig leid um mich, sag doch, Richiza?"

Krampfhaft preßte sie die Finger ans Gesicht, schüttelte den Kopf und murrte: „Kein — bissel —!"

Nun legte der Junge behutsam den linken Arm um ihre Hüfte.

Ein Zittern lief über ihre Glieder. Doch sie ließ sich's gefallen und begann nur wieder leise zu weinen.

Sachte streichelte seine Rechte ihr lockiges Haar und die Hände vor ihrem Antlitz: „Ist dir's ein wenig leid um mich, Richiza?"

Sie nickte etliche Male, und sachte streichelte er die Hände vor ihrem Antlitz.

Da ließ sie die Hände sinken, wandte sich jählings, klammerte sich an ihn und stieß heraus: „O Friedel — sie werden dir einen Speer in den Leib rennen!"

„Hoffentlich nicht!" lachte er, faßte sie unterm Kinn und küßte sie schüchtern auf den bebenden Mund: „Süße Chizza!"

Willenlos lehnte sie an seiner Brust. Ihre Augen waren geschlossen, und mit halbgeöffnetem Munde stammelte sie: „Aber Friedel — aber — Friedel!"

„Du mußt mir deinen Schleier an die Lanze binden — hörst du? Den weißen Schleier mit den roten Tupfen, Chizza!“

Sie nickte, seufzte tief auf, schreckte zusammen, entriß sich seiner Umarmung und huschte an die Türe.

„Chizza — bleib doch!“ rief er.

Unter dem Türbogen wandte sie sich und streckte abwehrend die Rechte gegen ihn. Er wollte zu ihr; doch er getraute sich nicht.

Der Widerschein des glühroten Abendhimmels leuchtete auf ihrem weißen Kleidchen, auf ihrem verweinten Gesicht und auf ihrem goldflimmernden Haar.

Ein Kind war vor wenigen Stunden durch den Rundbogen in die Kräuterkammer getreten. Aber es war kein Kind mehr, das nun mit krampfhaft gefalteten Händen im gleichen Rundbogen stand, mit großen Augen auf den Geliebten sah und langsam sprach: „O Friedel — was haben wir getan!“

„Chizza, was denn?“ rief er schmeichelnd und suchte nach einem Scherzwort. Aber es fiel ihm nichts ein. Und so blieb er gehorsam stehen, bis die leichten Schritte verhallt waren auf den knarrenden Brettern des Wehrganges.

Dann besah er in Gedanken das Häuflein zerzupfter Leinwand und die wohlverschlossenen Töpfe mit Wundsalbe — und ging klirrend aus der Kammer.

Siebentes Kapitel

Die weißen Alabastersäulchen im Laubengange vor den Stuben und Kammern des Herrenbaues erglühten im roten Lichte. Denn schon staken die brennenden Fackeln in den Ringen und schickten qualmenden Rauch aus dem engen Schloßhofe zum wolkenlosen Abendhimmel empor. Reiter und Knechte drängten sich auf dem buckligen Pflaster.

Wild durcheinander klangen die Stimmen der Männer im Gemache des blinden Grafen. Zwischenhinein ward alles ganz stille, und es schien, als sollte sich nur die milde Rede der Gräfin behaupten. Dann aber wurde ihre Stimme wieder vom Streite der andern verschlungen.

Mit zögernden Schritten kam Richiza bis zur Türe. Hastig ging sie vorüber, trat in einen entfernten Bogen, schlang die Arme um das Säulchen, lehnte die heiße Wange an den kühlen Stein und starrte hinab in den Hof.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Im schwachbeleuchteten Gemache standen die staubbedeckten Söhne des Hauses mit den Lehnsleuten, und dicht vor den Stuhl des alten Herrn waren die beiden getreten in der Hitze ihres Streites, Graf Kunz und der Rote.

Mit ruhiger Stimme sprach der Greis, und schweigend standen die Gewappneten.

Endlich sagte der Tannhauser: „Und das — ist — Euer letztes Wort, gnädiger Herr?“

„Ich schätze, es ist kein Irrtum möglich,“ antwortete der Blinde mit Ruhe.

„Es ist schwer, sich zu beugen unter die Jugend, wenn man schon vor dreißig Jahren geritten ist im Morgenland und im Abendland,“ brachte der Rote mühsam heraus.

„Mein Sohn wird dich in allen zweifelhaften Fällen um Rat fragen und wird dir die Ehre geben, die dir gebührt,“ antwortete der Herr und wandte das Haupt fragend zum Grafen Kunz.

Der verneigte sich tief, verbarg ein frohlockendes Lächeln und sagte: „Gewißlich, Herr Vater.“

„Dann muß es sein,“ sprach der Tannhauser mit verzerrtem Gesicht.

„Es muß sein!“ wiederholte der Greis in gnädigem Tone. — — — — — — — — — — — — — —

Noch immer stand Richiza neben ihrem Säulchen. Da ging eine Tür, und klirrende Schritte eines Gewappneten kamen den Gang herunter. Die Jungfrau wandte sich und sah die Riesengestalt des Tannhausers. Er kam gesenkten Hauptes mit wuchtigen Schritten heran, hielt die geballten Fäuste steif vor sich, klirrte achtlos vorüber, ging zur Freitreppe und stampfte hinab in den Hof.

Richiza öffnete die Kammer der Patin, setzte sich in das Fenster und sah hinaus auf den schweigenden Grübertwald.

Nach einer Weile kamen viele Schritte den Gang herunter, die Türe ward geöffnet, und dunkle Gestalten traten auf den Teppich.

„Der Herr Vater hat nicht recht,“ sagte einer; „der Tannhauser ist ein Vierteljahrhundert älter als der Kunz; er hat gefochten im Abendland und im Morgenland. Es ist bitter für den Tannhauser, und ich — ich gehorchte ihm auch lieber als meinem Bruder.“

„Heilige Jungfrau!“ sagte die Gräfin. „Es läßt sich ja freilich streiten, ob der Herr Vater — ja — ob es klug ist vom Herrn Vater. Doch er ist der Vater. Und du, Johann, kannst nicht einmal heute den Groll vergessen. Hab's wohl gesehen, du gehst an deinem Bruder Kunz vorbei, als wenn er ein Fremder wäre.“

„Ist er mir auch,“ antwortete die trotzige Stimme des Grafen Johann.

„O die beiden, Frau Mutter,“ mischte sich nun eine hohe Stimme ein, „die beiden, Frau Mutter — o, wenn die wüßten, was Demut ist!“

„Horch — der Predigermönch!“ sagte mit Lachen Graf Karl.

„O du —!“ erhob sich abermals die helle Stimme. „Du —! Dir könnt's freilich nicht schaden, wenn du einmal auf eine Predigt hören wolltest.“

„Lutz!“ mahnte die sanfte Stimme der Gräfin.

„Es ist ein Ekel, Frau Mutter,“ behauptete Graf Lutz in den höchsten Tönen; „da wollen sie über-

morgen ausfahren, jetzt aber reden und leben sie — ja, leben sie, Karl — wie die Heiden."

„Was kümmert's dich, wie ich lebe, du Splitterrichter?" brauste Graf Karl auf.

„Wir gefallen alle uns selber wohl,
drum ist die Welt der Toren voll,"

sagte nun einer in der Ecke, der bislang geschwiegen hatte.

„Dein Freidankspruch geht auf mich, Dietz," sagte Graf Lutz. Aber höre, ich weiß auch einen:

Ich mißfalle manchem Mann,
der mir auch nicht gefallen kann."

Damit beugte er das Knie vor der Mutter, wandte sich abermals gegen die Ecke und sagte halblaut:

„Wirf deine Perlen vor die Schwein'
und guck, wie lang sie blinkend sein!"

Nun ging er aus der Türe.

„Ist also d e r demütig, Frau Mutter?" sagte Graf Heinz, während die andern lachten.

„Heilige Jungfrau!" klagte die Gräfin. „Ist es nicht schrecklich? Da wollen sie zusammen reiten in Not und Tod —" Sie schluchzte laut auf.

„Frau Mutter!" rief Karl und griff nach ihrer Hand.

„— in Not und Tod und sind uneins," vollendete sie.

„Der und jener mit dem und jenem," sagte Graf Johann gleichmütig, „wie's halt zuzeiten vorkommt unter Brüdern."

„Und die Feinde —?“ rief die Gräfin klagend.

„Die Feinde?“ rief Johann. „Wir wollen's ihnen zeigen!“

„Stein und Bein gegen unsre Feinde!“ grollte Dietz.

„Recht so, das dächt' ich auch!“ sagte Karl.

„Laßt Euch trösten, Frau Mutter,“ sprach Heinz. „Haben wir nicht alles liegen und stehen lassen und sind gekommen auf den Ruf des Vaters? Der eine aus seinem Dienst, der andre von einem andern Ort? Sind wir nicht alle gekommen von Morgen und Abend und Mitternacht? Und fragen wir viel — warum? Höret, Frau Mutter: die Zweiglein schlagen zusammen im Winde und wachsen dennoch vom gleichen Stamme der Sonne entgegen. Und die Wellen im Bach hüpfen auch übereinander, drängen sich und murmeln widereinander — und treiben doch alle das nämliche Rad.“

„Mir ist heiß im Sturmgewand — sehr heiß,“ sagte nach einer Weile Graf Karl. „Hat die Frau Mutter noch etwas zu befehlen?“

Er beugte das Knie und ging aus der Stube. Die andern folgten ihm nach.

„Johann —!“ rief die Gräfin bittend, als der Letzte auf die Schwelle trat. Da kam Graf Johann gehorsam zurück und schloß die Türe.

„Johann —!“ Die Mutter trat ganz nahe vor den großen Mann und hielt ihm die gefalteten Hände unter die Augen: „Ich flehe dich an, mach

Frieden mit deinem Bruder Kunz — ehe ihr ausfahret!“

Der Graf wich zurück, hob die Hand vor den Mund, hustete ein wenig und meinte dann bedächtig: „Ei — sagt's doch dem Bruder!“

„Ich hab's ihm gesagt und werd' es ihm wieder sagen und wieder,“ kam die hastige Antwort zurück.

„Und wie hat er Euch beschieden?“ fragte Graf Johann und faßte die Klinke.

Die Gräfin seufzte. „Wortwörtlich wie du.“

„Da seht Ihr, Frau Mutter, daß wir einig sind in unsern Gedanken!“ lachte der Sohn, beugte das Knie und ging hinaus.

Mit gekreuzten Armen und gesenktem Haupte stand die Gräfin sinnend in der Dunkelheit. Nun stand Richiza auf und kam leise aus ihrem Fenster in die Stube herab.

„Du hier?“ fragte die Patin mit klangloser Stimme und wandte sich nicht.

Richiza schlang die Arme um ihren Nacken und legte das Haupt an ihre Wange.

„Die tollen Jungen!“ murmelte die Gräfin. „Aber du hättest's nicht hören sollen.“

Es pochte an der Türe. Schweigend brachte die alte Kunne eine brennende Ampel und ging schweigend wieder hinaus.

„Chizza,“ sagte die Gräfin, „es ist doch gut, daß du hier bist. Nimm deine Rota und geh zum Herrn Paten hinüber.“

Wortlos nahm das Kind die Rota von der Wand und verließ das Gemach.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war stille geworden im Schloßhofe. Leise öffnete die Jungfrau die Türe zum Gemach des alten Herrn und trat ein. In der Ecke glühte die rote Ampel und warf schwaches Licht auf das kleine Heiligenbild. Im tiefen Dämmerlichte saß der blinde Graf zusammengesunken in seinem Armstuhl.

„Ihr seid allein, Herr Pate?" sagte Richiza, schob einen Schemel neben den Armstuhl und ließ sich nieder.

Der Blinde hob tastend die Hand, fuhr liebkosend über ihren Scheitel und schwieg. Nach einer Weile fragte er: „Hast du die Rota bei dir?"

Sie strich zur Antwort über die klingenden Saiten.

„Sing mir ein Lied!" befahl der Graf. „Ein frohes Lied!"

Richiza stand auf und ging in ein Fenster. Leise Akkorde erklangen unter ihren spielenden Händen. Dann begann sie mit gedämpfter Stimme zu singen. Der Blinde senkte das Haupt auf die Brust und lauschte den Tönen — — —

Sie hatte geendet.

Nach einer Weile seufzte sie tief auf, kam langsam zurück und begann mit zögernder Stimme: „Herr Pate —"

„Was willst du, Kind?"

„Herr Pate, wenn nun Eure Söhne ausfahren — Herr Pate, die Sänger wissen von Heiltümern, die man den Helden mit auf die Reise gibt — Herr Pate?"

„Heiltümer?" Der Blinde tat, als besänne er sich. „Es gibt unterschiedliche Heiltümer — neue, die man beim Pfaffen kauft, und alte, uralte." Er schwieg. Aber nach einiger Zeit fragte er liebreich: „Willst du solch ein Heiltum sehen, mein Kind?"

Eifrig bejahte Richiza und preßte die Hand aufs Herz.

Der alte Herr suchte lange in seinem weiten Gewand. Endlich kam seine Linke mit einem winzigen Bündel zurück.

„Es gibt uralte Heiltümer, ich weiß, Herr Pate," flüsterte Richiza und verfolgte im Dämmerlichte die Bewegungen des Greises.

„Mach Licht!" befahl dieser.

Da ging Richiza in die Ecke, löste die Kette, ließ die ewige Ampel herab, entzündete an ihrem Flämmchen eine Kerze und steckte sie auf den Leuchter. Das Kettlein klirrte und die Ampel schwebte wieder empor. —

Auf dem Tische neben dem Armstuhl des Blinden stand die brennende Kerze. Auf dem Schemel kauerte die Jungfrau und sah unverwandt auf die runzeligen Hände, die von dem seidenen Bündelein die Schnur lösten.

„Was habt Ihr da, Herr Pate?" fragte sie schüchtern.

„Ein kostbares Heiltum, Kind," antwortete der Greis und entfaltete das Bündel. „Es ist seit vielen hundert Jahren im Haus Castell."

Regungslos lauschte das Mägdlein.

Der Blinde hielt nun einen kleinen grauen Stein zwischen Daumen und Zeigfinger. „Er ist mehr wert als ein Dorf," murmelte er. „Ei, was — ein Dorf!" setzte er mit leisem Lachen hinzu. Er legte den Stein in die hohle Rechte und rieb ihn mit der Linken. „Siehst du das heilige Zeichen, Richiza?"

Die Jungfrau war von ihrem Schemel herabgeglitten und kniete vor den Alten, hielt den Atem an und starrte mit offenem Munde auf den Stein. „Es ist ein Hämmerlein darein gegraben," flüsterte sie nach einer Weile.

„Der heilige Hammer," sagte der Greis mit Nachdruck. „Es ist ein uraltes Heiltum, und wer es trägt, der ist gefeit gegen Hieb und Stich und Schlag."

„Und wer von Euern Söhnen wird ihn tragen, den Stein?" flüsterte Richiza und blickte scheu in die erloschenen Augen.

„Einer," antwortete der Greis und schlug die Seide um das Kleinod. „Leg's in die Truhe, in die große Truhe zur Rechten am Fenster, mein Kind!"

Richiza stand auf und tat schweigend nach seinem Befehl.

„In das Kästchen, das obenauf liegt," rief ihr der Alte nach.

„In das Kästchen, das obenauf liegt," wiederholte Richiza mit klangloser Stimme.

„Kannst du den Deckel nicht heben?" rief der Alte ungeduldig.

„Der Deckel ist schwer," flüsterte Richiza.

„So bring mir's wieder, das Heiltum!" befahl der Graf und erhob sich.

„Die Truhe ist offen," rief die Jungfrau, und ihre Stimme bebte.

„Bring mir's!" befahl der Blinde zum zweitenmal und stampfte.

Klirrend fiel der Deckel auf die Truhe, lautlos kam Richiza über den Teppich gegangen.

„Gib her!" rief der Alte und streckte ihr die Hand entgegen.

Ihre Finger zitterten, ihr Antlitz war angstvoll verzerrt, als sie das Bündel in seine Hand legte. Aber der Blinde schob es sogleich in das Gewand und setzte sich in seinen Stuhl.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Küchenglocke erklang. Da erhob sich der Graf. Richiza blies das Licht aus und griff nach der Hand des Paten, öffnete die Türe und geleitete ihn zum Gemache der Gräfin. Dort stand ein Knabe mit brennender Wachskerze und wartete. Vom Küchenbau herüber drang das murmelnde Gebet der Reisigen und des Gesindes. Die Gräfin trat auf die Schwelle ihres Gemaches und legte schweigend die Hand in den Arm des Blinden. Der Knabe

hob die Kerze und schritt vorauf; hinter dem Paare kam Richiza mit gesenktem Haupte, wie es die Sitte gebot.

Sie betraten den Herrensaal, wo die Söhne und die Lehnsleute warteten; sie gingen durch die Reihen und dankten mit Kopfnicken für die Kniebeuge; sie stiegen die Stufen empor zu dem erhöhten Tische der Herrschaft. Der Burgkaplan sprach mit gedämpfter Stimme das Gebet, und rauschend ließen sich alle zur Mahlzeit nieder.

Weit offen standen die Holzladen der Fenster, und dennoch war es dumpf und schwül im geräumigen Saale. Auf den Steinplatten des Fußbodens lag frischgeschnittenes Gras, Blumen dufteten auf den Tafeln, viele Kerzen brannten auf den hängenden Reifen und an den Wänden, und dennoch war es freudlos und düster im Saale. Der Wein war alt und stark, und die Speisen waren gut. Aber schweigend saßen die Herrenleute an ihrem Tische, und schweigend saßen die Mannen an ihren Tafeln. Nur dann und wann flüsterte einer mit seinem Nachbar.

„Ich bin bei manch einem frohern Leichenschmause gesessen," raunte Kunz von Seckendorf dem Seinsheim zu, der mit ihm von derselben Platte gabelte.

„Ausfahrt müßte ein Fest sein!" gab dieser kauend zurück.

Achtes Kapitel

Es war spät am Abend, und wer schlafen durfte, der schlief. Lang ausgestreckt lagen auch die ermüdeten Rosse auf ihrem Stroh. Nur die Wächter ließen sich hören, sie spähten hinaus in die Mondnacht, sie riefen einander zu, sie schritten auf und ab über die Bretter der Wehrgänge, und es klang dumpf und hohl unter ihren Tritten.

Vor dem Armstuhl der Mutter, im schwacherleuchteten Gemache, kauerte auf einem Schemel Graf Lutz.

„Das war damals vor zwölf Jahren, Frau Mutter. — Laßt mich, Frau Mutter, es muß alles vom Herzen herunter, ehe wir ausfahren. O, ich weiß es noch wie heute, und meine Lüge brennt mich, als hätt' ich sie gestern gesagt."

„Aber Lutz!" Die Herrin beugte sich herab und strich liebkosend über seine Haare.

„Könnt Ihr mir diese Lüge vergeben?" fragte Lutz und sah erwartungsvoll zu ihr empor.

Frau Imma lächelte wehmütig: „Alles, alles vergeb' ich dir, mein lieber Lutz."

„Wirklich, Frau Mutter?" Nun atmete er tief auf und wandte das kleine gebräunte Antlitz zur Seite. Das Flämmchen der Ampel warf ungewisses Licht auf seine vergrämten Züge. „Sünde auf Sünde fällt mir ein."

„Du wirst sie beichten," sagte die Mutter.

„Beichten," wiederholte er nachdenklich; „jawohl, beichten. Wie ist's aber, wenn mir nach der Beichte, beim Reiten, wieder neue Sünden einfallen, Frau Mutter?"

„Alle Sünden, auch die vergessenen mußt du dem Priester beichten," riet Frau Imma und nahm das Haupt des Bekümmerten zwischen ihre Hände.

„Wie ist doch ein jeder so anders geartet — ein jeder von uns Brüdern!" murmelte Graf Lutz nach einer Weile. „Frau Mutter, mir graut vor ihrer Ausfahrt. Da ist der Kunz. Seit er eingeritten ist, sitzt er täglich eine Stunde beim Pfaffen und läßt seine Habe aufschreiben, sagt ihm in die Feder, wer's erben soll." —

„Der tapfere Kunz — er ist ein Haushalter," erwiderte die Mutter nicht ohne Stolz.

„Gewiß, er hat noch keinen Heller vergeudet; aber ich fürchte, seine Seele ist geknechtet vom Geiz."

Die Mutter schwieg.

„Da ist der Heinz," fuhr Graf Lutz fort. „Wie hat ihn der Allmächtige gesegnet mit Gaben des Geistes!"

„Und wie schöne Lieder weiß er zu setzen! Und wie klug spricht er!" unterbrach ihn die Gräfin.

„Lieder?" fuhr Graf Lutz auf. „Jawohl, Liebeslieder, Weinlieder, Schelmenlieder! Und klug? Jawohl, aber all seine Klugheit ist nur für Frau Welt. Hat er schon jemals ein Lied zu Ehren der heiligen Jungfrau gesungen —?"

„Er preist dennoch Gott den Herrn in seinen Liedern," behauptete die Mutter. Und flüsternd setzte sie hinzu: „O, ich kenne Lieder von ihm —"

Mit strenger Miene unterbrach sie Graf Lutz: „Ich bin dennoch besorgt um das Heil seiner Seele. Die beiden, der Heinz und der Karl — Frau Mutter!" Raunend fuhr er fort: „Bin gestern früh den Fahrweg zwischen den Planken hintergegangen. Draußen vor dem letzten Zaun unter den alten Eichen auf dem Wall, Ihr wißt doch, ist der Heinz auf dem Rücken gelegen; vor ihm sitzt sein Knabe mit der Schreibtafel, nicht weit von ihm steht Karl. Frag' ich: ‚Was treibt ihr da?' Brummt der Heinz und kichert der Knabe. Der Karl aber verhöhnt mich: ‚Er setzt mir ein Lied für meine Holde, andächtiger Herr Bruder, Bischof im Lande der Ungläubigen, und wir müssen uns sputen, weil das Singerlein heute noch laufen soll mit dem Lied über Berg und Tal.' Verführt mich der Kuckuck, daß ich bleibe. Frau Mutter —!" Graf Lutz schlug die Hände zusammen. „Ich müßte mich schämen, wenn ich's sagen sollte; der Heinz aber hat es dem Singerlein in den Griffel gesummt. Vom Küssen und von roten Lippen hat er gesummt, und der Karl hat's nachgebrummt — da bin ich entflohen."

„Ich kann mir's denken, daß ihnen die Mägdlein gut sind, dem Karl und dem Heinz," seufzte Frau Imma. „Die Welt wird nicht müde zu locken."

„Dann wappne man sich mit allerlei Tugend!"

rief Lutz. „Wenn ich denke, wie sich die Brüder zur Ausfahrt rüsten, so graut mir, Frau Mutter. Da ist der Johann. Vorgestern war er voll, gestern war er voll —"

Die Herrin erhob sich und ging an das mondhelle Fenster: „Voll? Mag sein, und Gott verzeih' es ihm. Aber ohne Falsch ist er und tapfer ist er —. Ich schätze, Lutz" — sie trat ins Fenster und blickte hinaus — „ich schätze," sagte sie langsam und mit Betonung, „du solltest barmherziger sein gegen die Brüder —"

„Bin ich's doch auch nicht gegen mich selbst, Frau Mutter!"

„— und solltest ihre Tugenden nicht vergessen über ihren Fehlern —"

„Seht meinen Rücken an, Frau Mutter, wie er narbig ist von Geißelhieben," kam's vom Schemel herüber. „Und bedenkt, wie ich faste —"

„— und solltest ihre Fehler bedecken mit barmherziger Liebe, wenn du von ihnen sprichst!"

„Frau Mutter!" Graf Lutz stand auf von seinem Schemel. „Gott soll mich strafen in seinem Zorn, wenn ich vor Fremden rede von ihren Lastern —" Er kam näher heran. „— aber Euch muß ich sagen, was mich quält; denn Ihr allein, Ihr allein könnt reden mit den Stolzen, und Euch allein hören sie vielleicht."

Die Gräfin seufzte.

„Tag und Nacht, Frau Mutter, verzehrt mich

die Angst um ihre Seelen und um meine Seele. Und oft fahre ich des Nachts empor und sehe uns Sieben in den Flammen. Uns Sieben und mich mitten unter ihnen."

Er stand nun dicht vor der Mutter. Da legte diese die Hand auf seinen Scheitel.

„Der Angstschweiß bricht mir aus der Stirne, wenn ich also wachend auf meinem Bette sitze. Frau Mutter —" seine Rede wurde zum Flüstern — „es ist ein böser Handel, und es klingt mir allzeit ein Wort in den Ohren, das heißt Simonie. Frau Mutter, was dünkt Euch um Christi Wort: steck das Schwert ein — Frau Mutter? Wir aber, fahren wir nicht aus und greifen in den Schacher ein und kämpfen in zwiespältiger Wahl, und ist Frau Welt, Frau Welt, allüberall Frau Welt, wohin ich schaue."

„Solltest du den Vater meistern und die Brüder verlassen?" fragte die Mutter, hob sein Kinn und sah in seine Augen.

„Verlassen? Jawohl, Frau Mutter, ich sollte sie verlassen."

„Lutz —!"

„Versteht mich, Frau Mutter, ich sollte, aber ich kann nicht." Er stampfte. „Da ist ein Angelhaken, an dem hat mich Frau Welt." Er stampfte. „Ich weiß, sie höhnen mich, weil ich niemals zum Lanzenbrechen reite. Und sie sagen: Wie kann der reiten im Ernst, wenn er sich nicht finden läßt im Schimpf?" Er stampfte. „Ich darf ja doch nicht

gegen die Gebote der Kirche. Aber nun will ich's ihnen zeigen. O, ich fürchte den Tod nicht, so wenig wie ihren Hohn. Und sie sollen mich nimmer höhnen!" Erschöpft hielt er inne.

„Armer Lutz!" sagte die Gräfin.

„Der Herr Vater hat mich gerufen," fuhr der Jüngling fort, „und also hab' ich zu reisen. Ist's Sünde, dann fällt's auf sein Haupt. Seht, Frau Mutter," — hastig wischte er über die Stirne — „schon wieder der Angstschweiß! Gut, daß die Brüder nicht da sind — sonst hieße es, der Lutz hat Angst vor dem Sterben!" Verächtlich wiederholte er: „Angst vor dem Sterben!" Dann schlich er mit gesenktem Haupte aus der Türe.

*

Er schlich durch dunkle Gänge, über finstere Treppen in die kleine Schloßkapelle.

Die gemalten Fenster des Chörleins leuchteten im Mondenscheine, das ewige Licht glühte vor dem Hauptaltar. Aber zwischen den dicken Säulen des Schiffes war's dunkel.

Graf Lutz ging hastig an einen Seitenaltar, warf sich auf die Knie, preßte die Stirne auf die unterste Stufe und betete.

Nach einiger Zeit ward die Türe abermals geöffnet. Männerschritte kamen zwischen den Säulen heran, mit einem tiefen Seufzer kniete einer inmitten des Schiffes auf die Steinplatten.

Regungslos lag Graf Lutz vor seinem Altar in der Dunkelheit.

Nach einer Weile begann der andre mit dumpfer Stimme:

„Mir ist, als wär' es zum letzten Male,
mir ist, als neigte der Weg sich zu Tale,
als wollte auf all mein Fühlen und Denken
die Nacht sich leise herniedersenken.

Ich spänne so gerne noch weiter das Leben,
das du, Gottvater, mir selber gegeben —
doch hab' ich dir gar nichts vorzuschreiben,
möchte nur immer dir nahe bleiben.

Verlaß mich nicht auf dieser Erden,
wenn böse Tage kommen werden,
und sei mir nahe mit deiner Gnade,
wenn sich verwirren die Erdenpfade.

Und wenn ich versinke in Nacht und Grauen,
dann laß mich, Herr, dein Antlitz schauen —
und gib mir, wenn ich hienieden erbleiche,
die schlechteste Wohnung in deinem Reiche."

Graf Lutz zitterte am ganzen Leibe, und tonlos bewegten sich seine Lippen: „Heinz —!" Aber er rührte sich nicht, während der andre seines Herzens Gedanken ausschüttete in der Dunkelheit der Kapelle:

„Ihr Heiligen alle und du, Gnadenmutter, wollet mich hören. Weiß wohl, sie hat mich hin und her gerissen, Frau Welt. Weiß wohl, bin schwach gewesen und hab' mich lassen zerren. Hab' das Gute gekannt und hab' das Böse getan. Kann mich nicht trösten mit Unwissenheit. Kann euch nur bitten, tröstet mich, ihr Heiligen. Darf meine Augen nicht heben zu euch, denn ihr seid rein und unbefleckt die schmutzige Lebensstraße gezogen — ich aber habe ein schmutziges Kleid. Muß nun reiten in Kampf und Not, weiß nicht, vielleicht in bittern Tod. Hab' keine Angst vor Kampf und Not und Tod, allein mein schmutzig Kleid tut wir sehr leid. Schäme mich und fürchte mich. Fürchte, sie werden mich aussperren. Ihr Heiligen und du, Gnadenmutter, sagt's doch dem Herrn, wie bitter leid mir's tut. Erinnert ihn daran, daß er einst dem armen Schächer an seiner Seite Trost gespendet hat, und der ist fröhlich von hinnen gefahren. Sagt's ihm doch, dem Herrn, der Heinz hat keine Angst vor Kampf und Tod, ihn ängstet nur sein schmutzig Kleid."

Mit einem leisen Seufzer erhob sich der betende Mann und ging auf den Fußspitzen aus der Kapelle.

Regungslos blieb Graf Lutz auf seinem Antlitz liegen und wartete, bis die Schritte verklungen waren. Dann richtete er sich auf, fuhr mit beiden Händen in sein wirres Haar, raufte es und schwankte zwischen die Säulen. Wo der andre gekniet hatte, warf auch er sich auf die Steinplatten, rang die

Hände und stöhnte. Und er ward vom Ankläger ins heilige Land getragen und im Tempel niedergesetzt. Da mußte er die beiden sehen, von denen das Evangelium erzählt: den Satten, der dem lebendigen Gott sein armselig Fasten und Almosengeben vorrechnet, und den Hungrigen, den der Satte verachtet. Und er glaubte es ganz deutlich zu sehen: der Satte war er und der Hungrige war Heinz.

Neuntes Kapitel

Es war die Nacht vor der Ausfahrt, und in tiefem Frieden lag die Burg.

Richiza erhob sich von ihrem Bette, schlüpfte in das Gewand, griff unter ihr Kopfkissen und ging leise aus der Kammer. Krampfhaft umspannte die zitternde Hand das wundersame Kleinod.

Ganz stille war's in der weitläufigen Burg. Das Fräulein huschte den Laubengang hinunter, über die Schatten der kurzen, dicken Säulchen, die schräg auf dem roten Ziegelpflaster lagen. Kein Lufthauch regte sich. Eine Kette klirrte drüben über dem mondhellen Hofraum, und Richiza schrak heftig zusammen. Ein Rind brüllte dumpf auf im Stalle neben dem Küchenbau.

Sie war an das Ende des Ganges gekommen und lief die enge, finstere Wendeltreppe hinan. Sie öffnete leise die Türe und stand im Kämmerlein der alten Gürtelmagd.

„Kunne —?“ rief sie in den mondbeschienenen Raum.

„Jungfrau?“ antwortete die Alte vom Fenster herüber.

„Ei, Kunne, du läßt den Laden offen stehen? Zu nachtschlafender Zeit, wo doch die Herren der Luft umherfliegen wie Fledermäuse?“ sagte sie ängstlich.

Kaum hörbar lachte die Alte und beugte sich weit aus dem Fenster. „Ich fürcht' mich nicht. Aber kommt her zu mir, Jungfrau,“ flüsterte sie.

Zaghaft stieg Richiza die Stufe empor.

„Da gucket —!“ raunte die Magd und wies hinab in den Hof. „Sehet Ihr's nicht?“ fragte sie geheimnisvoll.

„Was denn?“

„Da sind nun richtig die sieben Entlein hintereinander über den Hof gegangen, Jungfer. Grad so, wie's sein muß.“

„Komm, Kunne!“ flüsterte das Mägdlein aufgeregt und zerrte die Alte am Kleide. „Was kümmern uns die Entlein?“

Die Gürtelmagd schüttelte den Kopf und blickte unverwandt in den Hof hinunter: „Was uns die Entlein kümmern? Ei, Jungfer, die sieben weißen Entlein mit den schwarzen Köpfen?“ Sie umklammerte den Arm des Kindes und wies mit der ausgestreckten Linken hinunter: „Nun sitzen auf dem Brunnenrand noch ihrer zwei — seht Ihr's denn nit?“

Angestrengt spähte Richiza in die Tiefe. Dann sagte sie: „Kunne, der Brunnen steht doch im Schatten; 's ist nichts zu sehen. Kunne, du träumst!"

„Und jetzt ist das letzte Entlein im Brunnen verschwunden," raunte die Magd. „Und jetzt" — sie schüttelte sich — „jetzt, Jungfer, möcht' ich nicht stehen draußen in den Wiesen am Grundlosen Loch."

„Kunne!" Richiza zerrte an ihrem Arm. „Komm, Kunne, mach den Laden zu!"

Bedächtig schloß die Alte den Laden. Nur spärlich fiel das Mondlicht durch die herzförmigen Ausschnitte in die Kammer.

„Als Entlein gehen sie hinein in den Brunnen, die Sieben, und als Schwäne kommen sie drüben im Grundlosen Loch wieder heraus. Und dann steigen sie ans Ufer — und dann — —" Geheimisvoll schloß sie ihre Rede: „Dann sitzen sie und spinnen im Mondlicht. So ist es damals gewesen, so wird's auch heute sein."

„Hast du dich besonnen?" fragte Richiza.

„Hab' mich besonnen, Jungfrau. Ist mir aber noch nichts eingefallen."

„Macht nichts, Kunne!" Mit zitternder Hand hielt Richiza ihr Kleinod empor, mit bebender Stimme rief sie: „Kunne, nun hab' ich ein Heiltum."

„Vom Herrn Kaplan?" erkundigte sich die Magd neugierig.

Richiza trat zurück und versteckte die Faust in den Falten ihres Gewandes.

„Ein starkes Heiltum," sagte sie mit unsicherer Stimme. „Und Kunne, du hilfst mir?"

„Wenn ich kann, Jungfer." Die Alte gähnte.

„O, du kannst, Kunne. Gelt, Kunne, du holst mir — Kunne, wo muß man's einnähen — — weißt du's?"

„Ob ich's weiß! In das Seidenhemd, das sie unter der Brünne tragen, die Mannsleut, grad über dem Herzen, Jungfer."

„O gelt, Kunne, du bringst mir das seidene Hemd auf der Stelle!" flehte Richiza.

„Von wem —?" Die Magd hustete ein wenig. „Verzeiht, ich hab's vergessen."

„O Kunne!" Die Jungfrau wandte sich ab und schluckte verlegen.

„Vom Jungherrn Friedel, gelt?" sagte die Alte. „Jetzt weiß ich's auf einmal wieder. Wenn er nun aber aufwacht, der Jungherr, und schreit Dibio, und rennen die Leut zusammen?"

„O Kunne!"

„Bleibet! Will schauen, ob ich's kriegen kann." Damit ging sie.

Das Kind setzte sich auf das Bett und lauschte. Die Tür stand offen.

Nach langer Zeit kam die Alte wieder mit schlurfenden Schritten zur Wendeltreppe. Richiza sprang auf und lief hinaus. „Hast du's, Kunne?" fragte sie mit halblauter Stimme hinunter in die Finsternis.

Lichtschein drang empor aus der Tiefe.

„Sie hat's!" rief die Jungfrau und riß ihr das seidene Gewand vom Arme.

„Bscht, bscht!" mahnte die Alte und stellte die brennende Kerze auf den Tisch. Und heftig schnaufend berichtete sie: „Zu viert schlafen die Jungherren in seiner Kammer — der Karl, der Dietz, der Heinz. Ja, es geht eng her in der Burg."

„Ist's auch gewiß sein Gewand?" fragte Richiza ängstlich.

„Es sieht gar wüst aus in der Kammer. Überall liegen die Kleider," sagte die Alte.

„O Kunne —!"

„Die von den andern, Jungfrau, von den drei andern. Aber was das Kind — der Jungherr Friedel ist, der hat seine Kleider fein säuberlich an den Pfosten neben sein Lager gehängt."

Erleichtert atmete Richiza auf. „Und jetzt hilf, Kunne, und gib mir die Seide."

Brummend kramte die Magd in ihrem Nähzeug. „Mit Seide, Jungfrau?"

„Freilich, Kunne, freilich."

„Macht aber das Bäuschlein so klein, daß er's beileibe nicht merkt, und näht es zwischen die Falten," mahnte die Magd.

Eifrig nähte das Kind.

„Wo Ihr nur das Heiltum so geschwind bekommen habt?" fragte Kunne nach einer Weile neugierig.

Richiza schwieg. Endlich sagte sie halblaut: „Wenn nun, Kunne — wenn nun einer — ich meine nur — wenn etwa einer ein Heiltum —." Sie stockte. „Wenn einer ein Heiltum, das ihm nicht gehört —?"

Leise lachte die Alte: „O, ich versteh' Euch. Aber seid ohne Sorge. Ich denk' mir, Heiltum bleibt Heiltum, ob's nun einer gekauft oder —" Nun stockte auch sie. „— oder gefunden hat."

„O gelt, Kunne!" rief die Jungfrau und atmete tief auf.

*

Im Frieden der Mondnacht schlief der weite Gau, im silbernen Lichte lagen die Weingärten, die Felder und Wiesen. Nur zuweilen kam von den dunkeln Waldbergen der klagende Ruf eines Käuzleins herüber, nur zuweilen lockte draußen zwischen den Sümpfen ein Wasservogel. Es blinkte kein Licht mehr aus den Fenstern des Grafenschlosses.

Im Schatten der Eschen und Erlen lag der kleine runde Weiher, und sein grünliches, unbewegtes Wasser spiegelte den vollen Mond.

Geräuschlos schwammen im Kreise über der unergründlichen Tiefe die sieben Schwäne. — — —

Sieben Frauen stiegen ans Ufer; und es fielen die Tropfen aus ihren Federkleidern zurück in die Flut. Sie setzten sich schweigend in den Schatten der Bäume um das Grundlose Loch, stießen ihre Rocken in den Wasen und begannen zu spinnen.

Feiner Nebel kam aus den Wiesen und kroch nahe am Boden hin. Wie weißes Linnen breitete sich der Nebel über die Fläche.

„Heute mir, morgen dir!“ raunte die erste und erhob das uralte Antlitz zum goldenen Monde empor.

„So muß es sein, weil's immer so gewesen,“ raunte die zweite.

„Und wird so sein bis ans Ende der Tage,“ raunte die dritte und wandte das jugendliche Antlitz traurig hinüber zu den schimmernden Mauern des Schlosses Castell.

Dann aber sangen sie leise zu siebt im Schatten der Bäume am Grundlosen Loch unter dem stillen Mond:

„Sie liegen
und schlafen,
wir wachen
und sichten
die Sachen
und richten
und strafen
und lohnen.
Sie hasten
und jagen;
sie rasten,
sie zagen —
wir sinnen,
wir spinnen,
und eh sie's gedacht,
über Nacht, über Nacht
ist alles vollbracht.“

Es klang nicht wie Menschenstimmen, es klang nicht wie Blättergeflüster. Unirdische saßen und raunten und warfen die Spindeln.

Und mit leisem Ächzen riß ein Faden nach dem andern, und mit leisem Lachen tauchte eine nach der andern zurück in die dunkelgrüne Flut.

Zuletzt saßen nur noch zwei von den Sieben am Ufer und raunten und spannen und spannen.

Der Nebel stieg höher und höher und verschlang ihre schimmernden Leiber.

Zehntes Kapitel

Unter den Strahlen der Morgensonne erglühten die kleinen buntbemalten Chorfenster, und matt leuchtete die Doppelreihe der weißen, wuchtigen Säulen im Schiffe. Kopf an Kopf standen die Herren und Mannen in der engen Burgkapelle.

Paarweise schritten sie zum Altare, knieten nieder und empfingen vor der Ausfahrt den Leib des Herrn. Und zwischen dem ersten Paare schritt die hohe Gestalt des Blinden.

Auf ihrem Betschemel, unter dem schweren Holzkreuz vorn an der ersten Säule, kniete die Gräfin. Sie hatte die Stirn aufs Pult gelegt, und das Pergament ihres Gebetbuchs wurde naß von den Tränen, die zwischen ihren gefalteten Händen hervorquollen. Regungslos verharrte sie, als die

heilige Handlung zu Ende war, als die Ihrigen unter den scharfen Klängen der Orgel die Kapelle verließen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Weihrauch hing in Schleiern vor den glühenden Fenstern, und im grauen Dunste verschwamm die Gestalt des Gekreuzigten. Weltverloren kniete die Mutter der Sieben auf ihrem Schemel.

An der Ausgangstür aber stand, auf das Kreuz seines Schwertes gestützt, der Tannhauser und wartete.

Es war feierlich still in dem dumpfen Raume. Gedämpft, aus weiter Ferne, drang zuweilen etwas vom Geschrei der Knechte herein. Trübe brannten die Kerzen auf dem Altar.

Ein tiefer Seufzer kam von den Lippen der betenden Frau. Langsam erhob sich die gebeugte Gestalt, eine zitternde Hand raffte das wallende Gewand und müde Schritte bewegten sich dem Ausgange zu.

Der Tannhauser hüstelte ein wenig und trat der Herrin in den Weg.

„Ihr habt mir zu warten befohlen, Frau Gräfin," sagte er mit heiserer Stimme. „Hier bin ich."

Die Herrin hob das Haupt und sah dem Riesen mit schwimmenden Augen ins rote Angesicht. Sie drückte den kleinen silberbeschlagenen Psalter an die Brust und versuchte freundlich zu lächeln. Aber es wollte ihr nicht gelingen, und eine schwere Träne

rollte langsam über die schmale bleiche Wange und glitt auf das blinkende Perlenkettchen, das ihre Brust schmückte.

„Tannhauser!“ sagte sie mit zuckenden Lippen und streckte ihm die Hand entgegen.

Der griff nach der Hand, beugte das Knie und drückte einen höfischen Kuß auf den ringbesteckten Handschuh. Dann stand er wieder hochaufgerichtet vor der Herrin und sah über ihr Haupt hinweg auf den weihrauchdunstigen Altar.

„Tannhauser,“ sagte die Herrin zum zweitenmal, „ich, ja, ich habe Euch bitten lassen. Ihr könnt Euch denken, Tannhauser —“

Regungslos stand der Rote, und nun hefteten sich seine Blicke an die Farbenpracht der Fenster, der kleinen, rot, gelb, grün und blau gemalten, im Lichte der Morgensonne glühenden Fenster.

Wieder und wieder drückte die Herrin das Psalterbüchlein ans Herz, ihre Brust hob und senkte sich, und stockend kam die rührende Bitte von ihren bleichen Lippen: „Tannhauser, es wird mir wahrhaftig schwer, aber es muß dennoch hervor. Tannhauser, es ist in diesen Tagen nicht alles gewesen, wie es hätte sein sollen —“

Heftig schüttelte der Rote das Haupt, sah einen Augenblick scheu auf das schmerzbewegte bleiche Antlitz, preßte die Lippen aufeinander und sah dann wieder geradeaus in das trübe, weihrauchgedämpfte Licht der Altarkerzen.

„Aber vergeßt, Tannhauser, was geschehen ist!" bat die Gräfin. „Schon oft sind die Männer hart aneinander geraten, und eine Frau hat müssen dazwischen treten. Vergeßt, Tannhauser, was etwa bös geredet wurde." Sie seufzte. „Meine Knaben sind rasch — ich vergehe vor Angst, wenn ich denke, daß Ihr im Groll mit ihnen ausfahret. Vergebt ihnen um der Mutter willen."

Wiederum beugte der Rote das Knie und stand sodann wie vorher mit gesenktem Haupte.

Zwei angstvolle Augen sahen in das rote Antlitz. Aber seine Lider hoben sich nicht; er blickte unverwandt auf die bunten Felder des Mosaikbodens und antwortete in höfischem Tone leichthin: „Wer könnte Eurer Bitte widerstreben, edle Herrin?"

„O nicht, Tannhauser, nicht also!" rief die Gräfin und tastete nach seiner Hand.

„Ihr beschämt mich, edle Herrin," brachte der Rote mit Anstrengung heraus und kreuzte die Hände über dem Schwertgriff. „Soll ich — soll ich dem Grafen Kunz Abbitte leisten?"

„Ihr?" Die Gräfin legte erschrocken die Hand auf seine Pranke. „Vergessen sollt Ihr, vergessen, Tannhauser!"

„Ich will mir Mühe geben," sagte der Mann und neigte das Haupt.

„Gott sei gelobt!" hauchte die Gräfin und faltete die Hände über dem Psalter. Dann aber kam es stoßweise, bittend über ihre Lippen: „Und noch eines,

Tannhauser — die andern alle — von denen rede ich nicht, sie sind Manns genug und können für sich selber sorgen; aber der eine, Tannhauser — der eine — sechs Jahre nach allen den andern ist er geboren — Tannhauser —"

„Herr Friedel?" fiel ihr der Rote ins Wort und sah ihr nun zum erstenmal mit offenen Augen ins Antlitz.

„Ach ja, Tannhauser, der Friedel, das Kind!" Flehend streckte sie ihm die gefalteten Hände mit dem Büchlein entgegen. „Tannhauser — sorget mir für das Kind Friedel — Tannhauser, ich lege Euch das Kind Friedel ans Herz!"

„Behaltet ihn zu Hause, edle Frau!" sagte der Riese mit heiserer Stimme und strich langsam über seinen wallenden Bart. „Er ist zu jung, und es wäre schade um ihn."

„Ich habe keine Macht," flüsterte die Gräfin.

„Dann will ich tun, was ich zu tun vermag," murmelte der Rote, faltete die Hände über dem Kreuze seines Schwertes und starrte wiederum in die Farbenglut der Fensterlein.

„Gott vergelt's Euch!" flüsterte die Herrin und schluchzte.

Der Tannhauser trat zur Seite und beugte das Knie.

Noch einmal sahen die verweinten Augen flehend auf das harte Antlitz. Dann stieg die Mutter der Sieben langsamen Schrittes die Stufen zum Ausgang empor.

Mit halbgeschlossenen Augen stand der Riese zwischen den Säulen und wartete, bis ihr Schritt im Gange verhallt war. Dann verließ auch er die Kapelle.

Der Weihrauch hatte sich an die gebräunte Holzdecke verzogen. Ruhig brannten die Kerzen auf dem Altare. Ein verirrter Sonnenstrahl zitterte in der Dornenkrone des Gekreuzigten.

*

Alle Sieben standen im Gemach des Blinden. Da nahm dieser das Bündlein mit dem wunderbaren Stein aus seinem Gewande.

„Ihr kennt das Kleinod," sagte er und streichelte das Bündlein, „und ihr wißt, warum ich euch zu mir gerufen habe vor der Ausfahrt. Könnte ich, dann gäbe ich jedem von euch den Stein in den Krieg mit. So aber wird ihn nur einer tragen."

„Vergebt, Herr Vater," kam's murmelnd aus dem Hintergrunde.

„Wer spricht?" fragte der Blinde.

„Ich, der Lutz." kam die Antwort zurück. „Ich habe oft schon gehört von dem Steine, Herr Vater."

Nun wichen die andern zur Rechten und Linken, daß Graf Lutz vor dem Vater zu stehen kam.

„Darf ich Euch fragen, Herr Vater, ob dieser Stein ein Heiltum des Hauses ist oder," — einen Augenblick hielt er inne, dann kam es vollends heraus — „oder heidnische Zauberei?"

Die Hand des Blinden schloß sich fest um das Bündlein, die erloschenen Augen richteten sich auf den Sprecher, und grollend kam die Antwort zurück: „Mir dünkt, der Stein ist lange schon in unserm Geschlecht gewesen, ehe der heilige Kilian in unsre Gauen fuhr. Was kümmert's dich, Lutz? Es ist ein kräftiger Stein."

Murrend standen die sechs. Mit geneigtem Haupte trat Graf Lutz einen Schritt vorwärts. Er schluckte etliche Male und leckte seine trockenen Lippen.

„Ich denke, wir entscheiden die Frage durchs Los," sagte der Alte.

„Vergebet, Herr Vater," brachte nun Graf Lutz mit Anstrengung heraus, „mir dünkt, der Stein ist heidnischer Greuel und —"

„Lutz!" drohte der Alte.

„— und da sei Gott vor, daß ich mich also beschmutze!"

Er beugte das Knie vor dem Vater, wandte sich und schritt mit demütig gesenktem Haupt aus der Tür.

Mit geballten Händen saß der Graf. Laut murrten die Söhne.

Graf Kunz trat vor, beugte das Knie und sprach: „Vergebet, Herr Vater, daß er das Kleinod des Hauses geschmäht hat. Wir andern alle —"

„Bring mir die Losstäbe!" unterbrach ihn der Blinde mit rauher Stimme. „Das hat noch keiner

getan, solange der Stein im Geschlecht ist. Und es ist ein übles Vorzeichen."

„Wozu die Losstäbe, Herr Vater?" sprach Graf Kunz.

„Weil's also Brauch ist seit Urväterzeiten, wenn mehr als einer ausfährt."

„Der Älteste soll ihn tragen, den Stein!" rief Heinz. „Das ist billig und recht."

Beifällig nickten die andern.

„Der Älteste?" Graf Kunz lachte. „Und warum gerade der Älteste? Weil er ohnedies am längsten gelebt hat? Warum nicht der Jüngste?"

„Der Älteste!" rief nun Graf Friedel.

„Darf ich reden, Herr Vater?" fragte Kunz.

„So sprich!"

„Was liegt daran, Herr Vater, ob der oder jener von uns im Feld bleibt? Wir sind unser sieben — etliche werden ja doch wieder heimkehren und das Haus weiterbauen. Alles aber liegt daran, daß die Fahne wiederkommt. Und so denk' ich, wir sechse hängen das Heiltum an die Fahne!"

„An die Fahne! An die Fahne!" riefen die andern und schlugen an ihre Wehren.

Beifällig nickte der Alte.

„Und wer soll's an die Fahne heften?" fragte er nach einer Weile.

„Die Frau Mutter," sagte Graf Kunz.

Und wiederum erklang es im Kreise: „Die Frau Mutter, die Frau Mutter!"

Und zu dritt stürmten sie aus der Türe, holten die Mutter und brachten die Fahne.

Da nahm Frau Imma das Bündelein, wie es war, aus den Händen des Gatten, setzte sich auf den Schemel und nähte es mit starker Seide oben an das rotweiß gevierte Tuch, dicht unter die vergoldete Spitze. Schweigend standen die Söhne im Halbkreise. Die Hände der Gräfin zitterten, als sie nähte, und sachte tropften die Tränen herab auf die zerschlissene Fahne.

*

Das Morgenmahl war eingenommen.

Im Schloßhofe rasselten die Trommeln, die Pauken dröhnten, die Pfeifen quiekten, die Hörner jauchzten, die Rosse stampften und schnaubten und schäumten in die Gebisse, das Lederzeug knarrte, die Ketten und Ringe und Bügel klirrten, und die alten Mauern hallten wider vom Getöse der Ausfahrt.

Ein Stück vom blauen Morgenhimmel lugte in den engen Schloßhof hinein. In den Fenstern rings umher standen die Burgleute Kopf an Kopf und sahen herab auf die Reisefertigen. Ein kaltes Leuchten ging aus von den Spitzen der Lanzen, der Lufthauch spielte mit den rotweißen Wimpeln.

Oben auf der Freitreppe stand der Blinde neben der Gräfin und gedachte Abschied zu nehmen von seinen Söhnen und Mannen.

Er griff nach der schwarzen Samtkappe und entblößte das Haupt.

Die Musik verstummte.

Mit lauter Stimme rief der Alte über die Gewappneten: „Ich will euch etwas sagen zum Scheidegruß, ihr meine Getreuen. Ihr reitet aus kühlen Mauern ins heiße Feld, ihr reitet auf Leben und Tod. Ihr seid aber nicht die ersten, die also reiten aus diesen Mauern, und seid gewiß auch nicht die letzten. Reitet in Gottes Frieden und vergeßt nicht bei Tag und vergeßt nicht bei Nacht, daß die Schande ärger ist als der Tod."

Er hielt einen Augenblick inne, hob die Hände segnend über die festlich gekleidete Schar und sang mit zitternder Stimme die uralten Worte: „Rett Castell all' Tag!"

Da schwenkten sie allzumal die bewimpelten Lanzen, und singend kam aus hundert Kehlen zurück der Lagerruf des Geschlechts: „Rett Castell all' Tag!"

Mit schallender Stimme befahl Graf Kunz den Abzug. Die Trommeln rasselten, die Pauken dröhnten, die Hörner jauchzten, aus den Fenstern ringsumher wehten die weißen Tüchlein zum Abschied, klirrend setzte sich die Schar in Bewegung.

Das Tor widerhallte vom Lärm der Ausfahrt.

Weinend verhüllte die Gräfin das Antlitz mit dem Schleier, wortlos wandte sich der Blinde, bedeckte das Haupt und reichte der Gemahlin den Arm. Und mit schleppenden Schritten gingen die beiden hinein in den Palas.

In der Ferne, zwischen den hohen Planken des Reitweges unter der Grafenlinde, verklang die Musik, und stille ward's zwischen den Mauern des Schlosses Castell.

Bis vor sein Gemach geleitete die Gräfin den Blinden. Dann aber löste sie den Arm und schritt hastig den Gang hinunter, öffnete die kleine Tür und klomm zum Wehrgang empor.

Sie stand auf der Plattform des Bergfrieds, und im lachenden Sonnenscheine lag das Land zu ihren Füßen — man konnte in weite Ferne sehen, in weite, duftige Ferne, bis zum glitzernden Strom, bis zu den blauen Waldbergen jenseits des Stromes.

Sie trat an die steinerne Brüstung und spähte hinunter ins Tal. Aus der Tiefe schlug das Getöse der Musik an ihre Ohren. In der Tiefe zwischen den strohgedeckten Häusern des Dorfes funkelten die Lanzenspitzen, leuchteten die bunten Gewänder der Herren.

Draußen vor dem Dorfe, nahe den Herrengärten, hielt, wartend auf grünem Wasen, die Menge der Reiter.

Jetzt kamen die Herren und Mannen durchs Tor des Dorfes, hinaus zur Linde, jetzt stießen sie zu den andern.

Die Musik verstummte, aus weiter Ferne trug der Windhauch des Morgens zerrissene Befehle zu der lauschenden Frau empor. Aufs neue erhob sich die Musik.

Wie eine gleißende Schlange kroch der Zug der Reiter und Sarjanten auf der weißen, staubigen Straße gen Abend.

Regungslos stand die Herrin und sah ihnen nach, bis sie allmählich im Staube hinter dem Dorfe Trautberg verschwanden.

Elftes Kapitel

In der Stromniederung hinter Kitzingen lag ein Dorf des Bischofs, und am späten Nachmittage rückten die Castellschen staub- und schweißbedeckt in seine Gassen. Nur wenige der Armleute waren zurückgeblieben; die meisten hatten sich mit ihrem Vieh vor den Heranziehenden in die Wälder geflüchtet.

Da beschlossen die Castellschen, in den verlassenen Gehöften zu nächtigen. —

Der Abend dämmerte heran, die Wachen waren ausgestellt, und in der Wohnstube des größten Hofes saßen die Grafen mit etlichen Hauptleuten.

Sie schwiegen und machten sorgliche Gesichter.

Endlich sprach Graf Kunz: „Das kann ich nimmermehr verstehen.“

„Ich auch nicht!“ stieß Graf Heinz hervor. Und die andern murmelten dazu.

„Man sollte die Hennebergschen stückweise —“ rief Graf Johann und verschluckte das letzte Wort.

„Ich dächte, sie hätten Zeit gehabt, uns Botschaft zu senden!“

„Und was ist, wenn wir die Botschaft heute nimmer bekommen?“ fragte Graf Karl.

„Dann rücken wir den Bischöflichen allein entgegen!“ sagte Graf Johann und schlug auf den Tisch.

„Davor bewahre uns Gott!“ rief Graf Kunz.

„Und es geht doch alles besser, als ich gedacht habe,“ meinte einer von den Hauptleuten; „der Tannhauser hat sich gefügt.“

„Und warum hätte er sich nicht fügen sollen?“ fragte Graf Kunz leichthin mit lachendem Munde.

Die andern schwiegen.

Da ging die Tür auf, und des Tannhausers riesige Gestalt trat gebückt auf die Schwelle.

„Noch kein Bote gekommen?“ rief ihm Graf Kunz entgegen.

„Nein, Herr,“ sagte der Tannhauser und schloß die Tür.

„Was denkst du darüber?“ fragte Kunz.

„Was ich darüber denke?“ Der Tannhauser begann leise zu pfeifen, dann meinte er mit sorglosem Lächeln: „Er wird schon noch kommen, Herr.“

„Sonst alles in Ordnung?“ fragte Graf Kunz.

„Alles besorgt nach Euerm Befehl. Die Pferde stehen gesattelt. Kein Mann darf den Harnasch ablegen die ganze Nacht.“

„Nichts Geringes bei dieser Hitze,“ murmelte

einer von den Grafen. „Kein Lüftlein geht über die Erde, die Kleider kleben am Leibe —“

„So laß sie kleben!“ rief Graf Kunz, stand auf und reckte sich.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es war finster geworden, aber kein Lichtschein fiel aus den offenen Fenstern auf die Gassen.

In einer dunkeln Kammer flüsterte der Tannhauser. Eine wispernde Weiberstimme antwortete ihm. Nach einiger Zeit ging der Riese über den Flur hinaus vors Haus auf die steinerne Greden und verschwand in der Finsternis.

Aus der Stube kam einer und trat in die offene Haustür. Dann ging die Stubentür zum zweitenmal.

„Was willst du denn von mir, Johann?“

„Bst — schrei nur nicht so — 's geht niemand was an, Kunz!“ raunte der Mann in der Haustür.

Zwei hohe Gestalten traten auf die Gasse.

„Johann!“ raunte der eine und tastete nach der Hand des andern.

„Kunz!“ raunte der andre und drückte die dargebotene Hand.

So schritten sie nebeneinander im Scheine der blinkenden Sterne durch den Staub der Gasse und sprachen lange kein Wort.

Endlich sagte der eine: „Das wird morgen ein heißer Tag.“

„Heißer Tag,“ bestätigte der andre.

Wieder sprachen sie lange kein Wort. Dann raunte der eine: „Ich wollte, sie ginge jetzt zwischen uns, Bruder!“

„Sie hätte ihre Freude dran, die Frau Mutter,“ sagte der andre.

„Warum haben wir das nicht schon früher getan?“

„Weiß ich's?“

„Es wäre doch arg gewesen, Johann, wenn wir —“

„— wenn wir als Feinde geritten wären, Kunz!“

„Johann, wir sind wahrhaftige Esel gewesen.“

„Wenn du's als Bruder meinst, mir soll's recht sein, Kunz,“ lachte Johann.

„Bruder, ein Jahr lang haben wir nimmer miteinander gesprochen!“ sagte Graf Kunz.

„Und haben geringe Ursache gehabt, Bruder. Wahrlich, es ist Teufelswerk, wenn Brüder zwieträchtig werden,“ seufzte Graf Johann.

„Ich wollte, sie ginge jetzt zwischen uns,“ wiederholte Kunz.

„Sie wird sich freuen, wenn sie's erfährt,“ meinte Johann.

Hand in Hand gingen sie zurück zum Haus. Da flog ein Vogel auf den Dachfirst; der klagte, als die beiden die Greden hinanstiegen.

„Hörst du das Käuzlein?“ raunte Graf Johann und drückte die Hand des Bruders. Der gab den Druck zurück.

Des andern Tages aber, als sich die Sonne zum Niedergang neigte, lagen die beiden Herz an Herz, quer übereinander auf dem zerstampften Rasen, und keiner vermochte zu sagen: „Ich wollte, daß sie uns sähe, die Mutter!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der abnehmende Mond kam über die Waldhügel empor und malte die kleinen Fenstervierecke auf die Hinterwand der Wohnstube. Wortlos saßen und lagen die Grafen auf den Holzbänken in der drückenden Hitze.

Da schob sich ein kleines dürres Weib über die Schwelle, schleppte einen großen Steinkrug zum Tisch und stellte etliche Becher auf die Platte. „Vergebt, Ihr Herren, was wollt ihr trocken sitzen die ganze Nacht?"

Graf Kunz stand schwerfällig auf und kam heran, hob den Krug und steckte die Nase hinein. Dann ging er mit raschen Schritten ans Fenster und schüttete den Wein hinaus.

Mit leisem Jammern schlug das Weib die Hände zusammen: „Ihr Heiligen — der gute Wein!"

„Unsern Knechten haben wir's verboten, und selber sollten wir's tun?" fragte Graf Kunz. „Geh, hol uns Wasser in deinem Krug!"

„Vergebt, Herr," begann das Weib aufs neue. „Wollt ihr die ganze Nacht auf den harten Bänken liegen? Laßt euch doch die schweren Harnasche vom Leibe ziehen. Ich hab' Strohsäcke gelegt in

den Kammern nach eurer Anzahl und hab' frische Leilacher darüber gebreitet —"

„Hinaus!" rief Graf Kunz und hob die Faust.

„Ihr Heiligen, die Herren werden doch wohl ein arm, alt, blöd Weibsbild verschonen? Was ist's denn Böses, wenn ich sage, ruhet euch aus?"

Noch in späten Jahren erzählte Graf Rupert von dem kleinen Weibe, das damals im unsicheren Mondlichte vor ihm und den Brüdern gestanden war und die Erschöpften auf die weißen Tücher in Ruhe und Schlaf zu locken versucht hatte.

„Pfuch!" sagte Graf Johann. „Unsern Knechten haben wir's verboten, und wir selber sollten's tun?"

Da ging das Weib leise aus der Tür. Nach einiger Zeit hörten die Herren den Ziehbrunnen rasseln. Dann kam die Alte zurück und stellte wortlos den gefüllten Krug auf den mondbeschienenen Tisch.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Mond stieg höher und höher. In den Schilfwiesen am Strome riefen die Nachtvögel. Das Käuzlein war vors Dorf geflogen und lachte nun von Zeit zu Zeit aus der Ferne herüber.

Jung-Friedel kam quer über den Hof gegangen. Auf der Greden vor der Haustür stand der Tannhauser.

„Ihr könnt auch nicht schlafen auf der harten Bank in der heißen Stube?" rief er dem Jungherrn entgegen.

„Es ist mir übel geworden von dem Wasser," antwortete Graf Friedel.

„Ei, so laßt Euch raten — ich will Euch einen Becher Weins verschaffen, daß ihr wieder frisch werdet."

Jung-Friedel schüttelte den Kopf. „Unsern Knechten haben wir's verboten, und selber sollten wir's tun?" sagte er, wie vordem der Bruder gesagt hatte.

Der Tannhauser schob seinen Arm in den Arm des Jungherrn und zog ihn zur Küche. Dort drückte er ihn auf einen Schemel und ging hinaus.

Nach einer Weile kam des Tannhausers Knecht Sintram und bot dem Knaben einen kleinen Becher.

Der Tannhauser trat in die Tür und raunte: „Euch zum Heil, Herr Friedrich!"

„Weiß doch nicht, ob ich darf?" sagte Jung-Friedel und roch am duftenden Weine.

„Seid Ihr nicht krank, tut Euch nicht Wein not?" raunte der Tannhauser und kam näher.

„Es ist mir übel zumute, und ich will morgen bei Kräften sein," sagte Jung-Friedel treuherzig.

„Nun also, trinkt!"

„Es ist starker Wein," sagte der Jungherr.

„Heilsamer Kräuterwein — trinkt!" raunte der Tannhauser.

Da setzte der Knabe den Becher an die Lippen und nahm einen Schluck.

„Austrinken!" befahl der Tannhauser.

Gehorsam leerte Jung-Friedel den Becher bis auf den Grund.

Sintram tappte mit dem geleerten Becher aus der Küche. Der Tannhauser aber nahm wieder den Arm des Jünglings und ging mit ihm in die Stube.

Wortlos saßen und lagen die Grafen und Hauptleute auf den Bänken. Auch Jung-Friedel setzte sich. Der Tannhauser aber ging an den mondlichtbeschienenen Tisch, murmelte: „Mit Verlaub," und goß Wasser aus dem Krug in einen der Becher. „Pfuch!" sagte er und setzte den unberührten Becher ab. „Pfuch!" sagte er zum zweitenmal und ging aus der Stube.

„Der Teufel soll den Grafen Kunz stückweise holen!" raunte er draußen dem Knechte Sintram ins Ohr. „Sie haben wahrhaftig Wasser im Krug."

„Die Alte hat's ihnen holen müssen," murmelte der Knecht.

„Und wär' doch alles so gut gegangen!" sagte der Tannhauser.

Dann schritten die beiden aus der Haustür. Der Knecht ging über den Hof und verschwand in der Scheune, der Tannhauser trat auf die mondhelle Gasse.

Gemächlich ging er hinaus vors Dorf, an der Wache vorüber, hinunter über die Wiesen zum Strom. Dann verschwand seine hohe Gestalt zwischen den Weiden und Erlen.

Nach einiger Zeit kam er wieder heraus und

ging pfeifend an der Wache vorüber, zurück ins Dorf. Und wieder nach einiger Zeit löste sich ein kleiner Kahn vom Ufer und glitt ungesehen im Schatten der tiefhängenden Büsche zu Tal. Es waren zwei Männer in dem Fahrzeuge; einer lag ausgestreckt auf dem Boden, der andre stand aufrecht und bewegte das Schifflein mit einer Stange.

Gemächlich schritt der Tannhauser die Dorfgasse entlang, zurück zum Gehöfte. Als er die Greden emporstieg, trat der Knecht Sintram aus dem Schatten und zupfte seinen Herrn am Ärmel: „Er ist da!"

„Wo?" raunte der Riese.

„Bei den Unsern," kam die Antwort zurück.

Dann verschwanden die beiden im Schatten des Hofes.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Mit Gepolter fiel drinnen in der Stube einer von der Ofenbank und lag regungslos auf dem Boden.

Andre standen auf und hoben ihn empor, setzten ihn auf die Bank und lachten, als er sogleich wieder hinabglitt. „Friedel!" rief Graf Heinz, hob ihn abermals empor und faßte ihn. Ein Stöhnen kam aus dem halboffenen Munde des Knaben. „Friedel!" rief Graf Lutz und schüttelte den Schlafenden. „Eia, das Kind ist müde geworden, laßt es doch ruhen!" sagte Graf Kunz. Da faßten die Brüder Jung-Friedel unter den Armen und führten ihn

zum Tische, legten ihn auf die Bank, steckten eine volle Ledertasche unter seinen Kopf und rückten den Tisch nahe an die Bank. „Er soll ausschlafen!" sagte Graf Kunz und streckte sich mit Gähnen auf den Fußboden.

Höher und höher stieg der Mond. Längst schon waren die kleinen Fenstervierecke von der Hinterwand auf den Fußboden herabgeglitten.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Hinter dem Dorfe erhob sich ein niedriger Hügel. Drei alte Linden bedeckten mit ihrem Schatten einen Keller, der in den Hügel gegraben war.

Der Tannhauser öffnete die schwere Tür und ging in den kühlen Raum. Eine Kienfackel stak in eisernem Ringe und brannte qualmend. Der Riese lehnte sich an die Mauer und wartete.

Schritte kamen den hartgetretenen Fußweg über die ausgetrocknete Wiese herunter. Vor dem Eingang zum Keller ließ sich einer also vernehmen: „Zu den Grafen will ich!"

„Es hat alles seine Richtigkeit," antwortete die fette Stimme Sintrams, des Knechtes.

„Ei, wohnen die Grafen Castell —?" sagte der andre.

Da kam der Tannhauser in die Tür und raunte: „Guter Freund, du bist der Hennebergsche?"

„Ja, Herr!"

„So, dann komm da herein! Die Grafen —"

„Da hinein?" fragte der Bote mißtrauisch.

„I was, es darf dich nicht wundern — du sollst deine Nachricht in aller Heimlichkeit bestellen — das Dorf ist voll von Reitern. Da haben mir die Grafen befohlen —“

Der Hennebergsche trat nach dem Castellschen in den qualmenden Keller. Unter die Kienfackel stellte sich der Tannhauser, vor ihn trat der Bote. Hart hinter dem Boten hielt der Knecht, und im Lichte der Fackel blinkte über seinem roten Schnauzbarte wie ein abgegriffener Beinknopf seine dicke weiße Nase.

„Kennt Ihr die Worte?“ fragte der Hennebergsche ängstlich.

Der Tannhauser sah dem frischen Jungen einen Augenblick ins Gesicht. Dann hob er den Kopf und sah über ihn und den Knecht hinüber zur feuchten glitzernden Wand. „Hennengackern und Pfauenschrei,“ sagte er halblaut.

Der Bote atmete tief auf und wischte über seine Stirne. „Ihr kennt die Worte. So hat's keine Gefahr. Höret: Die Hennebergschen lassen den Castellschen Gruß entbieten und Heil hier wie dort. Die Castellschen sollen die Schlacht nicht annehmen, sie sollten warten bis übermorgen. Morgen abend werden die Hennebergschen hier sein.“

„Ist das alles?“ fragte der Tannhauser.

„Ja, Herr. Doch vergebt, ich bin sechs Meilen getrabt, bin hungrig und durstig.“

„Armer Junge,“ murmelte der Tannhauser.

„Ich will sorgen, daß dich Hunger und Durst nimmer plagen.“ Nun hob er die Hand und trat ein wenig zur Seite.

Der Knecht Sintram zog den Dolch und holte aus. Der Bote stieß die Arme in die Höhe und brach lautlos zusammen.

Der Tannhauser wandte sich ab.

„Ihn wird nicht mehr hungern und nicht mehr dürsten,“ sagte Sintram und zog den Dolch aus dem Rücken des Ermordeten. Ein Röcheln kam als Antwort zurück. Sintram wischte die blutige Waffe am staubigen Wämslein des Jungen ab und schleifte die Leiche zurück in die Tiefe des Kellers. Dann stieß er die Kienfackel auf den Boden und zertrat die glimmenden Reste, ging hinaus, legte das Hängschloß an die Tür und tappte im Mondlichte hinter dem Riesen zum Dorf empor.

Der Morgen graute.

Graf Kunz war auf die Gasse gegangen und schritt nun rastlos vor dem Gehöfte hin und her. Da kam der Tannhauser in die Tür, rieb seine Augen und gähnte und ging auch hinaus auf die Gasse.

„Könnt Ihr's begreifen?“ rief ihm der Graf entgegen. „Der Teufel hol die Hennebergschen!“

Der Tannhauser zuckte die Schultern. Dann gingen die beiden vor dem Gehöfte auf und ab.

Da und dort wurde ein Tor geöffnet. Reiter führten ihre gerüsteten Pferde zur Tränke an den kleinen Dorfweiher.

Rastlos gingen die beiden, der Graf und der Tannhauser, auf und ab.

Der dunstige Himmel über den Waldhügeln färbte sich zartrot. Der Tag brach an. Die Sonne kam über den Hügeln empor.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Von der Außenwache sprengte ein Reiter ins Dorf und schrie mit gellender Stimme: „Der Feind, der Feind!"

Hornrufe ertönten, Trommeln rasselten. Im Nu wimmelte die Dorfgasse von Reitern und Sarjanten.

Der Mann von der Wache stand in der niederen Stube und berichtete dem Grafen Kunz: „Der Feind zieht von Mitternacht heran, über die Hügel, und draußen bei uns hält ein Bischöflicher, hat einen Fichtenkranz auf dem bloßen Schädel und trägt ein weiß Tuch in der Hand."

„Sie wollen die Stunde besprechen," sagte schon der Tannhauser in der Tür, schob den bischöflichen Boten vor sich in die Stube und löste die Binde von seinen Augen.

Der Fremde beugte das Knie, richtete sich empor und sprach: „Ihr Grafen und gnädigen Herren, der Dompropst, das Kapitel und alle Hauptleute entbieten euch Gruß zuvor und Gnade von Gott. Dieweil ihr den Frieden gebrochen habt und wider alles Recht —"

„Holla!" rief Graf Kunz.

„— wider alles Recht eingefallen seid in bischöflich Gebiet, begehren meine Herren, euch entgegenzutreten mit gewappneter Hand, und lassen fragen, ob ihr bereit seid zum ehrlichen Kampf um die neunte Stunde?"

Wortlos standen die Grafen und Hauptleute im Halbkreise vor dem Boten, und suchend fuhren die Blicke des Grafen Kunz hinüber zum Tannhauser. Der stand zuhinterst an der Tür, heftete seine Blicke an den Stubenboden und tat, als ginge ihn das alles nichts an.

„Der Ort ist günstig, ihr Herren," begann der Bischöfliche aufs neue, „weithin dehnen sich die Felder am Strome —"

Graf Kunz versuchte mit seinen Blicken den Tannhauser herbeizuziehen. Der aber stand unbeweglich und starrte zu Boden.

„Tannhauser, was meint Ihr?" rief endlich der Graf über die Köpfe der andern.

Da verzog sich das Gesicht des Riesen zu einem Lächeln. Er blickte auf und sprach: „Ich denke, wir lassen den Boten abtreten und halten Rat."

Der Bote beugte das Knie und ging aus der Tür.

„Es ist unser Verderben, wenn wir annehmen, Tannhauser!"

Der Rote stand hoch aufgerichtet und lachte lautlos. „Mag sein, Herr!"

„Die Hennebergschen abwarten!" rief Graf Johann aus dem Hintergrunde.

„Wäre das Klügste," bestätigte der Rote. „Das Klügste," sagte er zum zweitenmal und lachte vor sich hin.

„Nun also!" rief Graf Kunz.

„Aber —" der Tannhauser trat einen Schritt vor, stützte sich breit auf das Kreuz seines Schwertes und sagte mit starker Betonung langsam Wort für Wort — „wie ist mir doch, sehe ich nicht den alten Herrn" — er neigte ehrfurchtsvoll das Haupt — „den alten Herrn, und höre ich nicht seine Abschiedsrede — seid immerfort eingedenk, daß die Schande ärger ist als der Tod?"

Ein Murmeln erhob sich ringsumher, und Graf Kunz sagte nach einer Weile: „So seht Ihr's an?"

„Dann drauf und dran!" rief Graf Lutz und schlug an die Wehre.

„Drauf und dran!" riefen sie ringsumher.

„Ruhe!" befahl Graf Kunz und stampfte. „Müssen wir nicht alles genau bedenken, Tannhauser?" Drohend hob er die Stimme. „Wird keiner hier sein, der mich für einen Schlappen und Zauderer hielte! Aber mir graut vor dem Ende."

„Mag sein, Eure Gnaden," sagte der Tannhauser mit unbewegtem Gesicht.

„Nun also!" rief Graf Kunz und stampfte.

„Drauf und dran!" sagte Graf Lutz. „Ich denke, da gibt's nicht mehr viel zu besinnen, ihr Brüder!"

„Recht so!" hetzte der Tannhauser. „Und, ihr

gnädigen Herren, wer gibt euch Bürgschaft, daß uns die Bischöflichen den Frieden halten?"

„Müssen sie doch nach Ritterbrauch," sagte Graf Heinz.

„Müssen?" Der Tannhauser lachte. „Wer befiehlt ihnen, daß sie müssen? Sie können trotz allem in der nächsten Stunde auf uns hereinrumpeln. Und dann ernten wir zum Verderben die Schmach."

„Drauf und dran!" riefen sie nun ringsumher.

Graf Kunz aber sagte laut: „So sei's auf euer aller Gefahr!"

Der Bischöfliche kam wieder in die Stube, und man bestimmte die zehnte Stunde zum Beginn des Kampfes.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Brüder, der Tannhauser und etliche Hauptleute waren in der Stube zurückgeblieben.

Graf Kunz stand vor dem schlafenden Friedel und schüttelte ihn. „Auf, auf, Bruder!"

Der Knabe öffnete die Augen nicht, murmelte Unverständliches vor sich hin und schlief weiter.

Da hob ihn Graf Kunz wie ein Kind zusamt seinem Harnasch auf und stellte ihn vor die Bank. Der Jungherr schwankte und stürzte vorwärts in die geöffneten Arme seines Bruders.

„So tiefen Schlaf hab' ich noch nie gesehen," staunte der Tannhauser und kam heran.

„Es ist unmöglich, daß er so fest schläft," sagte

Graf Johann zornig, nahm den Krug vom Tisch und ging hinaus.

Unsanft legte Graf Kunz den Bruder auf die Bank und wandte sich ab.

„Steht auf, Herr!“ mahnte der Tannhauser. „Die Ehr' ist auf dem Spiel.“

Der Knabe schlief.

Da kam Graf Johann mit dem gefüllten Krug in die Stube. Sie schoben das Haupt des Schlafenden über den Rand der Bank, und Johann goß das kalte Wasser über sein Gesicht.

Der Knabe schlug die Augen auf, lallte und schloß die Augen wieder. Da hoben sie ihn zum zweitenmal von der Bank und stellten ihn auf den Boden, und zum zweitenmal stürzte er in die geöffneten Arme des Nächsten.

„Es ist nicht möglich, daß er so fest schläft,“ sagte Graf Kunz.

Der Riese zuckte die Schultern und wandte sich ab. „Vor einer Schlacht kann man viel erleben,“ sagte er geheimnisvoll.

„Ihr denkt, er verstellt sich?“ brüllte Graf Lutz.

Der Riese zuckte die Schultern.

„Friedel, hörst du? Friedel, es geht um die Ehre!“ rief Graf Lutz, kniete an der Bank nieder und streichelte die Wangen des Schlafenden. Der aber rührte sich nicht.

„Da herinnen kann er nicht liegen bleiben!“ rief Graf Rupert zornig.

An der Tür wandte sich der Tannhauser: „Laßt ihn doch in den Keller tragen. Mutter Trude wird ihn behüten. Da kann er die Schlacht verschlafen." Und damit ging er hinaus.

„O, die Schmach!" rief Graf Rupert. —

Die Sonne stand hoch am Himmel, als die Castellschen hinausritten ins heiße Blachfeld, ihren Feinden entgegen.

Vor dem Dorfe stieß Graf Lutz seinen Bruder Heinz in die Seite, wies mit der ausgestreckten Linken über den Strom hinüber auf die blauduftigen Waldberge der Heimat und auf einen weißblinkenden Punkt. „Siehst du's?" raunte er.

Graf Heinz nickte und sah unverwandt hinüber auf das leuchtende Stammhaus seines Geschlechts. „Über ein kleines, so wird der Staub aus den dürren Feldern emporsteigen," sagte er. „Sie können den Staub sehen in Castell, wenn sie scharfe Augen haben."

„Ich wollte, sie könnten mich sehen!" rief Graf Lutz ganz laut und reckte sich.

„Bruder, du gefällst mir — du reitest als ein Held in die Schlacht," raunte Graf Heinz.

Da ging ein glückliches Lächeln über das braune kleine Gesicht des andern, und nach einer Weile sagte er: „Bruder, vergib mir, ich habe oft übel von dir gedacht und übel gesprochen über dich."

„Pah!" rief Graf Heinz. „Hab' auch oft übel gehandelt."

So ritten sie im Staube hinunter auf die Felder.

Weit drüben kamen in einer Staubwolke die Feinde herab von den Hügeln.

„Aber der Friedel — Bruder, der Friedel —!" stöhnte nach einer Weile Graf Lutz.

„Der Friedel!" murrte Graf Heinz und machte ein grimmiges Gesicht.

„Ich hätt's ihm doch nicht zugetraut, Heinz."

„Je nun — er ist wohl noch zu jung, da hat ihn die Angst gepackt, Lutz."

„Und ich glaub's nicht, ich glaub's nicht!" rief Lutz.

„Ihr Herren, ich glaub's auch nicht," sagte einer hinter den beiden in ehrerbietigem Ton.

„Und was soll's dann sein, Eckart?" fragte Graf Heinz über die Schulter zurück.

„Man hat's noch nie gehört von einem Castell," sagte der Knecht.

„Und was wird's dann sein, Eckart?" wiederholte Graf Heinz.

„Zauberei, ihr Herren!" sagte der Knecht mit Bestimmtheit.

In sich gekehrt, mit geneigtem Haupte ritt Graf Heinz fürbaß und summte leise vor sich hin:

„Mir ist, als wär' es zum letzten Male,
Mir ist, als neigte der Weg sich zu Tale,
Als wollte auf all mein Fühlen und Denken
Die Nacht sich leise herniedersenken.

Doch wenn ich vergehe in Nacht und Grauen,
Dann laß mich, Herr, dein Antlitz schauen —
Und gib mir, wenn ich hienieden erbleiche,
Die schlechteste Wohnung in deinem Reiche."

Zwölftes Kapitel

Die Mittagssonne brannte auf die Plattform des Alt-Casteller Bergfrieds. Kein Lüftlein regte sich.

Gebückt, mit gefalteten Händen, saß auf der Wächterbank der Blinde. Ein breitkrämpiger Hut schützte sein Haupt gegen die Sonnenstrahlen.

An der Sandsteinbrüstung lehnte der Kaplan und sah in die Ferne. Von Zeit zu Zeit fragte der Greis, und immer wieder kam die dumpfe Antwort zurück: „Nichts, gnädiger Herr."

Stundenlang waren sie also gesessen und gestanden. Da begann der Blinde zu klagen: „Ich elender Mensch, hier sitze ich und kann nicht einmal sehen, wo meine Söhne kämpfen für des Hauses Ehre."

„Die Sieben, Herr, bedürfen keiner Aufsicht," antwortete der alte Mann, der Kaplan.

„Mich quält ein Traum, Andächtiger." Der Blinde erhob sich, kam langsam zur Brüstung und trat neben den Kleriker. „Es waren sieben Weinstöcke, und ich hatte alle sieben selber gepflanzt, sah sie lustig wachsen und freute mich ihrer. Da ging ich eines Morgens in meinen Weinberg, und siehe,

fünf Weinstöcke waren abgeschnitten, der sechste lag zertreten auf dem Erdboden und um den siebten hatte sich ein giftiger Wurm geringelt, der zischte mich an. Was sagst du zu dem Traum, Andächtiger?"

Der Kleriker schwieg zunächst. Dann bemerkte er vorsichtig: „Nicht alle Träume sind von Gott geschickt, Eure Gnaden."

„Nicht alle," murmelte der Greis. „Ganz recht, nicht alle." Schweigend standen sie nebeneinander im Sonnenbrande. Dann sagte der Blinde wieder: „Siehst du noch nichts?"

„Nichts, Eure Gnaden," kam die Antwort zurück.

„Wo ist denn die Gräfin?" fragte der Greis ungeduldig. „Die Gräfin —?"

„Sie steht unter uns in der Kammer, im Fenster."

„Die Gräfin soll kommen!" rief der Greis. „Imma, so komm doch, Imma, hörst du?" Er hatte sich über die Brüstung gebeugt und seine Stimme zitterte in Ungeduld. „Die Gräfin hat scharfe Augen," erklärte er dem Pfaffen, „du aber bist ein Maulwurf."

Da kam die kleine Gräfin die Leiter empor und trat keuchend neben ihren Herrn. Sie hielt die Hand über die Augen und spähte hinaus in die Ferne, wo der Main stückweise glitzerte zwischen den Hügeln.

„Ich sehe nichts," brachte sie nach einer Weile heraus.

„Wenn sie aneinander sind, mußt du den Staub hinter Kitzingen sehen!" sagte der Blinde.

„Ich sehe nichts," antwortete die Gräfin angstvoll.

„Sie müssen aneinander sein," sagte der Greis. Und aufgeregt befahl er: „Richiza soll kommen!"

„Sie ist unter uns in der Kammer," flüsterte die Gräfin. Da ging der Burgkaplan und holte das Kind.

Richiza hatte rotgeweinte Augen, als sie auf die Plattform kam. Hastig ging sie an die Brüstung vor und trat neben den Greis. Der tastete mit der Hand nach ihrer Schulter, fuhr liebkosend über ihre Wange und sagte: „Liebling, leih mir deine Falkenaugen, sag mir, siehst du Staub aufsteigen am Strome?"

Richiza spähte in die Ferne.

„Sprich!" rief der Alte.

Schluchzend antwortete das Kind: „Ich kann nichts sehen, Herr Pate."

Zornig rief der Blinde: „Sie heult!" und verächtlich wandte er sich ab. „Weiber sollen warten, ausgucken und beten, wenn die Männer im Felde stehen!" sagte er nach einer Weile. „Was aber hilft uns ihr Heulen?"

Krampfhaft schluchzte das Kind.

„Geh, Richiza, geh!" raunte die Gräfin und schob sie zur Leiter.

„Seht ihr noch nichts?" fragte der Graf.

„Nichts!" riefen die beiden, der Kaplan und die Gräfin.

Stöhnend murmelte der Greis: „O, wenn einer mit Blindheit geschlagen ist!“

„Um Vergebung,“ bemerkte der Kaplan, „ich wüßte einen, der sieht Berg und Tal auf dem Mond —“

„So bring ihn — sie müssen aneinander sein!“ schrie der Graf.

Da kletterte der alte Mann eilig die Leiter hinab und lief an der Linde vorbei, hinter die Burg, zwischen die Planken, wo die Dorfschaften lagerten.

Männer, Weiber und Kinder drängten sich um den Kleriker, angstvolle Gesichter waren auf ihn gerichtet.

Ein großes, starkknochiges Weib trat hart vor ihn, stemmte die Arme in die Hüften und sagte: „Sind wir Schafe, daß man uns einpfercht zwischen die Planken? Habt Ihr Nachricht, dann laßt uns auch was wissen!“

Ängstlich rieb der Andächtige die weißen Hände, schielte an seiner Gegnerin vorüber und stotterte: „Wir — wissen doch — selbst nichts!“

Murrend standen die Leute, während er mit dem Schäfer aus den Planken entwich.

Ungeduldig lauschte der Graf, und als die Schritte der beiden über den Sand knirschten, beugte er sich über die Brüstung und trieb sie mit heftigen Worten zur Eile.

Keuchend kletterten die beiden nach oben.

„Hierher!“ befahl der Blinde.

Gehorsam trat der Hirte neben ihn.

„Schau hinaus gen Kitzingen — was siehst du?"

Der Hirte beschattete die Augen und spähte nach Westen. „Ich sehe ein Wölklein," sagte er nach einiger Zeit mit unsicherer Stimme.

„Wo?" fragte der Blinde aufgeregt.

„An der Erde — am Fluß," antwortete der Mann. „Hinter der Stadt," sagte er nach einiger Zeit. „Staub ist's."

„Staub?" keuchte der Graf.

„Staub," wiederholte der Hirt.

„Staub!" keuchte der Graf und steckte den Zeigefinger in den Mund, prüfte mit dem nassen Finger die Richtung des Windes und murmelte zum drittenmal: „Staub!"

„Es ist windstill," bemerkte der Burgpfaff.

„Kein Blatt rührt sich an der Linde," flüsterte die Gräfin.

„So rede doch!" rief der Greis und schüttelte den Arm des Schäfers. Der spähte mit beschatteten Augen unverwandt in die Ferne.

„Größer wird's," sagte er nach einer Weile bedächtig.

„Größer?" wiederholte der Blinde und kratzte am Sandstein.

Nach langer Zeit sagte der Schäfer: „Es ist eine große Wolke geworden."

„Eine große Wolke," bestätigte der Kaplan.

Mit angestrengten Augen spähte auch die Gräfin,

murmelte Unverständliches und rührte sich nicht. So standen sie und atmeten hörbar.

Und wieder nach langer Zeit rief der Schäfer: „Sie läuft!“

„Sie läuft — wohin läuft sie?“ Der Graf packte den Arm des Mannes.

Auf der andern Seite aber raunte der Burgpfaffe: „Sag's nicht!“

„Was murmelst du, Kleriker?“ schrie der Blinde. „Ich will keine Heimlichkeiten — hörst du? Also sie läuft — wohin läuft sie?“ Er schüttelte den Schäfer.

„Her zu uns — dick herauf nach Castell!“ sagte der Hirte. „Ich muß doch sagen, was ich sehe!“ murrte er und machte sich frei vom Griffe des Kaplans.

Der Blinde hatte die Arme auf die Brüstung gestemmt und wiederholte mit bebenden Lippen: „Her zu uns —?“

Die Gräfin schob den Knecht zur Stiege und hieß ihn gehen.

„Her zu uns?“ schrie der Graf. „Dann sind sie geschlagen und fliehen! — Fliehen?“ fragte er und tastete nach dem Burgkaplan. „Wer hat gesagt, daß sie fliehen? Von allen meinen Söhnen flieht keiner. Was hast du gesagt, Imma?“

„Ich — habe nichts — gesagt,“ schluchzte die Gräfin.

„Her zu uns — dick herauf?“ fragte der Blinde. „Siehst du's auch, Imma?“

„Ja," schluchzte die Unglückliche.

Da riß der Graf den Hut vom Haupte, warf ihn zu Boden, fuhr mit beiden Händen in seine weißen Haare und klagte: „Heut ein Graf zu Castell und länger kaum!"

Zaghaft legte die Gräfin ihre Hand auf seine Schulter. Unwillig trat der Blinde zurück. An der Brüstung stand der Kaplan, murmelte Gebete und fuhr von Zeit zu Zeit mit dem Handrücken über seine nasse Stirn.

Kein Blättlein rührte sich drunten an der Linde. Immer größer aber kroch die graue Wolke in weiter Ferne heran.

Hochaufgerichtet stand der Greis an der Brüstung. Die Gräfin raffte seinen Hut vom Boden und legte ihn auf die Brüstung. „Bedecke dein Haupt, es ist glühheiß," flehte sie. Da nahm er den Hut, stülpte ihn über den Schädel und stand wie vorher hochaufgerichtet neben dem Pfaffen. Und es war, als schämte er sich seiner vorigen Schwäche. Seine Stimme klang hart, wenn er den Pfaffen fragte. Und er fragte ihn oft. —

Mit Geschrei quollen die Leute zwischen den Palisaden hervor; Kinder klagten, Weiber heulten. Und der Burgvogt rannte mit seinen Knechten aus dem Tor, bedrohte die Menge, brüllte und konnte sie doch nicht zwischen die Planken zurücktreiben.

Hochaufgerichtet stand der Blinde. Sein Antlitz war starr. Ihn kümmerte nicht der Sonnenbrand,

ihn kümmerte nicht der Aufruhr der geängstigten Menschen. Und der Kleriker wagte nicht einmal das Haupt zu wenden nach ihnen.

Da ging die Gräfin zur Leiter und kletterte hinab. Sie trat mitten unter die schreienden Leute, sie strafte die Trotzigen, sie sprach den Weinenden Mut ein. Zuletzt hob sie ein Kind vom Boden, liebkoste es und schob ihm ein Honigplätzchen in den Mund.

Das Geschrei war verstummt, nur leise wagten die Weiber zu schluchzen. Mit lauter Stimme sagte die Gräfin: „Gott lebt noch, ihr Leute — die heilige Jungfrau ist bei uns und bei denen draußen im Felde — nicht verzagen! Hört ihr? Wir wollen beten!"

Sie stellte das Kindlein auf die Erde, kniete nieder, hob die Hände und begann das Vaterunser zu sprechen. Da sanken sie allgemach gleich ihr zu Boden.

Wie fernes Rauschen schlug ihr Gebet dem Grafen ans Ohr. Da zuckte es um seine Augen, da bewegten sich seine Lippen. Er entblößte sein Haupt und murmelte gleich denen unter der Linde.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Sonne neigte sich zum Niedergange. Strichweise glitzerte der Main, wie Silber glitzerte er. Die große Staubwolke war längst schon zerflossen. Leichter Dunst schwebte über dem abendlichen Lande.

Im dämmerigen Gemache der Gräfin kniete Richiza, barg den Kopf in ihrem Schoß und fragte schluchzend: „Sind sie nun alle tot, Frau Patin?"

*

Eine kupferige Abendröte stand über den Hügeln hinter dem Strome. Kühle Abendluft kam aus den Wäldern.

Wieder stiegen Wölklein aus den Feldern am Strome. Es waren Rauchwölklein von den Lagerfeuern der Sieger.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nacht war's. Auf stolperndem, staubbedecktem Pferde kam ein Reiter von den Wiesenbronner Höhen herab, ritt ins Dorf, den Kniebrecher hinauf und hielt endlich am Burgtor.

Sie öffneten das Tor, sie kamen mit brennenden Fackeln heraus und umringten ihn.

Sein Antlitz und sein Kettenhemd starrten in Staub, dicker Staub lag auf seinem keuchenden Pferd. Sein Mund war ausgetrocknet, und mit Anstrengung brachte er die Worte hervor: „Es ist — alles — verloren." Willenlos ließ er sich vom Pferde ziehen und hinauf in den Palas führen. Das Pferd aber wollte sich nimmer von der Stelle bewegen; es senkte den Kopf und schnob über den Kies, seine Beine zitterten, es beugte die Knie, es ließ sich schwer zur Seite fallen und blieb regungslos liegen die ganze Nacht. —

Der Staubbedeckte stand im schwachbeleuchteten Gemache vor seinem Herrn, brachte zerrissene Sätze hervor und stotterte immer wieder dazwischen: „O Herr, das Bild ist's gewesen!"

Der Blinde drohte, er bat, er versprach, aber der Knecht stammelte nur immer wieder von dem entsetzlichen Bild, von dem Heiligenbild mit den runden, furchtbaren Augen, und sagte immer und immer wieder zuletzt: „Es ist alles verloren."

Da befahl der Alte schreiend: „Und nun zeige deine Wunden, du Kerl!"

Mit zitternden Händen betastete der Knecht seinen Schädel und seine Brust. Der Alte aber griff nach seinem Arm, schüttelte ihn und schrie: „Wo sind deine Wunden, du Kerl?"

Zaghaft zupfte die Gräfin ihren Herrn am Gewande. Der aber schüttelte das Opfer seines Zornes nur um so stärker. Wimmernd sank der Knecht in die Knie, hob die Hände und stieß hervor: „Gnade, Herr, das Bild — wir sind alle geflohen!"

„Du lügst!" donnerte der Graf. Er stieß den Knecht, daß er auf den Teppich fiel. „Und wenn sie allesamt geflohen sind, so ist doch von meinen Söhnen keiner geflohen."

Der Knecht raffte sich auf und rang nach einem Wort. Da trat die Gräfin zwischen den tobenden Herrn und den Verzagten und schob diesen aus der Tür. Der Graf aber schrie, daß sich seine Stimme überschlug: „In den Turm — in den Turm!"

Die Gräfin ging aus der Stube. Knechte führten auf ihr Geheiß den Todmüden in das Turmstüblein, der Koch brachte ihm Speise und Trank. Er aber stützte die Arme auf den Tisch, sein Kopf sank schwer nach vorne. Dann glitt der Leib seitwärts herab und fiel auf die Dielen. Da lag der Reiter und schlief gleich dem Pferde draußen vor dem Tor.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Nacht war hervorgekommen aus der Tiefe des Waldes. Fledermäuse flatterten um die Mauern, Käuzlein lachten und klagten in den Schluchten. Zuweilen brüllte ein Rind zwischen den Planken. Und die Wächter schritten wie alle Zeit rundum auf den dumpf klingenden Brettern des Umgangs, riefen sich zu, hielten sich wach.

Der Himmel war mit leichtem Dunst überzogen; nur hier und da blinkte ein Sternlein. In tiefem Frieden dehnte sich der Gau; kein Feind nahte dem Bergschlosse.

Lange Stunden saß die kleine Gräfin neben ihrem Herrn und Gemahl, sie streichelte seine kalten Hände, sie sprach ihm zu — törichte Worte aufs Geratewohl, Weltliches und Geistliches durcheinander. Und sie war doch mit allen ihren Gedanken ferne von ihm und von sich. Sie atmete in der furchtbaren Staubwolke, sie hörte das Schreien der Kämpfenden, das Schnauben der Rosse, das Hämmern der Schwerter, das Krachen der Lanzen,

das Stöhnen der Verwundeten, das Röcheln der Sterbenden. Und auch der Blinde horchte nicht auf ihre Worte. Tief herab auf die Brust hing sein weißes Haupt, die Flechten seines Bartes hatten sich aufgelöst, das wirre Haar zitterte unter seinen schweren Atemzügen. —

Gegen Mitternacht ging die Gräfin mit dem Burgvogt zu dem gefangenen Reiter. Sie fand ihn auf den Brettern liegend. Da befahl sie dem Vogt und seinem Knecht, den Schlafenden auf den Strohsack zu betten.

Stöhnend wälzte sich der Mann auf der knisternden Liegerstatt. Mit der brennenden Kerze in der Hand beobachtete ihn die Gräfin. Dann sagte sie zum Burgvogt: „Weck ihn, ich muß es wissen!"

Der Burgvogt schüttelte ihn, er schrie ihn an. Schlaftrunken öffnete der Mann die Augen und murmelte etwas.

Angestrengt lauschte die Gräfin. „Was hat er gesagt?" flüsterte sie.

„Er hat's noch immer mit dem Bild," antwortete der Vogt.

Die schweren Augendeckel des Knechtes waren schon wieder zugefallen; tief atmete der Schlafende.

„Laß ihn!" sagte die Gräfin, hielt ihre Hand schützend vor das Flämmchen und ging aus der Tür.

*

Angekleidet, regungslos, mit weitgeöffneten Augen lag sie auf ihrem Bette. Schwer atmend lag ihr zur Seite der blinde Herr. Stundenlang lagen sie also. Nur zuweilen kam ein raunendes Wort aus dem Munde der Gräfin, und zuweilen kam auch eine Antwort aus dem Munde des Grafen zurück.

Ein schwaches Öllicht brannte in der Ecke und warf seinen unsicheren Schein auf das handgroße Marienbild. Immer wieder mußte die Gräfin ihre Blicke auf das Bildchen richten. Nach stundenlanger Not und Qual fielen ihre Augenlider zu. —

Gegen Morgen erwachte sie. Es war ihr friedlich zumute, denn sie wußte nichts mehr von dem, was gestern gewesen. Sie dehnte sich. Dann aber kroch etwas heran. Sie besann sich. Sie riß die Augen auf. Es kroch näher. Wie ein Biß fuhr es auf sie herein. Und die Angst von gestern schlug die Giftzähne in ihre Brust.

Das Lichtlein war erloschen, und vor den grünen, runden Scheiben dämmerte der Morgen.

Sie wandte sich und sah ihren Herrn regungslos auf dem Bette sitzen. Dunkel hob sich seine Gestalt vom Fenster ab.

Und sie hörte ihn murmeln und verstand auch dann und wann ein abgerissenes Wort.

Sie wagte nicht, sich zu regen, sie preßte die Lippen aufeinander, sie wandte die Augen nicht von dem Geliebten. Sie wußte, daß er mit Gott sprach,

und ihre Gedanken vermählten sich seinem Gebete.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Hähne krähten.

Auf der Plattform des Bergfrieds knirschten die Schuhe des Wächters. Weiche Horntöne kamen hernieder. Dann sang die klare Stimme das Morgenlied hinaus über Burg und Gau:

Laßt euch sagen, was ich sehe,
höre, wer es hören mag:
wieder ist die Nacht entschwunden,
wieder kommt ein junger Tag.

Kleidet nun des Leibes Blöße,
waschet eure Augen klar,
danket dem, der nächtlings wieder
euer Schutz und Helfer war.

Hebet eure Sorgenbündel
mutig von der Erde auf
und beginnt in Gottes Namen
freudig euern Tageslauf.

Viele, viele Christenleute
wandern mit euch ihre Bahn,
viele aber suchten vor euch
schon die Steige himmelan.

Doch es gibt auch andre Pfade —
darum tut euch Vorsicht not,
wollt ihr nicht das Ziel verlieren
heute bis zum Abendrot.

Ach, daß keiner es verlöre,
keiner bräche seitwärts aus.
Ach, daß jeder endlich fände
seinen Weg ins Vaterhaus.

Die Gräfin tastete mit der Rechten nach der Hand ihres Gemahls. Der nahm die schmale Hand, streichelte sie und führte sie an seine Lippen. Dann erhob er sich wortlos vom Lager.

Dreizehntes Kapitel

In den Wiesenbronner Ställen lagen abgetriebene castellsche Pferde. Verwundete Reiter hatten sich in die verlassenen Häuser verkrochen, Leichtverwundete saßen trübselig mit verbundenen Köpfen auf den Bänken neben den Haustüren.

Auf der Höhe draußen vor dem Dorfe, unter den großmächtigen Linden standen die Wachen und spähten hinüber ins Maintal gen Kitzingen. Und immer wieder kamen versprengte, dem Verderben entronnene Männer.

Hauptleute berieten drunten im Gemeindehause, wann sie nach Castell reiten und vor den blinden Herrn treten sollten. Sie beschlossen ohne viel Worte, noch eine Weile zu bleiben. Und sie sahen scheu aneinander vorüber ins Leere.

Gegen Mittag klirrte einer von der Wache herein und meldete den Hauptleuten, daß sich auf der Straße vom Maintal herauf eine Staubwolke bewege. Da schickten die Hauptleute den Hornbläser durch die Gassen, und der dumpfe Ruf schreckte die müden Reiter aus allen Winkeln hervor.

Die Pferde wurden aus den Ställen gezogen, ein Mann legte dem andern die Rüstung an.

Boten liefen hin und her zwischen dem Dorf und den Wachleuten.

Murrend saßen die Reiter auf ihren Pferden. Abseits vom Haufen aber hielten die Führer und berieten, ob sie sich dem siegreichen Feinde stellen oder ob sie zurückreiten sollten in den Schutz der Burg, in die Nähe des Blinden.

Murrend saßen die Reiter auf ihren Pferden und warfen schiefe Blicke auf ihre Führer. Das Murren wuchs. Und endlich erhob einer seine Stimme über alle andern: „Sind sie denn samt und sonders auf die Köpfe geschlagen, die Hauptleute? Was wollen sie denn noch im offenen Felde? Wiederum Prügel von den Bischöflichen?"

„So sag's du den Hauptleuten!" rief ein andrer im Haufen.

„Sag's ihnen, Schwarzer, gegen das Bild wollen wir nicht zum zweitenmal!" rief wieder einer.

„Soll ich?" fragte der Schwarze und wandte den Gaul.

„Ja, rede nur mit ihnen!" kam die Antwort aus dem Haufen zurück.

Da ritt der Schwarze mit frecher Miene gegen die Hauptleute: „Die da" — er blickte halb rückwärts über die Schulter — „die da wollen nimmer kämpfen im offenen Felde gegen die Bischöflichen und gegen das böse Bild."

Mit verlegenen Gesichtern sahen die Hauptleute auf den Sprecher. Langsam rückte der murrende Haufen heran.

„Aber der Graf —!“ begann einer von den Hauptleuten.

Da sprengte ein reitender Bote die Gasse herunter und rief schon von weitem: „Sie tragen grüne Zweige in den Händen!“

„Was gibt's?“ schrien etliche hinten im Haufen.

„Grüne Zweige tragen sie!“ rief der Schwarze und ritt zu den Seinen zurück.

„Ganz wenige sind's,“ berichtete der Bote.

„So wollen wir ihnen entgegenreiten!“ rief einer von den Hauptleuten. Und leichteren Herzens trabten die andern mit ihm zum Dorf hinaus. —

Zehn bischöfliche Reiter hielten auf der Höhe unter den Linden. Ihre Schwerter staken in den Scheiden, ihre Helme hingen an den Sätteln, speerlos waren die Schäfte ihrer Lanzen, gestürzt ihre dreieckigen Schilde, Lindenzweige trugen sie in den Händen.

„Sie haben Botschaft an den alten Grafen,“ meldete einer aus der Wache.

Der Führer der Bischöflichen kam vor die castellschen Hauptleute und sagte: „Wollt ihr hören, dann sparen wir den Weg. Und tun's gern, weiß Gott.“

„Laßt hören!“ sagte der Älteste von den Castellschen mit finsterem Gesicht.

Also hörten die Geschlagenen im Schatten der Linden die Botschaft der Sieger. Im verbrannten Grase am Wegrand zirpten die Grillen, in den Blättern der Bäume flüsterte der Windhauch. Die Rosse scharrten und schnaubten, schlugen und suchten sich der Bremsen zu erwehren.

Der Bischöfliche hatte geendet. Wortlos saßen die Castellschen in ihren Sätteln, wortlos und mit gesenkten Köpfen. Die Grillen zirpten, und in den Zweigen raunte der Wind.

Der Castellsche strich mit dem Handrücken über seine Augen. Dann wandte er sich und fragte wortlos die andern, wandte sich wieder und stieß heraus: „Wir haben's gehört. Aber wir können's nimmermehr nach Castell tragen."

„Wie Ihr meint," gab der Bischöfliche gleichmütig zurück.

„Oder will's doch einer von euch hinauftragen?" fragte nun der Castellsche und wandte sich zum zweitenmal zurück.

Aber sie schwiegen alle, die castellschen Hauptleute, und starrten auf die Mähnen ihrer Pferde.

„Dann gebt uns frei Geleite nach Castell und wieder zurück!" sagte der Bischöfliche. —

Einer von den Hauptleuten sprengte hinunter ins Dorf zum Haufen der Reiter und redete eindringlich auf sie hinein. Da wichen die Castellschen zur Rechten und Linken und ließen eine schmale Gasse frei. Ungehindert ritten die Bischöflichen mit

hochgehobenen Zweigen zwischen den Geschlagenen hindurch, die Straße entlang, aus dem Dorfe.

Als sie gegen Castell kamen, hingen die Blätter an ihren Friedenszweigen welk herab. So machten sie halt unter der Linde vor dem Dorfe. Und während der Wächter droben ins Horn stieß, griffen die Bischöflichen empor zu den tiefhängenden Ästen und brachen frische Zweige ab.

Sie verhandelten mit der Wache über die geschlossene Schranke. Sie ritten ungehindert durchs Dorf, den Berg hinan.

Sieben Reiter blieben vor dem Schloßtor, drei ritten in den Hof und stiegen von den Pferden. —

Droben in seinem Gemach empfing der blinde Graf die bestäubten Gesandten. Er hatte sich vor seinen Armstuhl gestellt und erwiderte die höfischen Kniebeugen mit einem Neigen des Hauptes. Denn hart hinter ihm stand der Kaplan und gab ihm heimliche Zeichen.

„Meine Herren lassen Euch ihren Gruß entbieten," begann der Sprecher. „Gott und unser Heiliger haben entschieden zwischen uns und Euch. Eure Reiter sind geschlagen, wir haben als Sieger genächtigt auf der Walstatt."

Der Graf verzog keine Miene. Aber als der Sprecher innehielt, bewegte der Blinde die Rechte und lud ihn ein, fortzufahren in seinem Bericht.

„Eure Hauptleute," sprach der Abgesandte mit zögernder Stimme, „werden Euch melden, wie das

Unglück gekommen ist. Wir aber" — nun suchte er nach Worten — „uns — meine Herren lassen Euch wissen, sie haben mit den Lebendigen gekämpft — aber —" Nun hielt er inne.

Zum erstenmal erhob der Blinde die Stimme: „Ihr kommt, uns die Toten anzubieten?"

„Die Toten!" fiel der Abgesandte ein, als wäre er froh, daß der Alte das böse Wort zuerst in den Mund genommen hatte. „Die Toten — weil wir mit den Toten keinen Krieg mehr führen — nein, nimmermehr."

„Sagt's frei heraus: Ich habe sieben Söhne in die Schlacht geschickt. Der eine und andre von ihnen mag seine Pflicht bis in den Tod getan haben —!" Der alte blinde Mann sprach das mit klarer Stimme. „Sagt's ohne Umschweif, ich bin bereit zu hören."

„Der eine und andre," wiederholte der Abgesandte und setzte eifrig hinzu: „Sie haben gekämpft, Herr, wie die Stiere, die in den Winkel gedrängt werden, so haben Eure Söhne gekämpft."

Höher hob der Blinde das Haupt.

„Wahrhaftig, Herr, sie hätten den Tod nicht verdient. Wir haben sie ehrfürchtig nebeneinander auf den Rasen gelegt —"

„Nebeneinander auf den Rasen gelegt," murmelte der alte Mann und faltete die Hände über dem Kreuze seines Schwertes.

„— in eine Reihe."

„In eine Reihe," wiederholte der Graf. „Und wie viele?" fragte er leise.

Der Sprecher sah verlegen auf die Dielen. „Fasset Euch, Herr Graf!"

„Sehe ich aus wie einer, der nicht gefaßt ist?" Der Alte richtete sich hoch auf.

„Es sind fünf Helden gewesen, und man wird singen von ihnen auf allen Straßen des Reiches," sagte der Gesandte.

„Fünf!" murmelte der Alte.

„Fünf Helden!" wiederholte der Bischöfliche eifrig.

„Und die zwei letzten?" fragte der Graf.

„Fünf Helden — was sag' ich?" rief der Sprecher. „Sechs Helden sind's gewesen, und der sechste liegt schwerwund in Gottes Gewalt bei den Klosterfrauen drunten in Kitzingen."

„Und der siebte?" fragte der Graf.

„Ist gefangen," kam die Antwort zurück.

„Mit Wunden bedeckt?" fragte der Graf.

Da schwieg der Abgesandte.

„Wir lassen die Toten einbalsamieren und bahren sie in der Klosterkirche auf und geben Euch frei Geleite, den Schwerwunden zu besuchen, die Toten zu holen — nach Euerm Gefallen," schloß der Bischöfliche seinen Bericht.

„Habt Ihr noch einen Auftrag?" fragte der Graf nach einer Weile.

„Der Streit ist zu Ende, Herr," antwortete der

Bischöfliche, „ich schätze, es liegt an Euch, ob Ihr Frieden haben wollt oder nicht."

„Und die Hennebergschen?" stieß der Alte hervor.

Da lachte der Bote: „Die Hennebergschen, Eure Gnaden? Wir haben kein Hennengackern gehört den ganzen heißen Tag."

Da verzerrte sich das stolze Antlitz des Blinden, er stampfte und murmelte ein unverständliches Wort zwischen den Zähnen. Dann gab er tonlos zurück: „Und wer fragt den Besiegten, ob er Frieden haben will?"

Bis zur Erde bückte sich der Bischöfliche. „Eure Gnaden — ich rede ohne Auftrag, und es ist Eure Sache, ob Ihr mein Wort leicht oder schwer nehmen wollt. Aber mir dünkt, es kann dem siegreichen Bischof nicht einerlei sein, ob er einen Todfeind mehr im Bistum sitzen hat —"

Nachdenklich neigte der Graf das Haupt. Dann sagte er: „Ihr werdet hungrig und durstig sein. Ich bitte Euch, lasset Euch meine Bewirtung gefallen."

Mit höfischen Kniebeugen gingen die Bischöflichen aus dem Gemache. Draußen aber flüsterte der Sprecher: „Der ist der siebte Held — der da drinnen. Weiß Gott, es ist mir sauer geworden, ihm die Wahrheit zu sagen."

„Die Wahrheit?" raunte ein andrer. „Die Wahrheit wird ihm das Herz abstoßen."

„Schweig!" raunte der erste. „Das erfährt er noch früh genug, der alte Mann."

Der Graf hatte sich eingeschlossen.

Die Sonne brannte vom wolkenlosen Himmel herab. Weinen und Klagen erscholl im Schlosse und hinten zwischen den Planken, wo die Armleute aus den Dörfern lagerten. „Fünf von den sieben gefallen, Graf Rupert todwund, Graf Friedel gefangen!“ so riefen die Leute einander zu. Daneben aber glitt gleich einer ekeln Schlange durch alle Kammern und Kemenaten noch ein andres, böses Gerücht. —

In der Gasthalle wurden die Bischöflichen bewirtet, und die Gräfin pochte an die verschlossene Tür des Grafen. Da sie keine Antwort bekam, pochte sie heftig. Und als sich noch immer nichts rührte, schlug sie mit den schwachen Fäusten an das Eichenholz.

Endlich kamen schwere Tritte über die Dielen, der Riegel ward zurückgeschoben, und der Blinde stand auf der Schwelle, richtete die roten Augen ins Leere und fragte: „Was gibt's?“

„Fort!“ keuchte die Gräfin. „Es ist einer todwund, der ein Recht auf uns hat.“

„So lasse satteln!“ befahl der Alte.

„Gott sei gelobt!“ murmelte die Gräfin, lief die Steintreppe hinab und verhandelte schweratmend mit den Bischöflichen. —

Als sie zurückkam, stand Richiza vor der Stubentür und hob ihr wortlos die gefalteten Hände entgegen.

Traurig schüttelte die Gräfin das Haupt.

Da warf sich das Fräulein auf die Knie und bedeckte die Hand der Patin mit Küssen.

Frau Imma wandte sich ab und ging in die Kemenate ihres Gemahls. Nach einer Weile kam sie wieder heraus, schüttelte den Kopf und sah das Fräulein traurig an.

Richiza schlich in ihre Kammer, warf sich auf das Lager und weinte bitterlich.

Vierzehntes Kapitel

Menschenleer war die lange, gewundene Dorfgasse von Wiesenbronn, als die Bischöflichen mit dem Grafen und der Gräfin hindurchzogen; denn die versprengten Castellschen hatten sich vor den Herrenleuten in den dumpfigen Hütten verkrochen.

Kitzingen wimmelte von Reitern und Sarjanten des siegreichen Bischofs. Dämmerung senkte sich hernieder ins Tal; da kam der Blinde ans Tor des Frauenklosters draußen vor der Stadt.

Mit wehmütigen Gebärden öffnete die Pförtnerin. Eilig kam die Äbtissin und geleitete ihre Gäste samt dem Burgkaplan zum Siechenhause.

Auf dem Ziegelpflaster des Ganges, vor der Krankenstube, lag der staubbedeckte, rotweiß gevierte, lag der bös zerhauene Schild. Nebenbei lehnte der Helmkübel, und ein Wirrwarr gebrochener

Pfauenfedern starrte aus seinem Kronreif empor. Als ein beschmutztes, blutiges Bündel lag der seidene Waffenmantel in der Ecke.

„Die heilige Jungfrau hat's gewollt, wir aber müssen's tragen in Geduld, Frau Muhme," flüsterte die Äbtissin und streichelte den Arm der Gräfin. Dann nahm sie den Blinden an der Hand und öffnete die Türe.

Der Wundarzt und sein Gehilfe standen zur Rechten und Linken des Bettes und hielten den Fiebernden in den Kissen zurück. Zu Füßen des Lagers knieten zwei Nonnen und murmelten eintönig ihre Gebete. Die Äbtissin berührte ihre Schultern; schweigend erhoben sie sich und gingen zurück an die Türe.

Es war dämmerig im Gemache. Keuchend lag der Schwerwunde in seinem Bette; wirre Locken umrahmten das Haupt. Es war dämmerig in dem heißen Gemache; aber das Antlitz des Kranken war wohl zu erkennen. Mit weitgeöffneten, glänzenden Augen starrte er zur Decke empor.

„Rupert!" flüsterte die Mutter und trat mit gefalteten Händen ans Fußende des Bettes. Angestrengt lauschte neben ihr der Blinde auf die schweren Atemzüge seines Sohnes. Unverwandt blickte die Herrin auf ihr bewußtloses Kind. Tränen tropften auf ihre gefalteten Hände.

„Laßt mich fort — fort, sag' ich!" begann der Fiebernde und versuchte sich aufzurichten. Aber die

Männer hielten ihn zurück. „Fort — fort —!" keuchte der Kranke. „Ich muß reiten, was ich reiten kann, und muß es dem Herrn Vater melden —"

Angestrengt lauschte der Blinde auf die gemurmelten Worte.

„So geht's den ganzen Tag," raunte der Arzt.

„Der Knabe schläft," begann der Fiebernde aufs neue. „Ei, so weckt ihn doch! Wecken, wecken! Er schläft, und da kommen sie. Vorwärts! Er schläft —! Wecken, wecken!"

Angestrengt lauschte der Blinde.

„Es stinkt. Wo ist der Tannhauser? Kunz, der Tannhauser! Kunz, der Hund hat uns verraten. O — o — o, das Bild! Seht ihr das Bild? Im Weinberg hinter meines Vaters Schlosse wachsen schöne gelbe Blumen. Mein Schild ist weiß und rot, weiß und rot ist meine Liebste. Geh weg, du sollst mich nicht küssen — ich bin ja das Bild — siehst du's nicht? Das Bild bin ich. Hu — die großen Augen — seht ihr's? Näher kommt's — drauf!"

Angestrengt lauschte der Blinde.

„Tannhauser —!" schrie der Fiebernde mit gellender Stimme. „Herr Vater, weg, Tannhauser! Helft mir, Herr Vater —! Küssen will er mich — hu, die großen runden Augen! Weckt ihn doch — ihr könnt ihn nicht wecken. Der Herr Vater wird ihn schlagen —"

Der Blinde tastete sich an das Kopfende des Bettes.

Wimmernd sagte der Fiebernde: „Ich — ich bin mir keiner Schuld bewußt.“

Behutsam tastete der Blinde, fand die heiße Stirn und legte die kühle Hand darauf. Und mit stockender Stimme sprach er: „Nein — du hast keine Schuld, mein — tapferer — Sohn.“

Lautauf schluchzte die Gräfin, sank neben dem Todwunden auf die Knie und bedeckte die glühende Hand mit Küssen.

Ruhig atmend, mit geschlossenen Augen lag Graf Rupert. Draußen aber läuteten die Glocken den Abend ein.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Klosterkirchlein war notdürftig vom Lichte der Wachskerzen erhellt, und vor dem Chore lagen nebeneinander in einer Reihe auf ihren Schragen die fünf Toten des Hauses Castell.

Regungslos standen zur Rechten und Linken zwei würzburgsche Gewappnete und hielten mit den nackten Schwertern in den Armen die Totenwacht.

An der Hand des Kaplans betrat der blinde Graf den dumpfigen Raum und schritt langsam zwischen den Säulen gegen den Chor. Flüsternd führte ihn der Getreue neben den Schragen des Ältesten und trat zurück.

Ein tiefer Seufzer kam aus der Brust des Vaters. Sachte, wie vorhin nach der heißen Stirne des Fiebernden, so tastete nun die Hand nach dem kalten

Antlitz des Toten. Und liebkosend strichen die bebenden Finger über die starren Züge, und stöhnend sprachen die trockenen Lippen den Kosenamen des Helden. Gleichwie der Sehende die geliebten Züge in die Augen aufnimmt, so versuchten die zitternden Fingerspitzen des Blinden noch einmal das Bild des Antlitzes festzuhalten — die hochgewölbte Stirn, die gerade Nase mit den feinen Flügeln, das glattrasierte, kräftige Kinn.

Von einer Leiche zur andern ließ sich der alte Mann führen, ein geliebtes Antlitz nach dem andern betasteten seine Hände, und murmelnd nannte er jeden Toten beim Namen.

Dann kniete er lange vor den fünf Schragen. Aber seine Lippen bewegten sich nicht, seine Zähne bissen aufeinander, tränenleer brannten seine erloschenen Augen. Und niemand hätte sagen können, an was der Kniende dachte — an den ersten Schrei, mit dem das Kind einstmals die Wände der alten Burg begrüßt, oder an das letzte Röcheln, mit dem der Mann seine Seele ausgehaucht hatte im Staube der tosenden Schlacht.

Wortlos erhob sich der Alte und verließ mit seinem Kaplan die Kirche.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nacht war's. Andre Gewappnete waren eingetreten und standen steif und hoch neben den Schragen, wachten und schwiegen. Leise brannten die Wachskerzen herunter, und aus weiter Ferne

klang zuweilen das dumpfe Grollen eines aufsteigenden Gewitters.

Starr und stumm schliefen die Toten.

Als Herrensöhne waren sie über die Erde geschritten. Weich und lind hatte sich um ihre Glieder gelegt, was andre rauh und hart bedrückt. Wohin sie gekommen waren, hatte sich das Volk vor ihnen geneigt. Nun ruhten sie starr und stumm auf den Schragen. Nie mehr sollten sie über das Land schreiten — steif ausgerichtet von Westen gegen Osten waren ihre Leiber. Nach oben ragten ihre Fußspitzen; nie mehr konnten ihre Sohlen die Erde berühren. Kraftvoll hatte das Herrenblut in ihren Adern gepocht. Jetzt aber standen die Herzen still und das Blut war vertrocknet. Wie tiefgegrabene Schrift auf ehernen Tafeln dehnte sich hinter ihnen die Vergangenheit — unsichtbare Zeichen auf unsichtbaren Flächen. Starr und stumm schliefen sie auf ihren Schragen und konnten keinen Strich mehr ändern an dieser Schrift.

Oftmals war es ihnen zu eng geworden in den Burgen am Wald, in den Bergfesten am Mainstrom, und der und jener hatte sich gefragt in heimlicher Zwiesprache: ‚Wie wird's werden, wenn wir einst das Erbe teilen und zu siebt uns nähren müssen, wo vordem der eine regiert hat?' Jetzt hatten sie die engen Burgen mit den schmalen Schragen vertauscht, jetzt lagen sie friedlich nebeneinander und schliefen ihrem Erbteil entgegen.

Drüben im Siechenhause aber lag der wunde Mann, und seine Seele flatterte gleich einem angeschossenen Vogel angstvoll zwischen Leben und Tod; die Wirklichkeit erschien ihr als Wahn, der Wahn als Wirklichkeit.

Und im Stadthause des Bischofs drunten zu Kitzingen lag einer gefangen. Der konnte den Schlaf nicht finden, der starrte mit offenen Augen in die Finsternis, der wäre von Herzen gern auf dem Schragen gelegen gleich seinen tapferen Brüdern. Mit klopfenden Pulsen lag er und lauschte auf das Grollen des nahenden Gewitters. Und als nach einer Weile der Blitzstrahl in den Strom fuhr und ein Donnerschlag die Mauern erschütterte, da raufte er seine wirren Locken und stöhnte: „Daß doch mich das Wetter erschlüge!"

Fünfzehntes Kapitel

Das Gewitter tobte über der Stadt.

Die Domherren und Hauptleute des sieghaften Heeres saßen in ihrer Herberge an langer Tafel und speisten zu Nacht. Etliche saßen mit verbundenen Köpfen, andre trugen einen Arm in der Schlinge. Das Licht kleiner Öllampen erhellte notdürftig die schmale Stube.

„Vor zwei Stunden ist er ins Kloster geritten," rief einer vom unteren Ende der Tafel hinauf zum

Dompropste, „er und die Gräfin mit geringem Gefolge."

„Das ist ein saurer Ritt gewesen," sagte ein Greis neben dem Propste.

Dieser nickte.

„Je nun," rief ein andrer, „was hat er sich gegen uns stemmen müssen, der alte —"

Ein Donnerschlag unterbrach seine Rede.

„Was hat ihn der Handel angegangen?" brummte sein Nachbar.

„Einerlei, vorüber ist vorüber, und er kann uns nimmer schaden," rief nun der Dompropst, lehnte sich zurück und sah mit seinen großen, blinkblauen Augen zur dunkeln Decke empor. „Und jetzt tut er mir doch in der Seele leid, der alte, blinde Herr."

„'s ist keine Kleinigkeit, fünf Söhne!" rief ein andrer aus der Gesellschaft.

„Fünfe? Vielleicht sieben!" sagte ein großer Mann, der soeben unter die Tür trat. Er hing den triefenden Mantel an den Rechen und beugte das Knie gegen den Dompropst.

„Du hast den Grafen gesehen?" fragte dieser.

„O, Eure Gnaden —!" Der Mann schüttelte seufzend das Haupt und suchte nach einem Platze an der Tafel. Bereitwillig rückten sie am unteren Ende zusammen. „Es ist ein Jammer. Ich vergesse das in meinem Leben nicht. Von einem zum andern ist der blinde Herr gegangen und hat eines jeden Antlitz betastet."

„Und ist er auch beim Jüngsten gewesen?“

„Ich hab' ihm Eurer Gnaden Auftrag gemeldet —“

„Und —?“

„Er hat sich wortlos abgewendet.“

„Denk' mir wohl, daß er den Siebenschläfer nicht hat sehen wollen!“ rief einer mit verhaltenem Lachen.

„Siebenschläfer? Ich glaub's nicht, glaub's dennoch nicht,“ sagte der Dompropst und schüttelte nachdenklich das Haupt.

„Aber ich hab' ihn ja doch selber schlafend gefunden im Keller!“ rief der andre. „Ich sehe ihn noch die Augen reiben —“

„— und hör' ihn brüllen wie einen verwundeten Stier, weil er die Schlacht verschlafen hat!“ unterbrach ihn ein junger Domherr.

„Also!“ rief der Dompropst. „Und ich wette, es ist nicht mit rechten Dingen zugegangen; denn so was hab' ich doch noch nie gehört, am wenigsten von einem Castell.“

Etliche murmelten beifällig. Andre schwiegen. Endlich rief einer in spöttischem Tone: „Wir wollen den Tannhauser fragen!“

„Kannst ihn ja fragen!“ sagte der Dompropst.

„Pfuch!“ murmelte der Angesprochene und nahm einen Schluck.

In diesem Augenblick trat die riesige Gestalt des Verräters unter die Tür. Auch er beugte das Knie

und hängte den Mantel an den Rechen. Dann fuhren seine Blicke suchend von einem der Herren zum andern. Auf dem schmalen, scharfgeschnittenen Antlitz des Dompropstes blieben sie haften. Abermals beugte er das Knie. Mit fast unmerklichem Kopfnicken dankte der Herr. Die andern wandten die Köpfe nicht.

Wieder fuhren die Blicke des Tannhausers suchend die Reihen hinab und hinauf, aber keiner von allen den Herren schien seiner zu achten. Laut schwirrte Rede und Wechselrede. Unschlüssig stand er im trüben Lichte der Öllampen und strich hastig über seinen Bart. Dann ging er an die Wand und nahm einen Schemel, kam zurück und wartete, bis sie ihm Platz machen wollten. Sie aber saßen und rückten nicht auseinander. Noch lauter schwirrte Rede und Wechselrede. Sein Antlitz ward dunkelrot, krampfhaft hielt er den Schemel. Unwillig winkte der Dompropst den Herren am unteren Ende der Tafel. Aber sie saßen und rückten nicht eine Spanne auseinander.

Da hob der Tannhauser den schweren Schemel, warf ihn auf die Dielen, daß er krachte, und rief mit dröhnender Stimme zum Dompropst hinauf: „Eure Gnaden, beliebt's Euch, so komme ich morgen früh in Eure Herberge, da wollen wir miteinander reden; denn ich hab's jetzo satt. Ja, satt!"

Es war totenstill in der düsteren Stube geworden. „Wie's Euch beliebt," sagte der Dompropst, warf

das Haupt zurück, starrte auf den Sprecher, gähnte und schloß die Augen, daß nur noch das Weiße unter den Wimpern hervorschimmerte.

„Jawohl, reden miteinander," wiederholte der Tannhauser mit dröhnender Stimme: „denn ich bin nicht willens, mich beschimpfen zu lassen von Euern jungen Leuten."

„Wie's Euch beliebt," sagte der Dompropst zum zweitenmal und lehnte den Kopf an die vertäfelte Wand. „Ich bin für jeden zu sprechen."

Ohne Gruß klirrte der Tannhauser aus der Stube und warf die Tür ins Schloß.

„Warum seid ihr nicht zusammengerückt?" rief der Dompropst die Tafel hinunter.

Alle schwiegen.

„Nun?" wiederholte der Propst.

„In schuldiger Ehrerbietung, Eure Gnaden," antwortete endlich ein junger Domherr, „meines Vaters Sohn hat nicht gelernt, neben Hunden zu sitzen."

Beifälliges Gemurmel erhob sich an der Tafel. Der Dompropst aber sagte nachlässig, mit verächtlichem Lächeln: „Je nun, der Hund ist uns doch sehr nützlich gewesen."

„Aber man muß nicht an einem Tische speisen mit Hunden," erwiderte der junge Herr in höfischem Tone.

— — — — — — — — — — — — — — —

Frühmorgens am andern Tage kam der Rote

vor das Steinhaus, das der Bischof zu Kitzingen besaß, und ließ sich beim Dompropst melden.

Der Knabe geleitete ihn sogleich in eine hohe Halle zur ebenen Erde. Dort hieß er ihn warten.

Bewaffnete saßen auf den Bänken an den Wänden, und in einer Ecke stand das Banner, unter dem die Bischöflichen gesiegt hatten.

„Es ist naß geworden," sagte einer von den Leuten, „heute nacht, da wir's hereinbrachten von den Zelten und das Gewitter begann. Nun soll es trocknen."

Der Tannhauser stand schweigend vor dem seidenen Tuche, das vom Gewölbe herabwallte und sich leise bewegte im Lufthauch. Gedankenlos betrachtete er das aufgenähte Riesenbild des hochstiftischen Schutzheiligen, der mit großen, runden, weitaufgerissenen Augen, schreckhaft anzuschauen, in die Ferne starrte.

Der Knabe kehrte zurück, und die beiden gingen die Stiege hinauf über einen Vorsaal, zwischen Bewaffneten hindurch. Der Knabe öffnete eine Tür, trat zurück, beugte das Knie und schloß lautlos die Tür.

Der Tannhauser stand vor dem Dompropste.

Mit gekreuzten Armen lehnte der kleine, schlanke Herr im Fenster. Sein Antlitz war beschattet, aber auf das rote Gesicht des andern fiel Sonnenlicht.

„Euer Begehr?" fragte der Dompropst.

Der Tannhauser tat einen keuchenden Atemzug,

beugte schwerfällig das Knie und trat erhobenen Hauptes näher. Mit der Rechten preßte er die Lederkappe an die Brust, die Linke umklammerte den Griff des Schwertes.

„Euer Begehr?“ fragte die dünne hohe Stimme des Geistlichen zum zweitenmal, und eine kurze Handbewegung gebot dem Herankommenden Halt.

„Ich glaub', meine Sache — ich glaub', daß ich die Sache recht gemacht habe —“ begann der Riese mit heiserer Stimme.

„Welche Sache?“ fragte der Dompropst und rührte sich nicht.

„Ich habe zu Euerm Besten gehandelt. Ich habe den Boten der Hennebergschen stumm gemacht, ich bin mitsamt den Meinen seitwärts in den Graben gewichen, als ihr handgemein wurdet — ich habe —“

„Und was kümmert's mich?“ fragte der Dompropst mit kühlem Lächeln. „Hab' ich's Euch geheißen?“

„Herr,“ fuhr der Tannhauser auf, „ich bin nicht hier, daß ich Kurzweil mit mir treiben lasse, ich bin zur Abrechnung gekommen!“

„Kurzweil? Abrechnung? Ich verstehe Euch nicht,“ kam's in wohlwollendem Tone aus dem Fenster.

„Ihr versteht mich nicht?“ fragte der Tannhauser mit bebenden Lippen und trat noch einen Schritt näher. „Ich denke, es ist alles wohl geraten, und ich habe gehandelt nach unsrer Abmachung.“

„Nach unsrer Abmachung?“ fragte der Dompropst und rührte sich nicht.

Jetzt versuchte der Tannhauser zu lächeln: „Ihr scherzt, Herr! Und Ihr wißt doch so gut wie ich, daß ihr, die Herren im Domkapitel, den Beringer Haberkorn zu mir geschickt habt vor sechs Wochen —?“

„Den Beringer Haberkorn, wir Herren im Domkapitel?“ fragte der Propst und lächelte.

„— und wißt so gut wie ich, was er mir versprochen hat,“ fuhr der Tannhauser fort und zerdrückte seine Kappe in der großen Faust.

„Versprochen hat?“ wiederholte der Domherr mit Verwunderung. „Schade, daß der Beringer Haberkorn nicht bei uns im Felde ist — er sitzt daheim und leidet schwer am Zipper —“

„Von mir aus an der fallenden Sucht!“ schrie der andre. „Spart Eure Worte, Dompropst. Der Tannhauser ist nicht gekommen, daß er Schindluder treiben lasse mit sich, habt Ihr verstanden? Abrechnen will er!“

„Wenn Ihr eine Forderung an Beringer Haberkorn habt, dann rat' ich Euch, ladet ihn vor des Bischofs Gericht, und es wird Euch werden, was recht ist,“ sagte der Dompropst in höfischem Tone.

Da warf ihm der Tannhauser die Kappe vor die Füße, riß sein Schwert aus der Scheide und brüllte: „Ist das dein letztes Wort, Dompropst?“

Der Priester kreuzte die Arme und rief mit heller Stimme: „Burgfriedensbruch!“

Da wurde die Tür hinter dem Tannhauser aufgerissen und klirrend rannten die Bewaffneten des Vorsaales in das Gemach.

„Er hat Klage gegen Beringer Haberkorn,“ sprach der Dompropst mit Ruhe, schritt aus dem Fenster in das Gemach herab, trat an ein Tischlein, nahm einen Brief und entfaltete ihn.

„Steckt Euer Schwert ein, Herr!“ raunte ein junger Domherr neben dem Tannhauser, bückte sich und gab ihm seine Kappe.

Stöhnend stieß der Rote das Schwert zurück in die Scheide. „Zu meinen Leuten will ich!“ keuchte er.

„Ja so —“ sagte der Dompropst nach einer Weile, blickte von seinem Brief empor, als hätte er die ganze Geschichte längst schon vergessen, und befahl: „Setzt ihn auf sein Pferd, führt ihn zum Tor hinaus und zeigt ihm die Straße. An Beringer Haberkorn habt Ihr Forderung — nicht?“

Der Tannhauser schrie: „Zu meinen Leuten will ich!“

Da schüttelte der Dompropst das Haupt und wiederholte: „Zum Stadttor hinaus!“

Der Tannhauser spuckte auf den Teppich und wandte dem Priester den Rücken. Die Gewappneten aber führten ihn die Stiege hinab und taten nach dem Befehle des Herrn. —

Ringsum im Hofe unter den Holzlaubengängen lagen aufgeschichtet die Beutestücke der Bischöf-

lichen, vergoldete Harnische, seidene Schlachtmäntel, Schwerter und Schilde — alles bestäubt, alles befleckt mit geronnenem Blute.

„Laßt mich!“ sagte der Tannhauser. „Zu meinen Leuten will ich!“

Aber die Bewaffneten ließen ihn nicht aus ihrem eisernen Ringe, und ihr Führer raunte: „Machet uns und Euch die Sache nicht beschwerlich. Ihr habt des Dompropstes Befehl gehört.“ Er hielt sich hart neben dem Roten und wartete, bis man das Pferd aus der Herberge gebracht hatte.

Drei Söldner kamen in den Hof.

„Her zu mir!“ befahl der Tannhauser.

Sie blieben stehen und sahen lachend herüber.

„Wollt ihr —?“ schrie der Tannhauser. „Wem habt ihr geschworen?“

Einer von ihnen kam nachlässig näher, steckte die Hand in die Hosentasche und klimperte mit Geldstücken. „Dem Bischof,“ sagte er trotzig.

„Mir habt ihr geschworen!“ rief der Tannhauser und stampfte.

„Seit gestern abend dem Bischof — ich und alle die andern,“ sagte der Mann und wandte sich ab.

Da lachten die Wächter des Verräters, und der Hauptmann flüsterte: „Gebt Euch zufrieden, Herr!“

Das Pferd des Roten wurde gebracht. Wortlos schwang sich dieser in den Sattel und ritt im geschlossenen Haufen der Bewaffneten aus dem hallenden Tore.

Ein grauer Himmel sah zwischen den Holzgiebeln in die Gassen, und langsam zog die kleine Schar durch den tiefen Kot. Schweigend ritt der Tannhauser fürbaß, schweigend liefen seine Wächter vor, neben und hinter dem Rosse. Es war anzusehen, als wenn ein Vornehmer im Geleite seiner Mannen auf die Reise ginge.

Nach einer Weile gerieten sie aber ins Stocken; denn ein reisiger Zug kam die Gasse herunter, ihnen entgegen.

„Platz da!" befahl ein Bischöflicher und wies die Söldner mit ausgestrecktem Arm aus dem Wege. Gehorsam wichen diese mit ihrem Gefangenen zur Seite.

„Der Graf Castell," raunte einer von ihnen, und neugierig sahen sie alle auf den Zug.

Sechs bischöfliche Reiter klirrten schweigend vorüber. Auf fünf einspännigen Karren rollten hinter ihnen die Särge der toten Grafen. Dann bog der blinde Greis neben der gebeugten Gestalt der Gräfin um die Ecke. Mit geschlossenen Augen saß der Graf auf seinem starken Braunen, mit verschleiertem Haupte die Gräfin auf ihrem weißen Zelter. Und neben dem Grafen ritt der Kaplan; der führte den Braunen am Zügel. Zuletzt klirrten zwölf Reiter — bischöfliche und castellsche durcheinander — und schlossen den Zug.

Mit abgewandtem Antlitz hielt der Tannhauser und stierte auf das geschnitzte Wappen eines Haustores.

Da sah die Gräfin den riesigen Reiter, schreckte zusammen und schlug den Schleier zurück. Zwei rotgeweinte, verschwollene Augen waren fragend auf den Verräter gerichtet, und eine bebende Stimme murmelte: „Tannhauser!“

Der Blinde aber hob lauschend den Kopf und fragte: „Was hast du gesagt?“

Unverwandt betrachtete der Riese das geschnitzte Wappen über dem Torbogen.

Aus beiden Haufen waren neugierige Blicke auf ihn gerichtet.

Die Gräfin ließ den Schleier über ihr zuckendes Antlitz fallen und flüsterte: „Vorwärts!“

Klirrend und rasselnd bewegte sich der Zug des Blinden die Gasse hinunter zum Strome. Mit zusammengebissenen Zähnen ritt der Tannhauser zwischen seinen Wächtern die Gasse hinauf.

*

„O hättest du mich lassen bleiben in Kitzingen!“ sagte die Gräfin, als sie über die Holzbohlen der Mainbrücke ritten.

„Er ist in guter Hut, Imma; du aber gehörst in dieser bösen Zeit hinaus zu uns,“ antwortete der Blinde.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Wir werden nicht mehr leben können,“ sagte die Gräfin, als sie aus dem Stromtal hinauf gegen die Waldberge ritten.

Der blinde Herr schwieg.

„Nicht mehr leben können?“ sagte der alte Kaplan nach einer Weile. „Eure Gnaden, das hat schon manch einer geglaubt — und hat hernach dennoch weiterleben müssen und können.“ — —

Die Räder der Leichenkarren mahlten langsam durch den tiefen Sand hinter Großlangheim. Hell und klein grüßte vom Saum des Steigerwaldes das Grafenschloß herüber.

Zwei castellsche Reiter waren zurückgeblieben und sprachen eifrig miteinander.

„Sie haben uns glimpflich behandelt,“ meinte der eine.

Da wies der andre mit der Rechten auf den trübseligen Zug und sagte: „Je nun, die würzburgschen Füchse sind satt — was wollen sie mehr?“ Und raunend neigte er sich zu seinem Genossen hinüber: „Glaubst du, sie wissen nichts vom Goldschatze des Herrn? Könnte er nicht abermals ein Heer auf die Beine bringen? Also sagen die Füchse — schließen wir Frieden, weil er mürbe geworden.“

Sechzehntes Kapitel

Schwere Wolken zogen über das Land. Nur zuweilen brach die Sonne hervor; dann blinkte das Wasser in den tiefen Geleisen der Heerstraße.

Unbarmherzig spornte und peitschte der Tann-

hauser sein Pferd. Nach etlichen Stunden ritt er durch das Tor der uralten Stadt Würzburg und hielt vor der nächsten Herberge, ließ das Pferd in den Stall führen und trat schmutzstarrend und schweißtriefend in die Torhalle.

Mit Kratzfüßen kam der Wirt heran: „Ihr seht aus, als ob Ihr was von der Schlacht wüßtet?“ fragte er hastig und musterte den Fremden mit eingekniffenen Äuglein.

„Kann sein,“ sagte der Rote und wischte den Schweiß von der Stirn. „Aber holla, gib mir einen Jungen auf den Weg, ich muß ins Schloß —!“

„Aus der Schlacht?“ rief einer, der gaffend dagestanden war, und rannte in die Gaststube. Und alsbald quoll es aus der Gaststube, und sie umringten den Fremden, fragten und schrien.

Zornig schob er sie zur Seite und zog sich auf die Straße zurück. „Ins Schloß muß ich — hörst du?“

„Ihr könnt's uns nicht verargen,“ meinte der Wirt und kam auch heraus auf die Straße. „Man hört seit gestern dies und das, und man weiß doch nichts Rechtes. Beliebt's Euch, so erzählt uns heute mittag —“

„Vielleicht,“ rief der Tannhauser. „Aber vorwärts, vorwärts, ich habe Eile.“

„Nur eines!“ fragte der Wirt. „Haben die Unsern gesiegt?“

„Ihr werdet's wohl wissen!“ murrte der Rote.

„Man hört's immer wieder gerne," meinte der Wirt und schneuzte sich. „Aber sagt" — er trat plötzlich einen Schritt näher — „ist's denn wahr, daß einer von den castellschen Hauptleuten an seinem Herrn zum Hundsfott 'worden ist —?"

„Macht vorwärts — hab' keine Zeit zum Schwatzen!" brüllte der Tannhauser und griff nach dem Schwerte.

„No — no — schon recht," murmelte der Wirt und ging ins Haus zurück.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Lärm erfüllte die Gaststube. Der Rote aber klirrte mit finsterem Gesicht hinter dem Söhnlein des Wirtes durch die Gassen hinunter zum Strome, über die hölzerne Brücke, empor zum hochragenden Schlosse des Bischofs.

*

Beringer Haberkorn, des Bischofs Mann, saß im Armstuhl, und sein rechtes Bein ruhte ausgestreckt, in Tücher gebunden, auf dem Schemel. Nebenan stand auf dem Fußboden ein hoher Weinkrug.

Der Kranke hatte die Hände über dem Bauche gefaltet und schlummerte. Da kam sein Junge herein und meldete einen Abgesandten des Dompropstes.

Beringer Haberkorn fuhr in die Höhe. Sein Gesicht verzog sich, und ächzend befahl er: „Laß ihn herein!"

Nun klirrte der Rote in die Stube.

Das Gesicht des Bischöflichen wurde aschgrau, und mühsam fragte er den Riesen: „Was ist Euer Begehr?"

„Beringer Haberkorn!" sagte der Rote, nahm einen Schemel und setzte sich ohne Umstände vor den Kranken.

Der lachte gezwungen und rief: „Ihr scheint recht müde zu sein —?"

„Recht müde, Beringer Haberkorn," sagte der Rote und legte das Schwert über seine Knie; „denn ich hab' einen scharfen Ritt getan."

„Ihr kommt mir bekannt vor," murmelte nun der Bischöfliche.

„Komm' dir bekannt vor?" brauste der Rote auf. „Beringer Haberkorn, hüte dich; es ist mir nicht spaßhaft zumute!"

Der Bischöfliche fand seine Ruhe wieder. „Die Stimme muß ich schon irgendwo gehört haben," sagte er und senkte die schweren Lider über die glotzenden Augen, als besänne er sich.

„Beringer Haberkorn" — der Tannhauser umklammerte sein Schwert —, „ich habe meine Schuldigkeit getan und komme zur Abrechnung."

„Abrechnung, Herr?" wunderte sich der Bischöfliche und schüttelte das Haupt. „Ich bitt' Euch, helft meinem Gedächtnis! Ich weiß, ich kenne Euch, und ich vermag mich doch nicht zu entsinnen —"

Der Tannhauser sprang in die Höhe, daß der

Schemel mit Gepolter umschlug: „Beringer Haberkorn, es ist mir nicht spaßhaft zumute."

„Der Tannhauser!" schrie nun der Bischöfliche und schlug sich mit der Faust an die Stirn.

„Beringer Haberkorn —!" keuchte der Rote mit bebender Stimme.

„Der Tannhauser!" sagte der Bischöfliche zum zweitenmal und streckte dem Gast mit frechem Lächeln die Linke entgegen.

Der aber umklammerte das Kreuz seines Schwertes mit beiden Händen und stieß es auf den Boden. Sein Gesicht war verzerrt, und mühsam brachte er heraus: „Mach keine Possen, Beringer! Ich hab' mein Wort gehalten, die Castellschen liegen zu Boden, fünf von den Grafen sind gefallen, einer ist todwund, einer gefangen. Die Hennebergschen sind nach Hause geritten und geben ihre Sache verloren. Es ist alles nach euerm Willen geschehen. Ich aber steh' auf schockender Wage — keiner will etwas wissen von mir — — euer Dompropst — — — ich könnt' ihn, Beringer Haberkorn, ich könnt' ihn auf der Stelle in Stücke zerhauen —"

Mit offenem Munde hatte der Bischöfliche die polternde Rede angehört. Dann faltete er die Hände über dem Bauche und sagte kopfschüttelnd: „Aber so setze dich doch, guter Freund. Verzeih mir, ich hätt's ja wissen sollen — 's ist freilich lang her — —"

„Lang her?" murmelte der Tannhauser und ließ sich erschöpft auf den Schemel nieder.

„An die zwanzig, warte — —!“ Der Bischöfliche begann bedächtig an den dicken Fingern zu rechnen — „zwanzig, einundzwanzig Jahre,“ sagte er und nickte freundlich dazu.

Mit aufgerissenen Augen starrte ihn der Rote an, und heiser keuchte er: „Aber Beringer Haberkorn, weißt du denn nicht, daß du vor etlichen Wochen bei mir gewesen bist —?“

„Vor etlichen Wochen, Tannhauser?“ Der Bischöfliche schüttelte lächelnd den kahlen Kopf.

„— bei mir gewesen bist als ein Kaufmann —?“

„Als ein Kaufmann?“ Der Bischöfliche schlug die Hände zusammen, und sein rotes Gesicht verzog sich noch mehr in die Breite. „Tannhauser, du redest irr!“

„— als ein Kaufmann und hast mir Geld geboten und hast mir —“

„Geld geboten — ich?“ Der Bischöfliche tat sehr verwundert.

„— und hast mir mit Hand und Mund gelobt — Beringer Haberkorn, laß die Possen, es ist mir nicht zum Scherzen, du weißt gar wohl, was du mit Handschlag gelobt hast!“

Neugierig wandte der Bischöfliche seine Hände und betrachtete aufmerksam die inneren Flächen, schüttelte den Kopf und hielt sie dem Roten vors Gesicht. „Mit Handschlag gelobt? Ei, Tannhauser, da sieh doch selber, ob etwas geschrieben steht in meinen Händen!“

Der Rote biß sich auf die Lippe und starrte in das lächelnde Antlitz des andern. Dann aber ließ er das Haupt sinken und stöhnte tief auf: „Beringer Haberkorn, erbarm dich meiner!"

„Aber ich bitte dich, guter Freund, das versteht sich doch von selbst unter alten Waffenfreunden!" rief nun der Bischöfliche und machte ein biederes Gesicht. „Was ich dir tun kann, es soll alles geschehen."

„Also doch —!" murmelte der Rote und atmete erleichtert auf. „Ich hab's ja gewußt. Beringer Haberkorn, es ist nach euerm Willen gegangen — fünf Grafen sind gefallen, einer ist todwund, einer liegt gefangen — —"

„Du hast mit den Unsern gegen die Castellschen gestritten, Tannhauser —?"

„Gestritten nicht," murmelte der Rote und blickte in eine Ecke. „Abseits bin ich gerückt mit den Meinen, abseits in einen Graben, wie ausgemacht war."

„Ausgemacht?" fragte der Bischöfliche und kniff die Augen zusammen.

„Beringer!" Der Tannhauser sprang empor. „Wie lange willst du mich noch zappeln lassen wie den Fisch an der Angel?"

„Wie lange? Ich weiß doch von nichts," kam die Antwort zurück.

Da faltete der Rote die Hände über dem Schwertkreuz und sagte stoßweise: „Ich seh' — ich seh' — du willst, daß ich dich bitte. O Schmach, o Schmach!

Aber ich denk' an die Kinder — ans Weib — ja, Beringer Haberkorn —" Er biß auf seine Lippe, sein Gesicht verzerrte sich, zwei dicke Tränen rollten in seinen Bart, schluchzend vollendete er die Rede: „Erbarme dich meiner, Beringer Haberkorn!"

Der Bischöfliche hatte sich weit zurückgelehnt und starrte den Hilflosen mit seinen glotzenden Augen an, schüttelte wie vorher das Haupt und lächelte: „Wenn ich nur wüßte, was du von mir willst, guter Freund?"

Da raffte sich der Tannhauser zusammen, trat einen Schritt zurück und sagte mit veränderter Stimme: „Wie man sich doch täuschen kann! Ich hätt's beschwören mögen, daß du vor sechs Wochen bei mir gewesen bist. Jetzt muß ich dir wohl glauben, daß mich ein andrer geäfft hat!"

„Ei freilich!" rief der Bischöfliche und begann auf der Tischplatte zu trommeln. „Es hat dich ohne Zweifel einer geäfft. Aber so setze dich doch — will dir gleich einen Becher bringen lassen."

„Vergib nur, daß ich deine Ruhe gestört habe," sagte der Tannhauser leichthin und wandte sich zur Tür.

„Aber du wirst doch nicht schon wieder gehen?" rief der Bischöfliche mit Bedauern und beobachtete seinen Gegner mit lauernden Blicken. „Laß uns doch reden von alten Zeiten! Das Herz wird mir weit —"

„Hab' einen heißen Ritt hinter mir," sagte der

Tannhauser und griff nach dem Riegel, „bin hundsmüde.“

„Aber du wirst doch — guter Freund, so darfst du nicht von mir! Wo bist du denn zur Herberge, Tannhauser?“

„Ich hab' Herberge genommen im ‚Grünen Baum‘,“ sagte der andre; „aber ich reite noch heut abend aus der Stadt.“ Und mit stolzem Kopfnicken verließ er die Stube.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Drei Tage hielt sich Beringer Haberkorn zu Hause, und die Torwächter hatten strengen Befehl, den Riesen nicht zum zweitenmal vorzulassen. Am vierten Tage schickte der Bischöfliche einen Knecht in die Herberge. Der brachte die Nachricht, daß der Fremde schon drei Tage vorher fortgeritten sei.

Am Abend des fünften Tages hielten die siegreichen Domherren ihren Einzug in die Stadt.

Die Gefangenen wurden in Ketten durch die Straßen geschleppt — nur den Grafensohn trug man in einer geschlossenen Sänfte.

Auf ächzenden Karren lag die kostbare Beute. Frisches Lindenlaub schwankte an Helmen und Kappen der Reiter und Sarjanten. Singende Priester schritten voraus. Stolz blähte sich das Banner des heiligen Kilian im Abendwinde.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Herbergen der Stadt waren angefüllt mit schreienden Söldnern. Im „Grünen Baum“ saßen

die Domherren und Hauptleute. Und mit lachendem Munde erzählte Beringer Haberkorn immer wieder die Geschichte vom geprellten Verräter.

Bis gegen Morgen währte das Schreien und Johlen der Betrunkenen auf den Gassen und Plätzen. Als aber der Tag graute, fanden die Scharwächter auf dem Fahrwege zum Schlosse einen ermordeten Mann in seinem Blute liegen. In seiner linken Brust stak ein Dolch, und auf den Griff des Dolches war der abgeschnittene Kopf gesetzt.

Betrunkene und Nüchterne kamen im Dämmerlichte zusammen. Endlich erkannte einer den Kopf Beringer Haberkorns, des bischöflichen Mannes.

*

Am sechsten Tage schon beschworen castellsche Abgesandte auf dem Frauenberge ob Würzburg den Frieden und kamen zurück zu ihrem Herrn. —

Der Berggrat zwischen den Planken des Waldschlosses lag wieder verlassen wie vordem, und nur die vielen Feuerstätten auf dem zertretenen Rasen, der Kot und die zerstampften Strohschütten zeugten von dem Wirrwarr der vergangenen Tage. —

Die Totenglocken summten über den Gau, und eine große Gruft schloß sich über den Fünfen in der Kirche des Dorfes Castell.

Etliche Dörfer des Grafen drunten am Strome zahlten fortan den bischöflichen Schultheißen Zins und Gült. Sonst blieb alles, wie es gewesen.

Aber in vielen castellschen Hütten und Mannenburgen weinten noch lange nachher verlassene Weiber und verwaiste Kinder um Hausherrn und Vater.

Siebzehntes Kapitel

Es war ein Jäger zu Castell, ein Mann von großer Körperkraft, verschlagen und listig, in guten Jahren. Der bewegte ehrgeizige Gedanken in seinem Haupte, ging endlich zum blinden Herrn, beugte das Knie und sprach: „Vergebt, gnädiger Herr, wenn ein einfältiger Weidmann es nicht versteht, die Worte höfisch zu setzen gleich einem gräflichen Dienstmann —".

„Laß mich, will nichts hören von meinen Dienstmannen!" murrte der alte Herr; denn er war gewohnt, seinen Jägern zuweilen ein freies Wort zu gönnen.

„So möcht' ich Eure Gnaden fragen," fuhr der Grünrock fort, „ob man's nicht einmal zur Abwechslung mit einem Jäger versuchen könnte."

„Versuchen —?" fragte der alte Mann. „Was soll ich versuchen?"

Listig lächelte der Weidmann und sagte: „Den Tannhauser sollte man zur Strecke bringen, Eure Gnaden."

„Wenn du mir den Hund lebendig nach Castell schaffst, Rasso —" der Graf atmete schwer auf, „dann —." Er besann sich.

Gespannt blickte der Grünrock in das erregte Antlitz des Blinden.

„— dann gehört dir das Lehn im Walde," vollendete dieser.

Ein wildes Lächeln blitzte über das braune Gesicht des Knechtes. Aber gemessenen Tones gab er zur Antwort: „Es ist nicht der Lohn, der mich lockt, Eure Gnaden; mir liegt die Ehre Eures Hauses am Herzen."

Finster antwortete der Alte: „Und mir dünkt, auch du wirst höfische Zucht lernen ohne viel Mühe."

„Eure Gnaden —!" stotterte der Grünrock.

„Was hast du also ausgeheckt?" unterbrach ihn der Greis.

„Ich lasse den Bau des Tannhausers seit einer Woche beobachten, Eure Gnaden; der alte Fuchs —"

„Der alte Hund!" rief der Graf und stampfte.

„Heimgekommen ist er noch nicht," raunte der Knecht; „aber kommen wird er, Eure Gnaden, und dann —"

„So tu, was du willst!" sagte der Graf und wandte sich hochmütig ab. Als sich aber die Tür hinter dem Jäger geschlossen hatte, murmelte er grimmig: „Wenn ich ihn hätte, den Hund!"

*

Landregen war niedergegangen Tag und Nacht und hatte die Waldpfade aufgeweicht; in den lehmigen Geleisen stand das Wasser, zahllose

Schnaken fuhren blitzschnell hin und her auf den gelben Pfützen; die braunen Waldfrösche hatten gute Zeit.

Hinter schweren, kupferroten Wolken versank die Sonne. Dunkel ragten die Tannen und Eichen zum Abendhimmel empor.

Ein alter Mann kam durch den Wald gegangen, und in seinen Spuren trottete ein großer, struppiger Rüde. Der Mann schritt rüstig fürbaß und stieg endlich den letzten Hügel hinan.

Drunten im dämmerigen Tale ragte die kleine Wasserburg des Tannhausers. Mit Bedacht ging der Fremde im Hohlweg hinab, und hell klang die Eisenspitze seines Stabes auf den Steinen. Im Dämmerlichte ging die gebückte Gestalt über die Wiesen, durch das Dörflein, hinaus an den Weiher.

Dumpf klangen die Bohlen unter seinen schweren Schuhen, und mit hallender Stimme rief er vom Ende des Steges hinüber zum verschlossenen Tore.

Ein Kinderkopf lugte aus dem Guckloch über dem Wappenschilde des Rundbogens, und ein Stimmlein piepste: „Warte nur, ich sag's dem Bruder."

Geduldig wartete der Mann. Hinter ihm hatte sich der Hund auf die Bohlen gestreckt.

Nach einiger Zeit fragte eine helle Knabenstimme aus dem Guckloch nach des Fremden Begehr. Laut antwortete der Alte. Immer wieder fragte der Knabe, alles wollte er wissen. Geduldig gab ihm der Alte Bescheid. —

Die Ketten liefen rasselnd über die Rollen, knarrend legte sich die Zugbrücke an das Ende des Steges, das Pförtlein tat sich geräuschlos auf, und der Fremde schritt über die Bretter.

„Jetzt aber müssen wir alle zusammen helfen," erklärte der große Junge, legte die Finger an seine Lippen und stieß einen gellenden Pfiff aus. Alsbald polterten seine Brüder die Stiege herab über das Höflein und umringten mit offenen Mäulern den Gast.

„Anpacken!" befahl der Älteste, und alle hängten sich an die Kurbel. Kräftig half ihnen der Fremde, und mit leisem Stoße legte sich die aufgewundene Brücke wieder an den Torturm.

„Das macht unser Herr Vater immer allein," sagte der Älteste mit Stolz. „Unser Herr Vater ist stark, den zwingt keiner. Aber nun komm zur Frau Mutter."

„Kann ich sie unter vier Augen sprechen?" fragte der Fremde, als sie die enge Treppe hinanstiegen.

„Unter vier Augen?" Der Knabe besann sich. Dann schüttelte er das Haupt. „Nein, das geht nicht an," sagte er mit Bestimmtheit. „Ich bin doch der Herr in der Burg, und also muß ich dabei sein."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Dämmerlicht fiel durch das offene Fenster der kleinen Kammer. Drüben in der großen Stube lärmten die Kinder. Mit eintöniger Stimme sagte der Fremde die Botschaft.

Das Weib des Tannhausers war auf einen Schemel gesunken, stützte die Ellbogen auf die Knie und preßte die flachen Hände an die Schläfen. Der große Knabe stand auf dem Holztritt im Fenster. Er hatte die Hände geballt und blickte starr auf den Alten hinüber.

„Bist du fertig?“ stieß er endlich heraus.

„Fertig, Jungherr,“ kam die Antwort zurück.

Da sprang der Knabe herunter, stellte sich vor den Fremden und schrie: „Du — hörst du? — das ist ja doch alles erlogen!“

„Wollt' Gott, ich hätt's gelogen,“ sagte der Alte.

„Frau Mutter!“ Auf dem Absatz wandte sich der Knabe, trat vor die schluchzende Frau und rief zum zweitenmal: „Frau Mutter — hört Ihr? Es ist alles erlogen!“

Schweigend stand der Bote, schweigend, mit abgewandtem Gesicht.

„Frau Mutter!“ drängte der Knabe, ließ sich auf die Knie nieder und streichelte die Hände, zwischen denen die warmen Tropfen hervorquollen: „Frau Mutter, laßt's Euch nicht anfechten, es ist erlogen.“ Er sprang empor und hielt dem Fremden die Fäuste unter die Augen. Keuchend, mit schwerer Zunge vollendete er: „Sonst hätt' er ja den Grafen — verraten!“

Der Bote trat zurück und schwieg.

„Was soll ich tun?“ kam es schluchzend vom Schemel.

„Machet Euch auf mit Euern Kindern, und ich will Euch zu meiner Herrin führen; denn in dem Wasserhause könnt Ihr nimmer bleiben," sagte der Bote.

„Bis nach Kitzingen — den weiten Weg durch die Wälder — — mit meinen Kindern?" flüsterte das Weib und begann aufs neue zu schluchzen.

„Ich führ' Euch heimliche Pfade und bring' Euch sicher zu meiner Frau Äbtissin," sagte der Bote.

„Und wenn dann der Herr Vater zurückkommt?" rief der Knabe zornig.

Der Bote schwieg. Dann sagte er zur Herrin: „Meine andächtige Frau hat viele Freunde. Wenn ihm jemand helfen kann, so bringt's die Äbtissin zuwege."

„Alles will ich tun, was die Frau Muhme befiehlt," schluchzte das Weib und erhob sich mühsam.

„Ich nicht!" rief der Knabe trotzig und vertrat ihr den Weg. „Und sagt ihm doch, Frau Mutter, Ihr glaubt's nicht!"

Da wandte auch sie das Haupt zur Seite und schwieg.

Mit geballten Fäusten stand der Knabe vor ihr und murmelte ängstlich: „Frau Mutter, Ihr glaubt's?"

— — — — — — — — — — — — — — —

Dunkel war's draußen, dunkel war's in der großen Stube. Nur das Licht einer Talgkerze flackerte auf dem plumpen Tische.

Jammernd und heulend umdrängten die Kleinen und Kleinsten das ratlose Weib.

Am Tische saß der Fremde und schnitt das Brot, stieß jeden Bissen bedächtig ins Salzfaß, trank von Zeit zu Zeit aus dem Steinkruge und wischte die bartlosen Lippen mit dem Rücken der Hand. Auf der Bank am Ofen aber saßen eng nebeneinander die größeren Kinder und starrten angstvoll auf den schweigsamen Gast.

„Komm!" raunte endlich der Älteste seiner Schwester Wobbe ins Ohr und ging zur Tür. Gehorsam folgte das Kind.

„Die Frau Mutter weiß nicht, was sie will!" raunte er draußen auf dem Vorplatz, griff nach ihrem Handgelenk und zerrte sie über die Leiter in den Turm empor.

Gehorsam klomm sie hinter ihm drein; laut knarrten die Sprossen unter den Schuhen der beiden.

Er öffnete den Holzladen und sah schweigend hinüber zu den Waldbergen, über denen der letzte Dämmerschein des Tages erlosch. Sie aber lehnte sich an die Mauer und schluchzte.

Mit abgewandtem Gesicht begann der Knabe alles der Reihe nach zu erzählen, was der Bote gebracht hatte. Dann schwieg er wieder und sah hinaus in den Abend.

„Glaubst du's auch, Wobbe?" kam's endlich wie ein leiser Aufschrei von seinen Lippen.

Sie antwortete nicht.

Da wandte er sich zu ihr, stampfte und fragte zum zweitenmal: „Wobbe —?“

Sie stand regungslos und hauchte mit Anstrengung: „Ja!“

Da biß der Knabe die Zähne zusammen und stöhnte.

Er trat hart vor die Schwester, daß sie das Weiße in seinen Augen blinken sah, packte sie an beiden Schultern nud flüsterte mit heißem Atem vor ihrem Gesicht: „Wobbe, jetzt müssen wir zwei für uns alle denken — hörst du?“

Ernsthaft nickte das Kind.

„Für uns alle!“ wiederholte der Knabe und stampfte.

Ein Glöcklein begann drüben im Dorfe zu bimmeln. Da sanken die Kinder auf die Knie, schlugen das Kreuz und murmelten ihr Abendgebet.

Dann aber raffte er sich zusammen: „Die Kleinsten bleiben hier, und von den größeren bleiben bei mir der Rudilo, der Sieger und der Spiro. Du aber gehst mit der Mutter, und mit euch gehen der Wigger und der Roger. Hast du verstanden?“

„Ich will auch bleiben,“ meinte das Mägdlein.

„Fürchtest du dich bei der Mutter im Wald?“ fragte er zornig.

Sie schüttelte den Kopf. „Nein. Aber wer soll denn die Kleinen versorgen?“

Er besann sich. „Nein, du gehst mit der Frau Mutter,“ entschied er nach einer Weile.

„Ach, du lieber Gott!“ flüsterte Wobbe und faltete die Hände. „Ich möchte mit der Frau Mutter und ich möchte doch hierbleiben bei euch.“

„Kopf hoch, Wobbe!“ mahnte der Bruder. „Du gehst mit der Frau Mutter!“

„Ich will alles tun, was du verlangst,“ brachte sie mühsam hervor; „denn du bist ja der Herr.“

„Dann vorwärts!“ befahl er. Und hintereinander klommen sie die Leiter hinab.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Goldene Sternlein blitzten zwischen den Wolken. Ein kalter Lufthauch strich über den Wiesengrund, leise rauschte das Schilf am Ufer des Weihers. Von den Waldhügeln aber kam wiederum der große schwarze Vogel, setzte sich lautlos auf den hohen Baum und begann sein Gefieder zu putzen.

Drunten in der Wohnstube saß noch immer der schweigsame Bote, und noch immer starrten die Kinder auf ihn.

„Frau Mutter!“ rief Wobbe in der Tür. Da ging das Weib mit schleppenden Schritten hinaus, und die zwei Ältesten zogen sie nebenan in die finstere Kammer.

Auf dem Baume hockte der schwarze Vogel und putzte sein Gefieder. Auf dem Schemel saß die Frau; zu ihrer Rechten und Linken knieten die Kinder und sprachen eifrig und lange.

Endlich gingen sie aus der Kammer und ließen die Mutter allein.

Mit gefalteten Händen wankte das Weib hinter in die dunkle Ecke und warf sich vor dem kleinen Kruzifix auf die Knie. Murmelnd und seufzend lag sie, und ihr zu Häupten leuchtete das Antlitz des Gekreuzigten, ein wenig erhellt vom winzigen Flämmchen des ewigen Lichtes.

Auf dem Baume hockte der schwarze Vogel, und seine Augen glühten im Dunkel der Nacht. Von Zeit zu Zeit hob er die Schwingen, als wollte er auf und davon. Dann aber duckte er sich wieder und blieb.

Das Weib stand auf und ging zurück in die Stube.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Kleinen und Kleinsten lagen in ihrem Bette hinter dem Ofen und weinten sich in den Schlummer hinein. Unter leisem Schluchzen half Wobbe der Mutter die Bündel packen.

„Habt Ihr zu reiten?“ fragte der Bote.

Die Frau schüttelte das Haupt und sagte: „Er hat alle Pferde mit sich genommen.“

„Es ist gut so,“ tröstete der Bote; „dann können wir ungesehen wandern auf engen Pfaden.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Ketten der Zugbrücke liefen rasselnd über die Rollen, die schweren Bohlen stießen hörbar auf den Steg. Mit großen Sätzen sprang der Hund aus dem Tore. Dann kamen fünf dunkle Gestalten und gingen schweigend über die Brücke.

Am Ufer wandte sich der Bote und rief zurück

in den Torbogen: „Zum letztenmal, Jungherren, besinnt euch!“

Trotzig rief der Älteste: „Wir warten, bis der Vater kommt!“

Und seine Brüder im Tore riefen ihm nach: „Wir warten!“

Fünf dunkle Gestalten zogen hintereinander den Wiesenpfad entlang.

Gesenkten Hauptes, mit kurzen Schritten trippelte das Weib dahin und ließ sich treiben vom Windhauch gleich einem abgerissenen Blatte.

Am wolkenlosen Himmel funkelten die Sterne. Hinter dem Dachfirste der Wasserburg aber hockte die Schuld.

*

Im engen Torstüblein über der Zugbrücke hielt der älteste Knabe die Nachtwache. Er hatte sich in einen alten Mantel des Vaters gewickelt und saß auf dem Strohsack der Bettlade. Tränen tropften aus seinen Augen und sickerten in das Tuch des Mantels. Dann nickte er ein. Nach einer Weile fuhr er empor und riß sich an den Ohren. Er sprang auf und ging hastig hin und her, drei Schritte hin, drei Schritte zurück in dem engen Gemache. Er trat ans Guckloch und spähte hinaus über das dunkle Wasser des Teiches. Er setzte sich wieder auf das Bett und starrte vor sich hin. —

Als die Sonne hinter den Waldbergen emporkam, stieg er hinab und weckte seine Brüder.

Dann saßen sie zu zwölft in der Wohnstube am schweren Tisch. Die alte stocktaube Magd brachte schweigend die Morgensuppe wie alle Tage, setzte sich neben den eisgrauen Knecht an das untere Ende des Tisches, nahm das Kleinste auf den Schoß und fütterte es. Und wie alle Tage klang murmelnd das Tischgebet zwischen den verräucherten Wänden zu Anfang und Ende der Mahlzeit.

Die Magd legte das Kleinste in den Korb, sammelte die Holzlöffel und umspannte sie mit der Linken, nahm die leere Schüssel in die Rechte und ging hinaus. Schweigend wollte auch der Knecht aus der Türe.

Aber der Älteste packte ihn am Wams und sagte: „Wir wollen zusammenhalten, Dieter!"

„Das wollen wir, Jungherr!" antwortete der Knecht und blickte schräg am Knaben vorbei in die Ecke.

„Ich denke, wir können's machen, bis der Herr Vater zurückkommt, Dieter?"

„Bis der Herr Vater zurückkommt, Jungherr," sagte der Knecht und machte sich los.

Dann tappte er aus der Stube.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Regenschauer gingen den ganzen Tag hernieder. Die Kleinen und Kleinsten saßen in der Wohnstube, spielten mit Steinchen und Holzstücken und wagten nur leise zu reden. Die Größeren besorgten reihum die Wache, gingen ab und zu in der Wohnstube und schnitten trotzige Gesichter.

Ein früher Abend sank auf das Tal herab.

Um die Mitternacht wachte der Älteste wieder allein in der Turmstube über dem Tore. Wieder hatte er sich in den alten, löcherigen Mantel seines Vaters gehüllt, saß mit offenen Augen auf dem Bette und lauschte dem leisen Wehen des Windes und dem Klatschen des Regens.

Da war's ihm, als hörte er rufen. Er sprang auf, stieß den Holzladen zurück und spähte hinaus.

„Aufmachen!" kam es ganz deutlich aus der Finsternis über das Wasser herüber.

Da schlugen die Zähne des Knaben aufeinander, und mit Anstrengung fragte er zurück: „Herr Vater, seid Ihr's?"

„Aufmachen!" rief der Tannhauser ungeduldig und pochte mit der Schwertscheide auf die Bohlen.

Der Knabe griff nach seinem Halse, schluckte und brachte mühsam heraus: „Herr Vater — ist's wahr, was die Leute — sagen?"

„Aufmachen!" rief der Tannhauser mit heiserer Stimme und pochte heftig auf die Bohlen.

„Herr Vater — sagt nur ein einziges Wort: es ist nicht wahr, Ihr habt den Grafen — Ihr habt ihn gewiß nicht verraten?"

Angestrengt spähte und lauschte er hinaus. Doch es war nichts zu sehen in der Finsternis, und es kam keine Antwort zurück aus der Tiefe. Nur das dumpfe Pochen der Schwertscheide klang empor zu dem lauschenden Knaben.

Da tappte er aus der dunkeln Stube hinaus auf den Wehrgang. Singend strich der Wind über den engen Hof. Nun stand der junge Tannhauser am oberen Ende der Leiter, die hinab in die Tiefe führte. Nun tastete er mit dem Fuß nach der ersten Sprosse. Da stieß ihn einer in den Rücken, daß er kopfüber hinabstürzte und mit Krachen auf die Steine schlug.

Bedächtig kletterte hinter ihm der alte Knecht die Leiter hinab, beugte sich über den Röchelnden und lauschte. Dann schlich er in die Küche, blies in die Herdasche, warf dürre Späne auf die Glut und entzündete eine Fackel.

Lautlos ging er mit dem Feuerbrande über den Hof, kletterte wieder die Leiter empor und schlich den Wehrgang entlang nach der andern Seite der Burg. Dort steckte er die Fackel aus einem Guckloch und beschrieb mit ihr langsam einen Kreis um den andern.

Der Mann auf dem Stege schrie und fluchte zur leeren Turmstube empor. Dann ging er ans Ufer zurück und raffte Steine vom Fahrwege. Krachend schlugen seine Wurfgeschosse ans Tor. Aber nur ein Mensch hörte den Lärm. Die Magd war taub, und alle andern im Wasserhause schliefen den festen Kinderschlaf. Und der eine schwang die brennende Fackel auf der hinteren Seite des Hauses und rief den Jäger und seine Gesellen herbei.

Zuletzt wickelte sich der Heimgekehrte in seinen

Mantel und streckte sich todmüde dem Tore gegenüber am Ende des Steges auf die nassen Bohlen.

So fanden ihn die Jäger schlafend, als sie aus dem Bergwald herabgeschlichen kamen. Sie gaben ihm einen Schlag auf den Schädel und banden ihm Hände und Füße.

Lautlos senkte sich die Zugbrücke für sie herab an den Holzsteg.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Des andern Morgens gingen und trippelten die Kinder des Tannhausers weinend über die nasse Wiese dem Walde zu. Die Großen trugen die Kleinsten auf den Armen, und ganz zuletzt im Zuge kam die alte taube Magd getrottet mit einem Bündel in der Hand.

Im Hofe lag noch immer der tote Knabe. Sie hatten ihn bedeckt mit dem löcherigen Mantel des Vaters.

In der wohlverwahrten Waffenkammer kauerte der Verräter und wartete des Gerichts.

Der Jäger aber schlich durch die Gelasse der kleinen Burg und spähte mit gierigen Blicken in all ihre Winkel.

Achtzehntes Kapitel

Vom Kirchturm zu Castell klagte die Wetterglocke ins Land hinaus, und wimmernd antwortete das Kapellenglöcklein droben im Schlosse.

Über die Wälder kam ein Gewitter gezogen, und

frühzeitige Nacht senkte sich auf den Gau. Der Sturm fuhr tosend in die Grafenlinde, stieß an die Mauern der Burg, warf lose Ziegel von den Dächern, pfiff durch die Schallöcher des Kirchturms und zerriß die Glockenklänge. Der erste Blitz zuckte auf, grellgrün schimmerten die Wälder, grellweiß blinkten die Mauern, jählings fiel wieder die Nacht auf die Landschaft; der Donner grollte und erstarb im tosenden Sturme. Der Regen schlug an die geschlossenen Fensterladen der Burg, von den steilen Dächern stürzte das Wasser in die kupfernen Rinnen, aus aufgesperrten Rachen wehten die zerstiebenden Fluten. Weite Flächen der tiefhängenden Wolken erglühten im Schein der Blitze, Zickzackstrahlen schossen dahin und dorthin, und das Rauschen des Regens ward verschlungen vom grollenden Donner.

Angstvoll wachten die Menschen droben in den Kemenaten und Kammern der Burg und drunten in den Hütten des Dorfes; noch um die Mitternacht blinkte Lichtschein aus den Ritzen der Holzladen. Immer neue Wolkenmassen wälzten sich im Schein der Blitze aus der Tiefe der Wälder herüber und ergossen sich über Berg und Dorf. Wildbäche rauschten in den steilen Gassen zu Tale. — — —

Hinter schweren Wolken dämmerte der Morgen über den Höhen des Steigerwaldes.

Mit gesenkten Köpfen kamen die Esel den Reitweg herab, weiches Wasser zu holen vom Kochbrunnen im Tale.

Ein Knecht klapperte in Holzschuhen über den Schloßhof und trug die nassen zerbrochenen Ziegel auf einen Haufen zusammen.

Aus dem Kamin des Küchenhauses stieg der Rauch. Doch immer wieder faßte ihn der Wind und schlug ihn zurück in Küche und Schloßhof.

Und es ging ein Raunen durch die Burg. Die Stallknechte steckten die Köpfe zusammen, die Mägde wisperten am qualmenden Herdfeuer, hüstelten und wischten sich den Rauch aus den Augen. Die Gürtelmägde huschten mit geheimnisvollen Gesichtern über die Gänge und raunten in den Kammern, die Eseljungen riefen die Nachricht über die Hecken der Gärten und trugen die Neuigkeit hinab an den Brunnen. Und mit all den Wasserbutten der Weiber schlüpfte Frau Märe in die Häuser und Hütten des Dorfes.

Die alte Kunne kam in Richizas Kammer, öffnete den Fensterladen und trat an das Bett.

„Jungfrau!"

Mit offenem Munde, mit rotgeschlafenen Wangen lag das Kind.

„Jungfrau!"

Richiza öffnete die Augen und blickte verwundert auf das Gesicht der Magd. „Kunne?" flüsterte sie gähnend.

„Jungfrau — pst — erschreckt nur nit!"

„Kunne?" Richiza fuhr empor, und die Decke glitt von ihren weißen Schultern.

„Jungfrau, er ist gekommen."

Heftig schluckte das Kind. „Kunne — wann?"

„Heut nacht, Jungfrau."

„O Kunne, bei dem Wetter!" — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Hochaufgerichtet saß der blinde Graf in seinem Stuhle, und seine Hände umklammerten die Armlehnen. Zur Seite im Fenster stand mit gefalteten Händen die Gräfin. An der Tür aber wartete Jung-Friedel und starrte mit angstvollen Augen auf das unbewegte Antlitz des Alten.

„Herr Vater!" sagte er und hob flehend die Hände.

Der Graf führte die hohle Hand hinters Ohr und beugte sich ein wenig vor: „Wer bist du?"

„Herr Vater!" sagte der Knabe zum zweitenmal und kam näher.

„Zurück!" murrte der Alte und ließ die Hand auf die Armlehne sinken.

Der Knabe wich zurück an die Tür: „Herr Vater, hört mich in Gnaden an. Herr Vater — ich weiß nicht, wie's geschehen ist. Ganz und gewiß, Herr Vater, ich weiß nicht."

„Wo sind deine Brüder?" fragte der Graf mit dumpfer Stimme.

„Herr Vater, nehmt mich in Gnaden an, ich hab' — ich hab' keine Schuld."

„Keine Schuld? Die Vögel pfeifen deine Schande von den Dächern, du — Mensch!"

„Herr Vater —!“ Ein Schauer schüttelte den Knaben, seine Zähne schlugen aufeinander.

„Vieles ist möglich auf Erden,“ sagte der Blinde. „Der eine verliert das Licht seiner Augen — er kann dennoch weiterleben. Der andre verliert Hab und Gut — er kann dennoch weiterleben. Der dritte verliert“ — ein Zucken ging über die Züge des Alten — „der dritte verliert sechs Söhne an einem Tage — — er muß dennoch weiterleben. Vieles ist möglich auf Erden, und vieles verstehe ich, weil ich es kenne. Aber eines verstehe ich nicht, weil ich's nicht kenne: Wie vermag einer weiterzuleben ohne die Ehre?“

Tiefauf schluchzte der Knabe, lief zur Mutter, warf sich zu Boden und umklammerte ihre Knie: „Frau Mutter — glaubt Ihr auch, daß ich — feige gewesen bin?“

„Steh auf und höre, was der Herr Vater sagt!“ murmelte die Herrin mit tonloser Stimme, wandte sich ab und sah zum Fenster hinaus.

„Ihr — auch —?“ keuchte der Knabe, stand auf, strich die wirren Locken aus der Stirn und stieß zum zweitenmal in unsäglicher Angst heraus: „Ihr — auch, Frau Mutter?“

„Tritt an die Tür!“ befahl der Alte. Und mit geballten Fäusten ging der Knabe zurück an die Tür.

„Was soll ich, Herr Vater?“

„Sattle deinen Gaul, reite auf heimlichen Pfaden durch die Wälder nach Ebrach, klopfe an

und bitte, daß dich die Mönche begraben bei lebendigem Leib!"

Der Blinde erhob sich und ging in den Hintergrund des Gemaches.

Mit geballten Fäusten stand der Knabe und starrte zu Boden. Dann aber warf er trotzig das Haupt zurück, strich die Locken aus der Stirn und sagte: „Zu den Mönchen? Niemals, Herr Vater!"

„Und einen Vater hast du gehabt," kam's aus dem Hintergrunde des Gemachs.

„Frau Mutter —?"

Lange wartete der Knabe auf Antwort. Verhaltenes Schluchzen kam aus dem Fenster — sonst nichts.

„Frau Mutter —?" fragte der Knabe zum zweitenmal und spähte mit angstvollen Augen hinüber.

Heftig schluchzte die Herrin; vergeblich wartete der Knabe auf Antwort.

Seine Hand tastete nach der Klinke, und mit bebender Stimme fragte er: „So bin ich verstoßen von euch?"

„Ja!" sagte der blinde Mann mit fester Stimme.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Jung-Friedel lag hinter verschlossenen Fensterläden auf seinem Bette und hatte das Antlitz in den Kissen vergraben.

Draußen ging das Leben weiter wie jeden Tag.

Reitknechte führten schwatzend ihre Pferde aus

dem Stalle; sie saßen auf, und die Eisen klapperten über das Pflaster des Hofes.

Aus der Ferne klang das helle Hämmern des Burgschmiedes.

Am Ziehbrunnen stand der Kämmerling und ließ den Holzeimer am langen Seile hinab in die Tiefe; pfeifend drehte sich die Walze, und langsam schwebte der Eimer wieder zum Lichte empor — der Eimer mit dem kalten harten Trinkwasser des gnädigen Herrn.

Im Torbogen saß der Wächter und gähnte. Ein gräflicher Bote kam herauf, gab seine Blechbüchse ab, schimpfte über das Unwetter der vergangenen Nacht und über die grundlosen Wege. Dann standen die beiden raunend beisammen, und der Bote warf zuweilen einen scheuen Blick zu den Fenstern des Palasses empor. „Ja, ja, Gevatter,“ meinte er endlich, „es ist nit alles Gold, was glänzt, und große Leut' haben große Sorgen.“ Kopfschüttelnd trat er in das Torstüblein, derweil der Wächter die Botenbüchse in die Schreibstube trug.

Ein Kameltreiber kam mit seinem Tiere vom Dorfe herauf, ein schwarzhaariges Weib trottete hinterdrein, und ein geputztes Äfflein saß auf ihrer Schulter. Wehmütig erklang die Sackpfeife im engen Schloßhof, das Äfflein sprang auf den Rücken des Kamels, stellte sich auf den Kopf und zappelte mit den Beinen. Aber schon rannte der Wächter aus dem Palas und winkte heftig ab. Jählings ver-

stummte die Sackpfeife. Ein Heller klirrte vor die Füße des Fahrenden. Er raffte ihn auf und entwich aus dem Hof.

Der Jäger kam vom Walde her, keuchte unter der Last eines Bockes und stapfte ins Küchenhaus.

Die Reitknechte kehrten auf schwitzenden Rossen heim; kreischend drehten sich die Stalltüren in ihren Angeln.

Schrill tönte endlich die Glocke am Küchenhause und rief das Gesinde zum Mittagsmahl.

Es war sehr still im Palas. Der Graf kam nicht aus seinem Gemach. Niemand erblickte die Gräfin. Der Knabe aber lag in der dunkeln Kammer und war allein mit seinen Gedanken.

So ging der Tag dahin.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Des Abends in der Dämmerung verließ der alte Kämmerling das Gemach des Grafen und schritt langsam über das Ziegelpflaster des Laubenganges. Er trug das Haupt gesenkt, und sein silberweißes, kurzgeschorenes Haar blinkte, wenn er durch den Lichtschein der Ampeln schritt. Langsam stieg der kleine Mann zur Kammer des Knaben empor, langsam und nachdenklich.

Etlichemal pochte er an die Tür, zuerst leise, dann laut. Er bekam keine Antwort. Da drückte er die Klinke herab. Die Tür war nicht verschlossen. Auf den Fußspitzen ging er zum Kamin, schlug Feuer und zündete den Wachsstock

an. Die schwache Flamme erhellte notdürftig das Gemach.

Bescheiden trat der alte Knecht vor das Bett und sagte: „Jungherr!“

Jungfriedel regte sich nicht.

Geduldig, mit gefalteten Händen, wartete der Getreue. — „Jungherr!“ sagte er endlich zum zweitenmal.

„Geh weiter, ich brauch' dich nicht!“ kam es dumpf aus den Kissen. „Geh weiter, sag' ich.“

„Verzeiht einem alten Manne, Jungherr! Hab' Euch auf meinen Armen getragen, als Ihr klein waret. Warum sollt' ich nicht an Euer Lager treten, da Ihr groß seid und Herzeleid habt?“ Er nahm einen Schemel, ließ sich am Fußende des Bettes nieder und stützte das Kinn auf die Fäuste.

„Herzeleid?“ grollte der Knabe. „Wer sagt dir, daß ich Herzeleid habe?“

Der Alte überhörte die Frage: „Jungherr, was soll's nun werden? Mir dünkt, Ihr könnt nicht immer also liegen.“

„Ich weiß schon, dich hat der Herr Vater geschickt!“ grollte der Knabe. „O — ihr —!“ Mit einem Ruck fuhr er empor und saß nun aufrecht in seinem Bett, richtete die Augen drohend auf den alten Mann und rief: „Keinem trau' ich, alle sind mir feind, alle sind falsch — laß mich — geh!“

„O Jungherr!“ Der alte Mann preßte die Hand aufs Herz. „Wenn ich Euch nur helfen könnte,

Jungherr, wie gern gäb' ich die paar Jährlein meines Lebens dran!"

„Hat dich der Herr Vater geschickt?" forschte der Knabe.

„Geschickt?" fragte der Knecht. „Nein, geschickt hat er mich nicht," sagte er bedächtig.

„Nun also!" rief der Knabe, warf sich zurück und vergrub das Gesicht.

„Geschickt? Nein," wiederholte der Kämmerling. „Aber es kann sein, daß er's weiß," setzte er vorsichtig hinzu.

„Was?" kam es dumpf aus den Kissen.

„Daß ich zu Euch heraufgestiegen bin, Jungherr."

Der Knabe richtete sich halb in die Höhe und fragte mit abgewandtem Antlitz: „Glaubst du's auch?"

„Was, Jungherr?"

„Ob du auch glaubst, was der Vater glaubt und die Mutter und all die andern?"

Der Alte schwieg.

„So rede doch!" stöhnte Jung-Friedel.

Der Alte schwieg noch eine Weile. Dann kam es zögernd von seinen Lippen: „Jungherr, ich bin seit vierzig Jahren der Knecht meines Herrn —"

„Ob du's glaubst?" schrie der Knabe.

„Was hilft's Euch, ob's der Knecht glaubt oder nicht glaubt? Und wie sollt' mir geziemen, mit Euch darüber zu reden?"

Da seufzte Jung-Friedel und legte sich auf den Rücken. „So sprich, was willst du von mir?"

Der Greis rückte seinen Schemel ein wenig näher. „Ihr wißt noch, Jungherr, wie Ihr vorzeiten auf meinen Knien geritten seid drunten am Herdfeuer in der Knechtstube? Zu dritt sind wir gesessen manchen Abend lang, wir zwei und einer, der jetzt schwerwund in Kitzingen liegt —"

„Der Eckart," murmelte Jung-Friedel.

„Ganz recht, der Eckart," nickte der Kämmerling. „Und der Eckart hat Pfeile geschnitzt, und ich hab' Geschichten erzählt, und was ich nit gewußt hab', hat der Eckart gewußt, und Ihr habt nie genug hören können und habt gefragt und gefragt, und ist eine glückselige Zeit gewesen."

Der Knabe stöhnte: „Gewesen."

„Weiß noch wie heut, und Ihr, Jungherr, wißt's auch."

„'s ist lang gewesen," brachte Jung-Friedel heraus.

„Recht habt Ihr, Jungherr, 's ist lang gewesen," nickte der Kämmerling. „Aber es ist doch einmal gewesen, und Ihr habt an manch einem Abend manch Märlein von uns gehört, und an manch einem Abend seid Ihr eingeschlafen auf meinen Knien, und ich hab' Euch endlich in Eure Kammer getragen. Und ist eine glückselige Zeit gewesen." Er schwieg. Nach einer Weile aber setzte er traurig hinzu: „Zeit! Was Zeit? Die Zeit ist immer die

gleiche, nur wir Menschen werden anders in der Zeit. Und dann sagen wir, die Zeit ist anders geworden."

Einen verstohlenen Blick warf der Alte auf den Knaben. Der lag mit geschlossenen Augen ruhig atmend auf seinem Bett. Da huschte ein zufriedenes Lächeln über das faltige Gesicht des Knechtes; er senkte den Kopf und fuhr mit raunender Stimme fort: „Und wißt Ihr noch das Märlein vom Königssohn, Jungherr?"

Der Knabe schwieg.

„Vom Königssohn?" wiederholte der Greis dringend. „Jungherr, mir dünkt, Ihr habt das Märlein vom Königssohn vergessen."

Ruhig atmend lag der Knabe, und mit murmelnder Stimme begann der Alte seine Geschichte.

Der Knabe rührte sich nicht. Als aber der Knecht ein wenig innehielt, sagte er leise: „Sprich weiter, es ist noch nicht aus!"

„Nein, Jungherr, Ihr habt recht, es ist noch nicht aus — es ist noch lange nicht aus. Alle ließen ihn im Stich, und er war auf sich allein gestellt. Hört Ihr? Auf sich allein! Da ging er mit sich zu Rate, sprach: Was soll ich tun? Soll ich auf den Turm steigen und in die Tiefe springen? Nein, sagte er und blickte empor zum Abendstern, ich tu's nicht! Denn ich will mir nicht auch Gott den Herrn zum Feinde machen und als ein Schächer in Schande dahinfahren."

„Woher weißt du, was er da alles gedacht hat?" unterbrach ihn der Knabe und öffnete die Augen.

„So hab' ich das Märlein gehört, Jungherr, und so geb' ich es weiter," murmelte der Kämmerling. „Was weiß ich? Es ist wohl nicht anders gewesen."

„So erzähle mir weiter," flüsterte der Knabe und schloß die Augen.

Da fuhr der Knecht fort: „Und also ging er nicht auf die Zinne des Turmes. Und es überkam ihn der Schlaf. Er ruhte in Frieden und hatte all das Erdenleid vergessen. Auf einmal trat ein Fremdling an sein Lager, neigte sich über ihn und sprach: Steh auf, mein Sohn, und kleide dich an, und um die Mitternacht geh aus deines Vaters Hause, geh hinaus unter die Linde, besteige das Roß und ziehe in Frieden."

Der Knabe richtete sich empor und sah nachdenklich in das gute, faltige Antlitz des Kämmerlings. Und leise fragte er: „Wohin ist seine Fahrt gegangen?"

Der Alte senkte das Haupt und faltete die Hände: „Jungherr, mir dünkt, er ist gen Morgen gezogen."

„Gen Morgen?" murmelte der Knabe.

„Ja, gen Morgen, Jungherr. Gewiß, gen Morgen. Im Sternenlichte ritt der Königssohn zwischen den Bäumen des Waldes dahin. Und wieder kam der Fremdling, schritt ihm voran über Berg und Tal, hinaus auf die Heerstraße, dem Strom zu. Die Sonne ging auf, und die Nacht

entwich. Zahllose Reiter zogen auf der gleichen Straße zum Donaustrom hinab; an ihren Mänteln aber blinkte das Kreuz. Die Rosse wieherten der Sonne entgegen, die Waffen funkelten, die Augen leuchteten, einer begann zu singen, andre fielen kampfmutig ein."

„Und was haben sie gesungen?" fragte der Knabe.

„In Gottes Namen fahren wir —!" sagte der Kämmerling, erhob sich und ging leise aus der Stube.

Nach einer Weile kam er zurück, brachte eine hellbrennende Kerze, deckte den Tisch, ging ab und zu. Endlich trat er an das Bett des Jungherrn und mahnte: „Stehet auf und esset; denn Ihr habt einen weiten Weg vor Euch!"

„Ich?" kam es zögernd von den Lippen des andern.

„Ja, Ihr, Herr," sagte der Alte mit Nachdruck. „Und habt acht auf die linke Satteltasche, da steckt der Beutel —"

„Ich will sein Geld nicht!" rief der Knabe trotzig.

Unhörbar lachte der Alte, ging hinaus und kam wieder, brachte die Reisekleider, die Lederkappe, das lederne Wams, die schweren Stiefel, das breite Schwert am schwarzen Gurt und legte alles zurecht. Und zwischenhinein sprach er raunend vom Königssohn: „Er ist klug gewesen und hat nie keinem von dem Geld im Beutel erzählt. Herrendienste hat er

gesucht, und seinen Namen hat er keinem Menschen entdeckt. Als ein Knecht ist er geritten, und als ein Held hat er gekämpft."

„Erzähl mir das Märlein zu Ende!" bat der Knabe.

„Das Märlein ist aus," antwortete der Knecht in Demut.

„Und was ist endlich geworden aus ihm?" fragte der Knabe dringend.

Unhörbar lachte der treue Mann: „Ist mir's doch, als säßet Ihr noch wie vorzeiten, Jungherr, drunten am Herd auf meinen Knien. Wie kann ich das Allerletzte wissen von all den unzähligen Märlein? Ich kann nur sagen, was ich glaube — nicht, was ich weiß."

„Und was glaubst du?" fragte der Knabe.

„Daß er gut gefahren ist, wenn —"

„Wenn?"

„— wenn er in Gottes Namen gefahren ist — — so oder so," antwortete der Alte mit Nachdruck.

„Es wird nie mehr gut werden!" stöhnte Jung-Friedel und warf sich in die Kissen zurück.

„Herr," sagte der Knecht, „ich habe siebzig Winter gesehen. Ich weiß, daß die Sonne gar oft hinter Wolken verschwindet, ich weiß, daß sie alle Abende ins Meer sinkt, und ich weiß, daß sie doch wieder hervorkommt zu ihrer Zeit. Und das ist wahr und muß wahr bleiben — und dennoch vergessen's die Menschen immer wieder und wieder." Und damit ging er aus der Kammer.

Jung-Friedel stand auf und begann sich zur Reise zu rüsten. Er grollte mit seinem Vater und zürnte mit seiner Mutter; er ballte die Faust gegen die Decke der Kammer.

Da traf ihn gleich einem Blitz die taghelle, die unentrinnbare Erkenntnis: Und wenn wir uns für schuldlos hielten wie ungeborene Kinder — es ist doch alles Schuld und Sühne in unserm Leben und Schicksal.

Da löschte er das Licht aus, setzte sich ans Fenster und rang mit seinen Gedanken.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Um dieselbe Zeit begab sich die alte Kunne ins Gemach der Gräfin, nahm das Staubtuch und bebegann eine Truhe abzureiben. Und nach einer Weile hub sie an: „Das ist noch nie gewesen und kann einem sein Herz abstoßen.“

Regungslos saß die Gräfin in ihrem Fenster.

„Fünfe hat ihm der Tod geholt,“ fuhr die Gürtelmagd fort, „der sechste ist zum Krüppel gehauen, und der siebente — den jagt er aus dem Vaterhaus ins Elend.“

Ein tiefer Seufzer kam aus dem Fenster.

Da stand die Magd auf, stellte sich mit geballten Fäusten vor die Truhe und sah mit funkelnden Augen hinüber ins Fenster: „Den jagt er aus dem Haus, und die leibliche Mutter guckt zu.“

„Kunne!“ zürnte die Gräfin.

Da wandte sich die Alte, kniete vor der Truhe

nieder, hob den schweren Deckel, kramte in der Tiefe und füllte ihre Schürze. Und mit hastigen Schritten kam sie über die Stube gegangen, stellte sich vor die Herrin und legte ihr eines nach dem andern in den Schoß: ein seidenes Halstuch, ein Paar lederne Schühlein, eine Kinderklapper, ein Knabenmützlein, ein hölzernes Pferdchen. Und jedesmal sagte sie: „Kennt Ihr's noch? Wißt Ihr's noch?"

Ein Zucken ging über das vergrämte Antlitz der Herrin, Tränen tropften in ihren Schoß, auf die kleinen, lieblichen Andenken. Aber sie schwieg.

Da murrte die alte Magd Unverständliches, erhob sich, ging zurück an die Truhe, packte alles wieder hinein, schloß den Deckel und sagte hörbar: „Was hilft Euch das Weinen?"

„Wie kann ich wider meinen Herrn, wenn er befohlen hat?" sagte die Gräfin, als spräche sie zu sich selbst.

Zornig rieb die Magd an ihrer Truhe und murmelte, als spräche sie zu sich selbst: „Wie kann ich wider meinen Herrn —!"

Eine Zeitlang blieb sie und wartete, ob die Gräfin noch etwas sage. Dann erhob sie sich und ging aus der Türe.

*

Nacht war's, und in tiefem Frieden lag die Burg. Zuweilen schlug ein Roß im Stalle, zuweilen kreischte eine Katze im Gärtlein. Nur im Gemache des alten Herrn brannten die Kerzen, und durch

die Ladenritzen drang der Lichtschein hinaus in die Dunkelheit.

Alle Kerzen des Kronleuchters brannten, alle Truhen an den Wänden standen offen, und in seinem Stuhle saß der Blinde. Eine schwarze Mütze bedeckte seinen Scheitel, die geflochtenen Strähnen seines Haupthaares hingen auf Schultern und Brust herab und er hielt Zwiesprache mit alten Zeiten, die emporstiegen aus den weitgeöffneten Rachen der Truhen.

Leise kramte der Kleriker in den Truhen und brachte dem Herrn, was dieser begehrte.

„Alte Schätze muß man im Kerzenlichte beschauen," sagte der Blinde und streichelte einen zerschlissenen Schleier, der auf seinen Knien lag. „Du lächelst, Andächtiger? O, ich weiß, was du meinst. Dir kann's gleich sein, Graf Friedrich, ob nun die Sonne scheint oder die Kerzen leuchten. — Torheit! Ich weiß die Nacht und ich kenne den Tag, ich fühle das Licht und ich trage die Finsternis gleich sehenden Leuten."

Er hob den Schleier und legte ihn an seine Wange. „Es tut mir wohl, in den Truhen zu wühlen. Die alte Zeit schläft in ihren Tiefen. Der da ward vor einem halben Jahrhundert gewoben, und hinter Akkon hab' ich ihn an meiner Lanze getragen. Nimm — leg ihn zurück! Wer wird dereinst nach meinen Tagen das alles wissen von ihm?"

Geräuschlos kam der Kleriker und holte den Schleier.

„Ich muß mich flüchten aus meiner Trübsal,“ murmelte der Greis.

„Zu denen, die überwunden haben,“ antwortete der Pfaffe.

„Überwunden,“ wiederholte der Blinde; „wohl dem, der überwunden hat!“

„Wohl dem, der mit Frieden zu weilen vermag in seiner Vergangenheit,“ sprach der Kleriker.

„Bring mir die Stammtafel!“ befahl der Blinde.

Da brachte der Andächtige die Pergamentrolle, zog sie auseinander und legte sie auf den Schoß des Herrn.

„Lies mir die Namen!“

Gehorsam griff der Kleriker nach dem Pergamente.

„Nein, lies die Namen heute nicht!“ rief der Alte und hielt die Rolle fest. „Was sind Namen? Gleitende Schatten an weißen Wänden. Hast du die Kreuzlein über die Namen der Toten gemalt?“

„Ja, Herr.“

„Wie viele Kreuzlein?“ fragte der Alte.

„Fünf Kreuzlein, Herr.“

„Male zum sechsten Namen das sechste Kreuz — hörst du, Andächtiger?“

„Morgen, Herr, wenn Ihr befehlt,“ antwortete der Kaplan mit leiser Stimme.

„Leg die Rolle zurück und bring mir das Schwert," sagte der Graf.

Da hob der Pfaffe ein seidenes Bündel aus der Truhe und befreite das uralte Kurzschwert aus seiner Umhüllung.

„Und den Adler!" befahl der Blinde. „Schwert und Adler gehören zusammen; mit dem Schwert hat der Urahn den Adler gewonnen."

Da brachte der Pfaffe den römischen Adler und legte ihn dem Herrn auf den Schoß.

Prüfend fuhren die Finger des Greises über den scharfen Schnabel und die starren, flugbereiten Schwingen des goldenen Feldzeichens und betasteten die Bruchstelle des Eschenschaftes. Dann fragte er: „Und wann, Andächtiger, mag's wohl gewesen sein?"

„Vor vielen hundert Jahren, Herr, vielleicht vor tausend Jahren."

„Sind tapfere Leute gewesen, die Ahnen," sagte der Greis nach einer Weile.

„Und auch die Urenkel wissen noch heute mit Ehren zu sterben," sprach der Kaplan.

In sich zusammengesunken saß der Alte. Seine Hände verschlangen sich über dem Schwerte, eine Träne rann aus den erloschenen Augen und tropfte herab auf den Stahl. Mit trübem Lächeln murmelte er: „Vor dir, Andächtiger, muß ich mich meiner Tränen nicht schämen —?"

Der Kleriker ließ sich zu Füßen des Blinden auf

den Schemel nieder und sagte: „Nein, Herr, gewiß nicht."

„Vor meinem Weibe möcht' ich nicht weinen," fuhr der Greis fort. „Es taugt nichts, wenn einer weint vor seinem Weibe. Weiber müssen glauben, daß richtige Männer gar nicht weinen können. Vor dir darf ich weinen — dir muß ich ja doch auch meine Sünden bekennen — nicht?"

„Euerm himmlischen Vater durch mich," belehrte der Kleriker.

„Ich will mich aus meiner Trübsal flüchten zu denen, die überwunden haben," murmelte der Blinde.

„Und in weißen Kleidern stehen vor Christus dem Herrn," ergänzte der Kaplan. „Wohl dem, der mit Frieden zu weilen vermag in seiner Vergangenheit," wiederholte er nachdrücklich. „Denn endlich wird er immer allein sein," setzte er leise hinzu.

„Wie meinst du das?" fragte der Alte.

„Die Helfer zum Recht und die Genossen im Unrecht fahren mit der Zeit und verwehen wie Spreu in der Zeit. Ein jeder aber wird endlich allein stehen."

„Wie meinst du das?" fragte der Alte und rückte hin und her auf seinem Stuhle.

„Alle Erdendinge bleiben wie sie sind, Herr. Nur wir sehen sie heute im Lichte, morgen im Schatten. Wer aber weiß, ob nicht morgen schon die Lichter anders fallen wie heute?"

„Wie meinst du das?“ fragte der Alte zum dritten Male.

Demütig senkte der Kleriker das Haupt: „Vergebt mir, o Herr, in Gnaden. Wenn die Lichter anders fallen, ändert sich die Gestalt der irdischen Dinge. Vergebt, Herr — werdet Ihr Euern Jüngsten verstoßen?“

„Leg den Adler und das Schwert in die Truhe zurück!“ befahl der Greis mit rauher Stimme. „Was weiß ich vom Lichte? Du Tor!“

Gehorsam erhob sich der Kleriker und nahm das Feldzeichen samt der Waffe vom Schoße des Herrn. „Ich habe von irdischen Dingen gesprochen — aber nicht vom irdischen Lichte,“ murmelte er.

„Und was geht's dich an?“ grollte der Blinde.

Da schloß der Pfaffe die Truhe, kam zurück, trat vor den Herrn, schob die Hände kreuzweise in die Ärmel seines Gewandes, neigte das Haupt und sagte leise: „Mich nichts, wohl aber Eure Seele, Herr!“

„Meine Seele?“ murmelte der Alte und lehnte sich zurück.

„Eure Seele, Herr! Gar manches wird Euch groß erscheinen zu seiner Zeit, was Ihr heute gering achtet, und an manchem werdet Ihr schwer tragen, wenn Ihr einst wartet aufs Urteil.“

Lange schwieg der Greis. Dann sagte er hoheitsvoll: „Den Friedel —? Du verstehst das noch weniger als ein Weib, Andächtiger.“

Flüsternd antwortete der Kleriker: „Mag sein, Herr. Aber wozu lasset Ihr mir meinen Unterhalt reichen, wenn ich Euch nimmer warnen soll?“

„Schließ alle Truhen!“

„Sie sind geschlossen.“

„Lösch die Lichter aus und führ mich an mein Schlafgemach, Andächtiger.“

*

Es war Mitternacht, und die Deichsel des Himmelswagens funkelte über dem engen Schloßhofe.

Reisefertig lehnte Jung-Friedel im Fenster und lauschte.

Die kleine Gestalt des Kämmerlings bewegte sich die Freitreppe vom Palas herab und glitt geräuschlos über den Hof. Die Stalltür pfiff, Rosse sprangen schnaubend mit dumpfem Gepolter in die Höhe, Ketten klirrten. Und nach einer Weile pfiff die Stalltür abermals. Der Kleine führte ein Pferd heraus, über den Hof, in die finstere Torhalle. Die Tür des Pförtners knarrte, Schlüssel rasselten, Riegel knirschten.

Da schlug Jung-Friedel den Mantel um die Schultern, löschte die Kerze und verließ das Haus seiner Väter.

Im Hofe wandte er sich und sah noch einmal empor zu den Fenstern des Palasses. Die weißen Säulen des Laubenganges blinkten im Scheine der

Sterne, geschlossene Läden und dunkle Fensterhöhlen starrten auf den Knaben hernieder. Nur an einem Fenster glitzerten runde Glasscheibchen im Sternenlichte — und Jung-Friedel kannte das Fenster gar wohl.

Mit gesenktem Haupte ging er über das Pflaster in den hallenden Torweg.

Nahe der Grafenlinde stand der Kämmerling, und neben ihm raufte das Pferd hörbar das Gras am Wegraine. Schwarz und massig ragte der große Baum zum Sternenhimmel empor.

„Den Rusche —?" stieß der Knabe verwundert heraus und klopfte fast zaghaft den Hals des Pferdes.

Wortlos stemmte sich der Kämmerling gegen den Sattel und hielt den Steigbügel. Jung-Friedel schwang sich aufs Pferd; der Greis aber sank ins Knie und küßte wortlos den Saum seines Mantels.

Mit wehmütigem Lächeln bog sich der Knabe herab zum Freunde seiner Kindheit und streichelte den silberweißen Scheitel.

Schluchzend brachte der Kämmerling hervor: „Gott halt Euch, Jungherr, alles wird gut. Und die Frau Mutter läßt Euch grüßen."

„Die Mutter —?" Jung-Friedel besann sich. „So grüß mir" — er stockte — „grüß mir die Mutter! aber Dann nahm er das Pferd zusammen und ritt zwischen die Palisaden.

Zwei Rüden fuhren ihm winselnd entgegen

und umsprangen sein Pferd. Eine schlanke, dunkle Gestalt kam auf dem Fahrweg heran.

„Richiza —!" Der Knabe schwang sich vom Pferde.

„Friedel —!" flüsterte das Kind und streckte ihm die Hand entgegen. Und wedelnd kamen die Rüden und schoben ihre großen Köpfe zwischen die beiden und rieben sich an ihren Knien.

„Bist du's wirklich?" fragte der Knabe, als könnt' er's noch gar nicht begreifen.

„Stripp, leg dich, kusch, Bracka!" befahl Richiza. Und gehorsam streckten sich die großen Tiere abseits in den feuchten Sand.

Unschlüssig stand Jung-Friedel und sah forschend auf ihr bleiches Gesicht.

„Richiza!" stieß er nach einer Weile heraus, „bist du, bist du auch wie die andern — — glaubst du's auch?"

Sie stand mit gefalteten Händen, ihre Brust hob und senkte sich, große Tränen tropften auf ihr schimmerndes Gewand und ganz leise antwortete sie: „O Friedel — ich?"

„Ei, das ist gut," meinte er; „denn höre, wenn du mich nun auch so" — er ballte zornig die freie Hand — „so mitleidig wie die andern angesehen hättest, dann wärst du mir besser nicht in den Weg gelaufen."

„O Friedel, wo ich doch selber schuld hab' an all dem Unglück?" Sie preßte die Hände vors Gesicht und schluchzte laut auf.

„Du —?“ fragte er verwundert.

„Ja, ich!“ rief sie schluchzend und wandte das Gesicht zur Seite. „Komm, Friedel, führe du dein Pferd und laß mich da herüben gehen — so — das Pferd muß zwischen uns sein, und du darfst mich auch nicht ansehen, wenn ich rede. Und jetzt geschwind, damit ich wieder schlafen kann! Und wenn ich fertig bin, dann schilt mich, dann schlag mich — es ist mir alles recht.“

Und so gingen sie langsam auf dem sternenhellen Fahrweg zwischen den hohen Palisaden unter dem Schlosse hin. Das Pferd schritt zwischen ihnen, hinterdrein tappten bedächtig die Hunde Bracka und Stripp.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Jetzt ist's heraußen, und jetzt mach mit mir, was du willst!“ sagte sie leise und blieb stehen.

Da hielt er das Pferd an, schlang den Zügel um den Arm und kam auf die andre Seite.

„Chizzi —!“

„Schlag mich, mach geschwind — ich hab's verdient — aber geschwind!“ Sie stand mit gesenktem Haupte und gefalteten Händen und zitterte heftig.

„Das Heiltum ist schuld gewesen?“ fragte er. „Das Heiltum, meinst du?“

„Ja freilich — was denn sonst?“

„Und vorn an der Brust war's eingenäht?“

„Zuerst gestohlen und dann eingenäht, der heidnische Greuel,“ klagte sie und begann aufs neue zu

schluchzen. „O, ich weiß wohl, was der selige Lutz von dem Steinlein gesagt hat!“

„Da hat also die Frau Mutter ein leeres Bäuschlein an die Fahne geheftet?“ sagte er nachdenklich.

„Ach, heilige Jungfrau, und dir hat's Unheil gebracht!“ klagte sie.

„Chizzi — horch!“ Er lachte. „Für mich hast du's dem Vater —“

„— gestohlen!“ unterbrach sie ihn und stampfte.

„— und meinem Bruder Heinz hat die Nunne das Heiltum ans Hemde genäht.“

„Dem Heinz —?“

„Jawohl, Chizzi, dem Heinz. Gott hab' ihn selig, ich seh' ihn noch, wie er das Bäuschlein findet am Morgen vor der Ausfahrt und wie er zornig schreit: ‚Das hat mir über Nacht die Drud getan‘ —“

„O Friedel —!“

— „und nimmt den Dolch, schneidet das Bäuschlein ab, spießt's an, trägt's ins Fenster und wirft's hinaus in den Graben —“

Mit offenem Munde, mit gefalteten Händen stand das Fräulein und starrte ihn an, atmete tief auf und stammelte: „Dann seid ihr ohne das Heiltum geritten?“

„Heiltum — was Heiltum, Chizzi?“

„Vielleicht ist's doch ein Heiltum gewesen, Friedel?“ sagte sie angstvoll.

„In Gottes Namen sind wir gefahren, Chizzi,“

antwortete er mit Ernst, wie vorher der Kämmerling. „Und doch ist's bös gegangen."

Sie schwiegen. Das Pferd aber kam einen Schritt näher und rieb die Nase am Wams des Jungherrn.

„O, läg' ich drunten bei den Brüdern!" begann er zu klagen. „Chizzi — kannst du dir's denken? Verschlafen hab' ich den heißen Tag — verschlafen!"

„O ja, Friedel," meinte sie eifrig; „schau, hab' ich doch auch schon so manchen hellen Morgen verschlafen."

„O Chizzi —!" Er lachte. „Das ist doch zweierlei."

„Friedel —?" Sie stockte und wandte das Köpflein zur Seite.

„Sag's nur heraus, Chizzi!"

„Friedel, hast du vielleicht einen —"

„— einen Rausch gehabt, Chizzi?"

Ernsthaft nickte das Kind.

Er schüttelte das Haupt. „Ich habe mich gehalten, wie sich's geziemt vor der Schlacht. Einen einzigen Becher Wein habe ich getrunken, und den hat mir der Tannhauser gegeben."

„Der Tannhauser?" Sie schüttelte sich.

„Nun ja, der Tannhauser," sagte er; „denn mir ist übel gewesen. Aber was hast du denn, Chizzi?"

„Der Tannhauser, Friedel?" sagte sie zum zweiten Male.

„Der Hund!" murrte der Knabe. „Und weißt

du, Chizzi, was mich am meisten grämt? Die andern hat er verraten, und gegen mich ist er so freundlich gewesen."

— — — — — — — — — — — — — — —

„Sie schicken dich fort, Friedel?" fragte sie nach einer Weile.

„Sie jagen mich aus dem Hause, Chizzi. Aber es ist gut so, ich gehe gerne. Ich — ich" — er schluckte — „ich möchte nun gar nimmer bleiben."

Sie schlug die Hände vors Gesicht und weinte.

„Und wohin gehst du denn, Friedel?"

„Ich weiß nicht, Chizzi. Aber ich will nun ohne die andern fahren in Gottes Namen zum zweiten Male."

Sie schluchzte heftig.

Unbeholfen streichelte er mit der freien Hand ihre kalten Finger. „Tut's dir leid, Chizzi?"

Heftig nickte sie.

„Und wenn sie nun schlecht reden von mir, Chizzi, wenn sie spotten über mich, die Knechte, die Gäste?"

Sie ließ die Hände sinken und rief schluchzend: „Dann kratz' ich ihnen die Augen aus!"

Da legte er den Arm um ihre Schulter und zog sie nahe an sich. Sie aber ließ es geschehen.

„Du wirst also zuweilen an mich denken, Chizzi?"

Sie zitterte und schmiegte das Haupt an seine Brust und hauchte: „Immer, Friedel, immer."

„O Chizzi —!" Er neigte sich herab und küßte

die weiße Stirn. Richiza hob das verweinte Gesicht und sah ihn glückselig an. Da neigte er sich noch tiefer und küßte den zuckenden Mund.

„Wohin — Friedel?“ fragte sie zum zweitenmal.

„Weiß nicht, Chizzi. Fort in die Welt, weit, weit fort.“

„O Friedel, mir ist so wehe!“

„Ich will wiederkommen, Chizzi.“

„Wann, Friedel?“

Er küßte sie. „Wenn — wenn ich mit Ehren kommen kann,“ sagte er und zog die Brauen zusammen. „Und dann, Chizzi, dann — — willst du warten auf mich?“

Sie löste sich aus seinem Arme, sie trat zurück, sie faltete die Hände unter der Brust und sagte laut und fest mit ihrer tiefen Kinderstimme: „Bis in den Tod will ich warten auf dich.“ Und hastig löste sie ein blausamtenes Band aus ihrem Haare und reichte es ihm hin.

Er lächelte glückselig hinüber zu ihr und nahm das Band.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Wächter des Außentores öffnete die schweren eichenen Flügel, schloß sie hinter dem Verstoßenen und schob die starken Bohlen vor. Jung-Friedel ritt durch den schweigenden Wald.

Der Morgen graute.

Die Sonne kam empor.

Der Tag wuchs.

Jung-Friedel ritt durch wohlbekannte Walddörfer.

Die blonden Kindlein spielten auf den Gassen, spielten die Spiele seiner eignen Jugend.

Ein Tag reihte sich an den andern. Jung-Friedel ritt im fremden Lande, fremde, dunkle Kinder spielten am Wegrande, eine fremde Sprache schlug an seine Ohren, und er kannte die fremden Spiele nicht mehr.

Aber mit ihm zog das Bild der Geliebten und das Wort ihres Abschiedes. Das reine Bild schwebte vor ihm her, schwebte hoch über dem Staub und Schmutz der Straße und gab ihm Kraft in seiner Schwäche, Mut in seiner Verzagtheit. Und wenn die Fiedeln zum Tanze lockten, wenn die Hörner zur Schlacht riefen, klang im Grunde seines Herzens das verheißungsvolle, das kindliche und doch so starke: Bis in den Tod will ich warten auf dich!

Neunzehntes Kapitel

Nach diesen Tagen kam die Äbtissin — jene Andächtige, die den Grafen Rupert gepflegt hatte — vor das Tor der Burgfeste Castell.

Der Kämmerling meldete der Gräfin den Gast. Da stieg sie die Freitreppe hinunter, ging ihr mit ausgestreckten Händen entgegen, gab den Willkommkuß auf Wangen und Augen und begann leise zu schluchzen.

Zärtlich drückte die andächtige Frau die Hand der Muhme, und Hand in Hand stiegen sie die Treppe empor.

„Vergib, wenn ich dich weinend empfange," sagte Frau Imma.

„Ich habe nichts zu vergeben," kam die Antwort zurück.

„Es ist zum erstenmal, daß ich dich wiedersehe," flüsterte die Gräfin schluchzend und öffnete die Tür ihrer Stube.

Statt aller Antwort breitete die ehrwürdige Frau die Arme aus und schloß die Muhme darein. Dann ging sie über die Schwelle und sagte: „Ich konnte dir meinen Anblick doch nicht ersparen."

„Ich will dir Wasser bringen lassen," sprach die Gräfin und löste den Rosenkranz, der den Mantel der Äbtissin zusammenhielt.

„Ich brauche kein Wasser," sagte diese.

„Du wirst ruhen wollen nach dem Ritt," meinte Frau Imma; „hier ist ein Spannbett, strecke dich aus."

„Ich bedarf der Ruhe nicht." Die andächtige Frau lächelte wehmütig.

Das Kind Richiza kam herein, sah die Fremde, knickste und wollte wieder aus der Stube. Aber die Äbtissin zog das Kind an die Brust, hielt es dann mit beiden Armen von sich und staunte, wie sehr es gewachsen sei. Richiza wurde rot und sprach kein Wort. Unschlüssig stand sie neben der Fremden.

Dann huschte sie ins Fenster, setzte sich und begann zu sticken.

„Mein Zelter geht lind wie eine Wiege, und es gibt Leute, die mühseliger durchs Land reisen als unsereiner," sagte die Andächtige. Sie setzte sich auf das Spannbett und nötigte die Gräfin an ihre Seite. „Ich habe vorhin auf der Straße hinter Wiesenbronn ein Weib gesehen, das zog einen Karren, und auf dem Karren lag der kranke Mann mit zween Kindlein. Muhme, da hab' ich mich sehr geschämt."

„Kommen sie herauf nach Castell?" fragte die Gräfin müde. „Dann will ich sie herbergen."

Die Äbtissin schüttelte das Haupt. „Sie sind gegen Rüdenhausen gefahren. Ich aber auf meinem Pferde, das wie eine Wiege geht, habe mich bitter geschämt."

Die Gräfin schwieg, und halblaut fuhr die Äbtissin fort: „Die Welt ist voll Jammers — wir aber gehen und reiten vorüber wie Priester und Levit an dem, der unter die Mörder gefallen ist."

„Wo ich Not sehe und vermag sie zu lindern, entziehe ich mich niemals der Pflicht," sagte die Gräfin bescheiden.

„Niemals?" fragte die Andächtige und griff nach der Hand der Muhme.

„Mit Wissen niemals."

„Recht so! Wer im Unglück ist und will sein Leben ertragen, der gehe hin und suche fremde

Wunden zu heilen. Und so bin ich nicht vergebens zu dir gekommen herauf nach Castell."

„Rede, ich höre," sagte die Gräfin und blickte auf die Muhme.

„Hast du schon geopfert für deine toten Söhne?" fragte diese.

Wieder flossen die Tränen der Gräfin: „Mein Herr hat den Andächtigen im Kloster Schwarzach Weinberge geschenkt zum ewigen Gedächtnis, und Totentage gestiftet, wie sich's gebührt, und deinem Kloster —" Sie stockte.

„Den Wald, ich weiß," half ihr die Äbtissin. „Dir aber war's bitter leid um den schönen Wald und um die guten Weinberge?"

„Ich verstehe dich nicht."

„Es kam dich hart an, die Weinberge den Brüdern und uns Frauen den Wald zu lassen?"

„Ich weiß nicht, ob ich Weinberge und Wald je mit meinen Augen gesehen habe," sagte die Gräfin verwundert.

Nachdenklich nickte die Äbtissin.

Mit stockender Stimme fuhr die Gräfin fort: „Unserm Heiligen in der Kirche hier zu Castell habe ich nach der Beisetzung — sechs" — sie wurde rot, besann sich und vollendete ihre Rede — „sechs schwergoldene Ketten geopfert."

„Geopfert?" wiederholte die Äbtissin und sah freundlich auf die abgehärmte Frau. „Und es ist dir bitter leid um die goldenen Ketten gewesen?"

Verächtlich rief die Gräfin: „Wann sollte ich mich jemals wieder schmücken mit Gold und Edelsteinen?"

Nachdenklich nickte die Äbtissin und schwieg.

Nach einer Weile begann die Gräfin abermals mit einem fast ängstlichen Seitenblick: „Und alle — alle Wochen — an jenem Unglückstage — lasse ich die Armen weit und breit speisen und tränken."

Freundlich sah der Gast auf die Gebeugte: „Du selbst aber entziehst dir gewißlich Speise und Trank an diesem Tage?"

Müde lächelte die Gräfin: „Es ist mir kein Opfer, an diesem und andern Tagen zu fasten."

Da schlang die Äbtissin den Arm um ihren Nacken, streichelte ihre Wange und raunte: „Sag an, was hast du ihnen dann eigentlich geopfert? Weinberge, die du kaum jemals gesehen, Goldketten, die du keines Blickes würdigst, und Speise und Trank, deren du selbst nicht bedarfst?"

Verwundert hauchte die Gräfin vor sich hin: „Und was sollte ich noch opfern für meine Söhne?"

Die Äbtissin zog sie noch näher an sich und sagte mit Ernst: „Den Tannhauser."

Da fuhr die Gräfin zurück und machte sich mit Ungestüm frei aus den Armen der Andächtigen, stand auf, suchte mit bebenden Lippen nach dem rechten Wort und murmelte endlich: „Was kümmert's mich? Sag's meinem Herrn!"

Auch die Äbtissin hatte sich erhoben, stand nun

mit gefalteten Händen vor ihrer Muhme und begann den Kampf: „Opfere deinen Söhnen und ihrem Seelenheile den Tannhauser!“ Und starr sahen ihre großen schwarzen Augen auf das Antlitz der andern.

Mit geballten Fäusten stand die unglückliche Mutter und blickte zu Boden.

Richiza ließ die Nadel sinken und sah mit offenem Mund auf die Frauen herüber.

Die Äbtissin aber begann halblaut und schmeichelnd: „Der Tannhauser hat ein Weib und vierzehn Kinder —“

„Was kümmert's mich? Sag's meinem Herrn!“ murmelte die Gräfin zum zweitenmal.

Da sprach die Andächtige mit harter Stimme: „Wo ich Not sehe und vermag sie zu lindern, entziehe ich mich niemals der Pflicht.“ Sie schwieg und ließ die Gräfin nicht aus den Augen. Dann wiederholte sie: „Niemals!“

Die Gräfin stöhnte: „Sag's meinem Herrn!“

„Nein,“ antwortete die Äbtissin, „jetzt spreche ich mit dir.“ Und sie trat einen Schritt näher und flüsterte eindringlich: „Vergib mir, daß ich die Wunde anrühre. Er hat seinen Eid gebrochen, er hat Treue geheuchelt und hat Verrat gesponnen, er hat euch unsäglichen Schaden zugefügt an Leuten, Hab und Gut, er hat“ — sie hielt inne, und wimmernd bedeckte die Gräfin das Antlitz mit den Händen — „er hat Euch die herrlichen Söhne ins Verderben gelockt.“

Laut auf schluchzte die Gräfin, doch unbeirrt handelte die Andächtige: „Wachend und schlafend siehst du hinter deinen toten Kindern, siehst du hinter deinem verkrüppelten Sohn den Ruchlosen, der euch den Frieden geraubt hat.“ Wieder hielt sie inne, griff mit beiden Händen nach den Händen der Gräfin und zog sie ihr sanft von den Augen. „Es war eine Mutter, die steht so hoch über uns wie der Himmel über dem Erdreich, und diese Mutter hatte einen Sohn, der steht so hoch über dem Himmel wie Gott Vater selbst. Und sie nahmen ihr den heiligen Sohn und schlugen ihn ans Kreuz. Sie stand unter dem Sterbenden und kein Mensch weiß, was sie dachte. Gleich Schwertern fuhr der Schmerz in ihre Seele, aber der Mund blieb stumm. Da öffnete der Heilige ihr zu Häupten die Lippen und sprach: ‚Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!‘ Glaubst du, daß sie noch hassen konnte nach diesem Wort?“ Die Äbtissin zog die Unglückliche an sich, herzte sie und sprach: „Du bist die Mutter, und als Mutter darfst du ihn hassen, und ich fühle, wie du zitterst in meinen Armen und wie sehr du ihn hassest. Und dein Haß ist dein liebstes Kleinod, dein Haß ist dir teurer als viele Weinberge und große Wälder, als goldene Spangen und Ketten, und wenn du fastest, so bleibt doch der Haß deine liebste Speise, die du Tag und Nacht in dich frissest. Und wenn du auch den Tannhauser keines Blickes würdigest, du zählst doch im geheimen die

Tage, bis sie ihn mit Geschrei hinausschleifen zum Richtplatz — das alles darfst du als Mutter — hörst du? Als Mutter! Aber der Sohn jener Mutter, von dem wir alle den Namen haben, gebietet dir: Liebe deinen Feind."

„Ich kann nicht!" stöhnte die Gräfin.

„Sollst du auch nicht sogleich und auf einmal," raunte die Andächtige. „Christus der Herr verlangt nicht, daß du den Gipfel des Berges im Fluge nehmest — fein schrittweise sollst du emporklimmen. Und so sage ich dir im Namen Gottes, um Christi Blut willen, nimm die Haue und schlage die erste Stufe in den Felsen, opfere deinem und deiner Söhne Seelenheil deinen Haß."

Mit bebenden Lippen und großen Augen stand die Gräfin und stieß hervor: „Um Christi Blut willen? — Ei ja doch, ich will ja!"

„Opfere deinen Haß und bitte den Todfeind deines Hauses frei, und ich sage dir, du wirst ihn anschauen mit frohen Augen und wirst dich lieben in deinem Opfer und allgemach dein Opfer in ihm, und zuletzt könnte es wohl kommen, daß du ihn selbst —"

„Niemals!" rief die Gräfin und streckte voller Entsetzen die Arme aus. „Glaubst du wirklich, daß — ich dieses Opfer zu bringen vermöchte?" fragte sie mit gebrochener Stimme.

„Vermöchte?" Die Äbtissin lächelte. „Du willst ja gar nichts andres mehr, du fändest ja keinen

Frieden, nicht hier und nicht dort — gewiß, Liebste, du kannst und du mußt!"

„Da" — die Gräfin zog den Gast ins Fenster, stieß den Flügel auf und wies hinab in den Hof — „da drunten haben sie Abschied genommen, und er ist mitten unter ihnen gewesen!" Sie schluchzte.

„Recht so, recht so," raunte die Äbtissin und trat zurück in die Stube, ging ins andre Fenster zum Kinde Richiza und betrachtete die Stickerei. „Herze ihn noch einmal, deinen Haß, noch einmal und ein letztes Mal, und dann greif zu mit beiden Händen, reiß die böse Pflanze aus mit all ihren Wurzeln und wirf sie ins Feuer. Und ich sage dir, von deinen Weinbergen und von deinen Spangen und Ketten und von deinen Armenspeisungen ist nichts hinaufgekommen über die Wolken. Aber der Rauch deines geopferten Hasses wird emporsteigen und wird umwallen den Thron des Allmächtigen als wohlgefälliges Opfer, als das größte Totenopfer für deine erschlagenen Söhne."

Sie streichelte den Scheitel des zitternden Kindes, ging zur Gräfin und nahm ihre Hand: „Und jetzt wollen wir gehen und beten!"

Willenlos folgte die Herrin dem Gast in die Kapelle.

Stundenlang knieten die beiden in dem kühlen Raum, jede an ihrem Orte. Ganz gedämpft drang der Lärm des Lebens herein zwischen die dicken Säulchen; gebrochen kam das Licht des Tages herab

durch die glühende Pracht der gemalten Fenster des Chörleins.

Endlich stand die Äbtissin auf und sagte freundlich: „Komm!“

Mühsam erhob sich auch die Gräfin. „Meine Knie schmerzen mich,“ murmelte sie.

„Komm, nun wollen wir zu deinem Herrn gehen!“ sagte die Äbtissin.

„Da — da, wo du stehst, ist der Tannhauser gestanden, da hab' ich für meine Kinder gebeten, da hat er das Knie gebeugt und hat mir höfisch die Hand geküßt,“ raunte die Gräfin und starrte auf die Steinplatten, als sähe sie die Fußspuren des Verräters.

„Mit deinem Hasse bist du ja fertig,“ sagte die Andächtige in herrischem Tone und wandte sich dem Ausgang zu. „Komm, wir müssen nun zu deinem Gemahl!“

Die Gräfin raffte ihr Kleid und sprach mit Anstrengung: „Jawohl, ich will — ich muß nun reden mit meinem Herrn.“

Hintereinander gingen die beiden die Wendeltreppe empor. Auf der letzten Stufe wandte sich die Gräfin und legte nachdenklich die Hand an die Stirn.

„Vorwärts!“ raunte die Äbtissin.

Da sagte Frau Imma zaghaft: „Ich, ja, ich —! Aber wie könntest du sprechen mit ihm?“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Andächtige ging in die Stube Frau Immas.

Da kam Richiza aus dem Fenster und richtete die großen Augen zaghaft auf die gestrenge Frau.

„Was willst du, liebes Kind?"

„Wie habt Ihr vorhin gesagt — wer im Unglück ist und will sein Leben ertragen —"

„Der gehe hin und suche fremde Wunden zu heilen!" ergänzte die Äbtissin freundlich.

„Das Weib des Tannhausers leidet Not?" fragte Richiza schüchtern.

„Sie ist vertrieben aus ihrer Heimat. Ich habe sie zu mir nach Kitzingen genommen; denn wir sind von den Großeltern her versippt. Kann nur leider nicht viel für sie tun, und sie wird sich mit ihren vierzehn Kindern kaum des Hungers erwehren, wenn ihr nicht Hilfe wird, meine Tochter."

Richiza griff in die Tasche und sagte halblaut, mit abgewandtem Gesichtlein: „Ich — ich will mein Leben ertragen!"

„Ei, bist du denn im Unglück, mein Kind?"

„Und wer ist jetzt glücklich auf Castell?" flüsterte Richiza, zog eine goldene Kette aus dem Gewand und hielt sie der Andächtigen hin.

Zögernd nahm diese das Geschmeide und wog es nachdenklich in der Hand: „Was soll ich mit der schweren Kette, Richiza?"

„Gebt sie dem Weib und den Kindern!" sagte die Jungfrau und ging zurück ins Fenster.

„Kind, das ist ein kostbar Stück — einen Bauernhof könnte man dafür kaufen —"

„So kauft ihnen den Hof!" sagte Richiza gleichmütig und beugte sich über den Stickrahmen.

„Kind —!" Sie kam näher, ihre Stimme zitterte: „Ist dir's Ernst?"

„Und warum nicht, andächtige Frau?"

„Darfst du die kostbare Kette verschenken?"

Da warf Richiza den Kopf zurück, strich die Locken aus der Stirn und sagte trotzig: „Und wenn ich auf der Stelle hinunterginge und würfe das Kleinod in den tiefen Brunnen — wer könnte mich schelten?"

„Kind —!" Die Äbtissin faltete die Hände um die goldene Kette. „Ich muß es freilich noch mit deiner Patin bereden — aber ich glaube, die heilige Jungfrau will diesen Armen helfen durch dich."

„Und werd' ich nun mein Leben ertragen?" forschte Richiza mit zuckenden Lippen, als feilschte sie um den Kaufpreis.

„Kind," sagte die Andächtige, „wenn du im Unglück immer also handelst, dann kannst du niemals verkommen im Unglück."

„Niemals verkommen im Unglück?" wiederholte Richiza, und ein Lächeln erhellte ihre Züge: „Nein, ich darf ja gar nicht verkommen im Unglück!"

„Gott segne dich!" sagte die Andächtige und legte die Rechte auf ihren Scheitel.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Lange stand die Gräfin vor der letzten Tür des Ganges. Endlich drückte sie die Klinke herab und trat in das Gemach ihres Herrn.

„Du bist's, Imma?“ sagte der Blinde. Der Kleriker aber klappte ein Büchlein zu, stand von seinem Schemel auf, verneigte sich und wollte zur Tür hinaus.

„Bleibe!“ befahl der Graf. „Setz dich und lies es noch einmal, das vom getreuen Lehnsmann — wie hat er geheißen?“

„Berchtung von Meran,“ sagte der Pfaffe, ließ sich auf den Schemel nieder und hielt das Büchlein weitab von seinem Gesicht.

„Und sag der Gräfin, wer dieser Berchtung war!“ befahl der Alte und lehnte sich zurück.

Die Gräfin setzte sich geduldig auf den Rand des Spannbettes und faltete die Hände im Schoß.

„Berchtung von Meran war König Wolfdietrichs Erzieher. Der König kämpfte mit den Griechen und verlor sein ganzes Heer. Berchtung von Meran aber mußte nach jener Schlacht sechs Söhne begraben.“

„Sechs Söhne!“ murmelte die Gräfin. Dann hob sie das Haupt und fragte: „Und wie viele sind ihm noch geblieben?“

„Zehn Söhne sind ihm geblieben,“ antwortete der Geistliche.

„Das gehört nicht hierher!“ rief der Alte. „Erzähl weiter!“

„Wolfdietrich klagte über den Tod der Helden. Da sprach der Alte von Meran:

‚Nun laßt die Klage sein!
Mein und meines Weibes
waren die Kindelein.
Wir haben andre Helfer,
sind nicht verlassen gar —
es wachsen wieder Leute,
es kommt manch neues Jahr.
Es kann uns nimmer nützen,
zu weinen um die Kind':
sie werden nicht lebendig,
die nun erschlagen sind.'"

„Weiter!" befahl der Graf. „Was hat der Held seinem Weibe gesagt?"

Der Geistliche las:

‚Sie sprach mit bittrer Klage:
Wo sind nun meine Kind'?
Da sprach im Zorn der Alte:
Ich weiß wohl, wo sie sind.
Sie haben sich errungen
im Tod die höchste Ehr —
ich werf' dich über die Mauer,
beklagst du sie zu sehr.'

„Hörst du, Imma?" frohlockte der Blinde.

„Wann klage ich?" flüsterte sie, und Tränen tropften auf ihre gefalteten Hände.

„Gibt's noch solche Getreue?" fragte der Blinde den Kleriker. „Jawohl, Andächtiger — weißt du, wo? Ich will dir's sagen: im Lied!" Er lachte hart auf.

„Friedrich, kann ich mit dir sprechen?" fragte die Gräfin und erhob sich.

Da stand auch der Kleriker von seinem Schemel auf, nahm sein Gewand zusammen, neigte das Haupt und ging leise aus der Tür.

„Friedrich!" sagte sie, setzte sich auf den Schemel und legte die gefalteten Hände auf sein Knie.

„Solch ein Getreuer!" wiederholte der Blinde und richtete die erloschenen Augen ins Leere. „Der Pfaffe soll's dem Tannhauser vorlesen — jawohl, dem Tannhauser; ehe man ihn zum Richtplatz schleift, soll er die Verse vom getreuen Berchtung hören."

Die Gräfin streichelte seine Hand.

„Wo sie nun sein werden, unsre Kinder?" fragte sie leise.

„Weiß ich's?" gab er mit rauher Stimme zurück. „Ich habe den Pfaffen gefragt, da hat er was geredet vom Fegfeuer. Hab' ihn heißen sein Maul halten. Soll Messen lesen, damit sie herauskommen!"

„Im Fegfeuer — es wird wohl so sein," sagte die Gräfin, und ein Zittern ging über ihre Glieder. „Friedrich," raunte sie und legte das Haupt auf sein Knie, „gib unsern Kindern den Tannhauser!"

„Bei Gott, das will ich!" rief der Alte. „Und sie sollen ihre Lust sehen an seinen Qualen — jawohl, das sollen sie —"

„Nein, nicht also, Friedrich!" Sie stand auf, kreuzte die Arme und sprach, was sie von der Äbtissin gehört hatte, und sie sprach, wie ein Kind die

Worte des Lehrers nachspricht: „Opfere deinen Haß dem Seelenheil deiner Söhne!"

„Wie?" fragte der Alte, hielt die Hand hinters Ohr und neigte sich nach vorn.

Sie rang nach Worten, und sie rang mit dem eignen Hasse, der aufstieg aus dem tiefsten Grunde ihres Herzens, und während sie rang mit dem Unsichtbaren, rang sie mit dem Blinden im Stuhl, und alles, was sie diesem entgegenwarf, warf sie dem Unsichtbaren entgegen, der sich ihrer aufs neue zu bemächtigen begehrte. Und immer tiefer sank der Unsichtbare zurück in die Tiefe, und immer höher wuchs der Blinde vor ihr, und immer drohender wurde seine Stimme. Und sie wußte, daß sie verlieren würde und kämpfte weiter.

„Tritt ins Fenster, Imma, und schau hinaus auf den Turm!" befahl er.

Sie ging gehorsam ins Fenster.

„Zähle von oben an den ersten, den zweiten, den dritten Gaden!"

„Den dritten Gaden," wiederholte sie.

„Und nun reiß den dritten Gaden heraus mit all seinen Balken und Steinen und befiehl dem ersten und zweiten Gaden, daß sie schweben in freier Luft wie die lieben Engelein in den heiligen Geschichten! Kannst du's?"

Sie schwieg und kehrte zurück aus dem Fenster.

„Kannst du's?" fragte er zum zweitenmal.

Sie schwieg.

„Du kannst es nicht," sagte er mit Nachdruck. „Und siehe, gleich diesem Turm ist das Lehnrecht gebaut und gefügt von Gaden zu Gaden. Verstehst du mich?"

Da bat sie mit weicher Stimme, daß er sie sprechen lasse. Und sie holte alle ihre toten Söhne, einen nach dem andern, herüber aus der unbekannten Welt, herein in das düstere Gemach und ließ einen jeden von ihnen hintreten vor den blinden Vater und bitten auf seine Art für den Verräter, der ihm zum Verderben geworden war.

Schweigend, in seinem Stuhl zurückgelehnt, hörte der Alte auf ihre bittende, fordernde, heischende Rede. Und als sie das Letzte hervorgebracht hatte aus der Tiefe ihres Herzens, da sagte er mit rauher Stimme: „Bist du fertig?"

Sie faltete die Hände und flüsterte: „Ja!" Nun hob er tastend die Hand und zog an der Glockenschnur, die über seinem Haupte herabhing.

Der Kämmerling betrat das Gemach.

„Graf Rupert!" befahl der Blinde mit heiserer Stimme.

Die Gräfin ging ins Fenster und sah zur grauen Kalkwand des Turmes hinüber, auf den Wappenschild des Geschlechts, der grellrot und blinkweiß geviertet glänzte im Lichte des Tages. —

Das Holz der Krücken stapfte über die Ziegelsteine des Laubenganges, und der Kämmerling öffnete geräuschlos die Tür. Graf Rupert trat vor den Vater und beugte mühsam das Knie.

„Wir sollen — hörst du, Rupert? — wir sollen" — der Alte hüstelte — „den Tannhauser sollen wir mit Ehren entlassen —"

„Mit Ehren habe ich nicht gesagt!" rief die Gräfin vom Fenster herüber.

„Entlassen aus seiner Haft, so will deine Mutter, und sie hat deine Brüder zu Eideshelfern gerufen und hat mich hart bedrängt mit ihnen und mit dem heiligen Evangelium. Und nun sprich du, mein Sohn!"

Auf seine Krücken gestützt, vorgebeugt stand Graf Rupert und blickte dem Vater starr ins Gesicht. „Meine Brüder? Das heilige Evangelium?" Sein bleiches Gesicht verzerrte sich. „Im heiligen Evangelium steht geschrieben, daß sich der Verräter im Ekel erhängt hat. Und wenn Ihr den Tannhauser freigebt, Herr Vater, dann werden meine toten Brüder aufstehen aus ihrer Gruft und nächtlicherweile heraufkommen, vor Euch treten und sprechen: Herr Vater, Frau Mutter, warum habt ihr uns das getan?"

„Hörst du?" rief der Alte frohlockend ins Fenster hinüber.

Die Gräfin schwieg und regte sich nicht. Graf Rupert aber fragte nach einiger Zeit: „Was befehlet Ihr noch?"

„Geh!" sagte der Blinde.

Da wandte sich Graf Rupert, und die Ziegelsteine des Laubenganges erklangen unter dem Holz seiner Krücken.

*

Richiza ging nach diesen Geschichten scheu und wortkarg umher. Nur ganz selten setzte sie sich in das Fenster zur Patin, und niemals betrat sie die Stube des Blinden. Am liebsten war sie bei der alten Kunne. Aber sie sprach kein Wort mit ihr von dem, was sie erlebt hatte.

Das währte etliche Wochen.

Da kam sie eines Abends in die Kemenate der Gräfin und fand die Herrin schluchzend in der Ecke vor dem kleinen Marienbilde knien.

Leise ging das Kind ins Fenster und setzte sich. Die Patin betete und schluchzte.

Da begann auch Richiza zu weinen. Stärker und stärker flossen ihre Tränen. Zuletzt schluchzte auch sie gleich der Knienden vor dem Bildstock.

Die Gräfin erhob sich, trocknete ihre Augen und kam zum Fenster. „Du hier, mein Kind?"

„Ich, Frau Patin."

Ganz nahe trat die Gräfin herzu, hob den Kopf des Mägdleins am Kinn empor und blickte tief in die nassen Augen.

Da schrie das Kind auf, warf sich an die Brust der Patin, umschlang ihren Nacken, küßte ihr Augen und Wangen. Und mit halberstickter Stimme brachte es hervor: „O Frau Patin, ich bin böse — ja, böse. Ich — ich habe böse Gedanken —"

„Liebes Kind!"

„Nein, nicht, nicht liebes Kind, Frau Patin! O wenn Ihr wüßtet —"

Die Herrin liebkoste das Mägdlein und sagte noch einmal mit Nachdruck: „Mein liebes, liebes Kind!"

Da barg Richiza den Kopf an ihrer Brust und flüsterte: „Es soll anders werden —"

„Anders, mein liebes Kind?" fragte die Gräfin.

„Ja, anders. Ich will — immer bei Euch bleiben —"

„Und beim Herrn Paten, liebes Kind?"

Richiza ließ die Arme sinken und wandte sich ab.

„Kind —?"

„Bei Euch, Frau Patin. Ihr braucht mich — Ihr!"

„Kind —?"

Richiza faltete die Hände und sagte mit zitternden Lippen: „Ich kann die Laute nimmer schlagen und kann nie, nie mehr singen" — sie streckte die Rechte aus nach der Stube des Grafen — „da drüben, Frau Patin!"

Richiza blieb, und leise rieselte die Zeit dahin. Richiza blieb, und bei ihr blieb das Wort des Verstoßenen: „Ich will wiederkommen, wenn ich mit Ehren kommen kann." Und das Wort der Andächtigen: „Wer im Unglück ist und will sein Leben ertragen, der gehe hin und suche fremde Wunden zu heilen."

Zwanzigstes Kapitel

Schön grün, gelb, rot und braun stand der stille Grübertwald im Sonnenschein.

Die Mägde rannten aus den Türen, der Tor-

wart spähte neugierig aus seiner Stube. Knechte des Grafen kamen zum Turm, pfeifend bewegte sich der Eichenflügel in den Angeln. Sie ließen den langen Strick hinab in die Tiefe und zogen den Tannhauser rittlings auf dem Querholz aus seinem Kerker empor ans Tageslicht.

Sie fesselten die Hände des bleichen Mannes und führten ihn hinaus in den Hof. Da schloß er, geblendet vom Lichte, die Augen.

Sie sagten, er solle sich die letzte Gnade vom Grafen erbitten.

Lange blieb er die Antwort schuldig. Dann aber reckte er sich, atmete tief auf und sprach mit Trotz: „So will ich noch zum letztenmal sitzen unter einem Lindenbaum!" —

Schön grün, gelb, rot und braun stand der stille Grübertwald, und am sonnigen Hang des Schloßberges las man die Trauben.

Gefesselt an Händen und Füßen saß der Verräter den ganzen Nachmittag zwischen seinen Wächtern auf der Bank unter dem gelben Blätterdach der heiligen Linde und starrte hinunter ins Waldtal. Droben im Schlosse aber saß Graf Rupert hinter einem Guckloch und spähte hinab auf den gefangenen Mann. —

Gegen Abend kam der Burgkaplan aus dem Tor, trat vor den Gefesselten und hielt ihm ein Pergament unter die Augen: „Mich hat der gnädige Herr geschickt. Könnt Ihr das lesen?"

Der Tannhauser warf einen Blick auf die Schrift, schüttelte verächtlich den Kopf und sah wieder, am Pfaffen vorbei, hinab auf den herbstlichen Wald.

Da begann der Andächtige mit leiser Stimme zu lesen — Satz für Satz, wie der Blinde befohlen hatte. Droben im Schloß aber spähte der Verkrüppelte hinter dem Gucklock herab auf die beiden. Mit leiser Stimme las der Andächtige Zeile für Zeile und verdeutschte den Inhalt, und mit erhobener Stimme las er zweimal das Datum.

„Dies alles wäre Euer gewesen," sagte er traurig. „Habt Ihr verstanden?"

Trotzig sah der arme Sünder an ihm vorbei, hinaus auf den herbstlichen Wald und gab keine Antwort.

Leise tönten die Glocken des Herdenviehs aus dem Tal empor, sehnsüchtig klang das Lied eines Hirten im Walde. Seufzend faltete der Andächtige das zerschnittene Pergament zusammen und wandte sich dem Schloßtor zu. Dann kehrte er um und trat wieder an den Gefesselten: „Wollt Ihr nicht Reu und Leid machen vor Euerm letzten Gang?"

Der Tannhauser sah ihm voll ins Gesicht, nickte und starrte wieder hinaus auf den Wald.

„So werd' ich morgen mit Sonnenaufgang zu Euch kommen," sagte der Priester. —

Schön grün, gelb, rot und braun stand der Wald im Sonnenschein. Stumm saß der Mann, stumm saßen die Wächter. Zuweilen fiel ein gelbes

Blatt von der heiligen Linde. Allerlei Volk kam den Schloßberg herauf, neugierige Blicke richteten sich auf den Steinsitz. Ein kühler Luftstrom stieg aus dem Wald und trug den Modergeruch des Herbstes empor.

Die Sonne versank hinter den Hügeln des Maintales, und die Knechte führten ihren Gefangenen zurück ins Schloß. Da saß er in wohlverwahrter Kammer und aß das Henkersmahl. Dann streckte er sich auf den weichen Pfühl, lag und starrte in die Dunkelheit, bis seine Augendeckel herabfielen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Am wolkenlosen Himmel stieg die Sonne empor. Schön grün, gelb, rot und braun stand der bereifte, stille Wald.

Vom Kirchturm wimmerte ein Glöcklein, und oben im Dorf, wo die Schloßstraße einmündete, warteten barfüßige Kinder.

„Zuerst darf er in der Luft reiten, und hernach wird er in vier Stücke zerrissen," meinte einer.

„Ich weiß besser!" rief ein andrer. „Auf der Kuhhaut wird er hinausgeschleift. Nachher werden ihm die Augen ausgestochen, und nachher wird er von den Rössern zerrissen."

„So ist's," sagte ein dritter. „Und mir hat's der Martin erzählt, und der Martin muß doch eins von den vier Rössern reiten. Der weiß's."

„Sie kommen!" rief ein Büblein, das ganz vorne stand, hob die Arme und rannte auf patschen-

den Sohlen zurück. „Sie kommen!“ ging's durch den Haufen. Und im Nu waren sie zerstoben. Hinter Zäunen und Holzstößen lugten die weißblonden Köpfe hervor.

Bewaffnete ritten zu Tal. Hinter ihnen schleiften zwei Esel die Kuhhaut mit dem armen Sünder. Zum Schlusse kamen wieder bewaffnete Reiter.

Schrittweise zogen sie durchs Dorf. Das Glöcklein wimmerte, und der stille Sonnenschein lag in den Gassen.

Zur Rechten und zur Linken standen die Leute. Höhnische Rufe flogen hinüber und herüber: „Der kriegt sein Teil! Dem g'schieht ganz recht! Übern bloßen Erdboden sollten s' ihn schleifen!“ Eine schrille Weiberstimme erhob sich aus allen den andern: „Der ist schuld dran gewesen. Der hat unsre Grafen verraten! Gebt ihm sein Teil!“ Faule Eier flogen auf den Verräter, über und über besudelt lag er auf der Kuhhaut. Gleichmütig zerrten ihn die Esel durch den Staub. Gleichmütig ritten die Bewaffneten fürbaß durchs Dorf, schimpfend und johlend trollte die Bauernschaft hintendrein im Staub des Weges, hinaus zum Galgenberg.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Schön grün, gelb, rot und braun stand der Wald im Sonnenlicht. Blutüberströmt, mit zusammengebissenen Zähnen, lag der Geblendete unter dem Galgen. Ungeduldig stampften die Rosse. Im

weiten Halbkreise, zurückgehalten von den Bewaffneten, wartete gierig die Bauernschaft.

„Warum wird er denn noch immer nit zerrissen?" fragte ein Weib.

„Weil der Graf noch kommen will," antwortete ein Söldner.

„Er wird ihn sehen wollen, den Verräter," sagte ein Schöffe.

„Sehen?" lachte ein andrer. „Er wird heut nit besser sehen wie sonst! Er will ihn hören, wimmern will er ihn hören."

„Er wimmert aber nit," sagte ein Bewaffneter.

„Wißt ihr's schon?" flüsterte ein Fußknecht, der vom Galgen herkam.

„Was?"

„Der Hund hat ihn rufen lassen, den alten Herrn!" —

Murrend, lachend, schwatzend wartete das Volk und drängte sich immer näher an den Richtplatz. Endlich kam der Blinde vom Dorfe heraufgeritten. Neugierig streckten sich die Hälse. Scheltend trieben die Grafenknechte die Gaffer zurück. Der Blinde stieg vom Pferd und ging an der Hand eines Knechtes nahe an den Gerichteten. Er winkte, und der Knecht wich zurück.

Der Graf und der Verräter waren allein.

„Du hast mich rufen lassen, Tannhauser?" sagte der Blinde.

Mühsam antwortete der Geblendete: „Ich habe

Euch zu danken, Graf. Es war gut sitzen gestern nachmittag unter der Linde, und auch das Essen ist schmackhaft und reichlich gewesen."

Regungslos stand der Graf. Er hatte sich auf sein Schwert gestützt und die erloschenen Augen dorthin gerichtet, wo die Stimme erklungen war. Lautlos, mit zusammengebissenen Zähnen lag der Geblendete im Schmutz und im geronnenen Blut.

Nach langer Zeit begann er: „Ihr habt Euch geirrt, Graf. Ihr meint, ich will Euch was vorheulen, Graf. Dann geht doch heim, Graf. Denn Ihr habt Euch geirrt! Nein, geht nicht heim, Graf. Ich hab' Euch hergebeten, ich will Euch noch etwas erzählen." Er hielt inne und atmete tief auf. „Denkt Ihr zuweilen an Euern Friedel, Graf?"

Der Alte schwieg.

„Ein schöner Knabe, Graf. Manch ein Vater könnte Euch um den tapferen Knaben beneiden, Graf! Ihr schweigt? Ei, warum schweigt Ihr denn, Graf? Ja so — er hat ja — nicht wahr, er hat wohl eine Schlacht verschlafen?" Es war totenstill unter dem Galgen. Hörbar atmete der Geblendete, und mit Anstrengung fuhr er nach einer Weile fort: „Kann er denn wirklich dafür, Graf, der tapfere Knabe? Wollt Ihr — Graf, wollt Ihr wissen, was ich weiß?"

Näher trat der Blinde und lauschte auf die Rede des Gerichteten: „So sag's, was du weißt!"

„Jawohl, sag's, was du weißt!" höhnte der Geblendete und wälzte sich auf die andre Seite.

„Sprich!“ flehte der Greis.

„So kommt noch näher heran!“ sagte der Geblendete. „Noch näher — so!“

Mit Staunen sahen die Bauern, wie sich der Graf auf die Knie niederließ und über den Gerichteten neigte. Aber kein Ohr verstand, als der Verräter murmelte: „Laßt Boten reiten, Graf, und holt ihn mit Ehren zurück, denn er ist schuldlos!“

„Sprich, Tannhauser, und ich lasse dich aufstehen als freien Mann!“

„Als freien Mann, Graf?“ Der Geblendete stöhnte: „Nein, Graf, laßt Eure Knechte das Werk vollenden; jetzt brauch' ich Eure Gnade nicht mehr.“

„Sprich, Tannhauser!“ flehte der Alte.

Der Gerichtete lachte, daß sich sein blutbeflecktes Antlitz verzerrte: „Unschuldig, Graf und edler Herr, so wahr mir Gott helfe zwischen jetzt und dem Abendrot. Und seht Ihr, gnädiger Herr und Graf, das hab' ich Euch sagen wollen, und mehr sag' ich nicht. Reitet wieder heim, es ist ja doch alles umsonst.“

„Ich will dich zum Reden bringen. Ich laß dir die Haut stückweise vom Leib ziehen, du Hund!“ flüsterte der Alte.

„So tut's doch, Graf!“ sagte der Geblendete und spuckte zur Seite. „Und wenn ich etwas sage, wißt Ihr dann auch, ob es die Wahrheit ist?“

Da ging ein Schauer über den Leib des Alten, und langsam schritt er zurück zu seinem Roß.

— — — — — — — — — — — — — —

Gesenkten Hauptes kehrte er heim ins Dorf und ritt langsam den steilen Weg zur Burg hinan.

Schön grün, gelb, rot und braun ragte der Wald im Sonnenschein. Der Blinde sah es nicht.

Schwerfällig stieg er aus dem Sattel; unwillig schob er den Arm seines Begleiters zurück. Die Rosse klapperten in den Stall. Ohne Beihilfe ging er die Freitreppe hinan und schloß sich in sein Gemach.

Mit verstörtem Antlitz kam die Gräfin, pochte an die versperrte Tür und rief ihn beim Namen. Sie pochte stärker und stärker. Endlich kam's dumpf aus der Stube: „Laß mich allein!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Leute trollten vom Richtplatz ins Dorf zurück, und das Wirtshaus unter der Linde hinter der Kirche füllte sich mit Einheimischen und mit Gästen aus Rüdenhausen und Wüstenfelden.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Gewappneten des Grafen zogen den Schloßberg hinan — mitten unter ihnen auf den starken Rossen die vier Reiter, die das blutige Werk vollendet hatten.

Bis in den Stall drang die alte Kunne und lauschte mit grimmigem Behagen auf die Erzählung der Leute. Dann stieg sie schweratmend die Freitreppe empor und suchte das Kind Richiza.

„Wollt Ihr's hören, wie er dahingefahren ist, Jungfrau? Alles weiß ich!"

Da stampfte das Kind und preßte die Hände an die Ohren: „Nichts will ich hören, gar nichts!“ Und floh aus der Stube.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Drunten im Dorfe, zwischen den Gräbern des sonnigen Kirchhofs, spielten die Kinder. Auf einer alten Strohmatte lag der heulende Verbrecher. Es war ihm ernst mit seinen Tränen; denn mit Schlägen hatten sie den Schwächsten zum Spiele gepreßt. Ringsumher hielten die andern auf ihren Steckenpferden und schickten sich an, den Verräter zum Richtplatze zu schleifen. Wiederum entbrannte der Streit. Keiner von allen war willens, den Esel zu machen.

In den Schenken tauschten die Männer aufgeregte Rede und Wechselrede, und am Brunnen schwatzten die erhitzten Weiber. „Tapfer ist er gestorben, der Schuft, keinen Schrei hat er getan,“ so sagten sie alle. Und die einen sagten es im Tone der Bewunderung, die andern mit unverhohlenem Bedauern. Nur die kleine schwarzhaarige Viehmagd des Wirtes, die mit der aufgeworfenen Nase und den frechen Äuglein, sprach es an jenem Abend geradeheraus: „Das ist auch was Rechtes gewesen! Er hat nit geschrien, wie sie ihn auseinander gerissen haben, und nit einmal krachen hab' ich's hören, weil der alte Rotmichel grad seinen Husten gekriegt hat.“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ruhelos, mit schweren, müden Schritten wanderte der blinde Alte in seinem Gemach auf und nieder bis gegen Mitternacht. Dann zog er die Glocke und befahl, den Grafen Rupert aus seinem Bette zu holen.

Als der Verkrüppelte ins Gemach stampfte, saß der Alte zusammengesunken in seinem Stuhl. Er winkte, und der Sohn ließ sich auf den Schemel zu seinen Füßen nieder.

Lange schwieg der Blinde, dann mußte der junge Graf wieder einmal alles erzählen, was sich in jener bösen Nacht mit Jung-Friedel begeben hatte.

„Es ist gut," sagte der Alte endlich, „du kannst gehen."

Gehorsam erhob sich Graf Rupert und stampfte zur Tür. Da rief ihn der Vater zurück und fragte dringend: „Und du weißt gewiß, daß der Knabe nicht trunken war?"

„Er war nicht trunken, Herr Vater."

„Du kannst gehen."

Schon hatte der junge Graf die Klinke in der Hand, da rief ihn der Vater noch einmal zurück: „Rupert!"

„Herr Vater?"

„Rupert, könnte nicht doch —?" Der Greis hielt inne, preßte die flache Hand an die Stirn und seufzte tief auf. „Stehst du noch immer da?" fragte er nach einer Weile mit rauher Stimme.

Wortlos wandte sich der junge Graf und stampfte aus dem Gemach.

Wiederum zog der Blinde die Glocke, ließ sich vom Kämmerling in seinen Mantel hüllen und hinab zur Linde führen. Er setzte sich auf den Steinstuhl, scheuchte den Getreuen von sich, saß und horchte auf das leise Rauschen des Nachtwindes im Grübert und in dem Wipfel des Baumes.

Der alte Knecht ging bis zum Tor. Dann blieb er stehen und kam mit zögernden Schritten zurück.

Unwillig fuhr der Graf in die Höhe.

„Euer Gnaden," sagte der Getreue mit stockender Stimme, „es wird heut eine kalte Nacht —"

„Pack dich!" grollte der Blinde. Da ging der Kämmerling, stieg auf die Ringmauer, setzte sich hinter eine Luke und bewachte seinen Herrn aus der Höhe.

Schön grün, gelb, rot und braun stand der Wald im tiefen Tal, und das milde Licht des wachsenden Mondes war darübergegossen. Der Alte sah nicht den Wald und sah nicht den silbernen Schimmer. Um ihn her war tiefe Nacht. Aber trotzdem war ihm, als zuckten ferne Blitze, und grelle Lichter fielen auf den Tannhauser und auf sein verstoßenes Kind.

Und die Lichter fielen anders als vordem.

Einundzwanzigstes Kapitel

Monde kamen und gingen. — Auf der Zugbrücke der Wasserburg in Rüdenhausen stand der castellsche Dienstmann Burkard der Schelle und ließ sich von der Aprilsonne bescheinen. Da kam ein Reitknecht von Castell des Weges geritten, grüßte den Dorfherrn und wollte eilig vorübertraben. Aber Burkard der Schelle hatte Langeweile und rief ihn an. Gehorsam hielt der Knecht und zog zum zweitenmal die Lederkappe.

„Wohinaus, Eckart?“ fragte der Schelle leutselig, kam von der Brücke auf den Fahrweg und klopfte den Hals des Braunen.

„Vogelsburg,“ antwortete der Knecht und machte ein geheimnisvolles Gesicht.

„Zum Grafen Rupert?“ fragte der Schelle und trat neugierig zurück.

Der Knecht nickte.

„So eilig, Eckart?“ erkundigte sich der Castellsche.

„Muß den jungen Herrn holen,“ raunte der Knecht.

„Zum alten Herrn?“

Der Knecht beugte sich herunter: „Schlecht geht's, Herr Schelle.“

„Schlecht? Ei so, ei was?“

„Man soll nit viel reden davon, Herr Schelle.“

„Schon recht, Eckart, schon recht.“

„Der Husten ist's, Herr Schelle, der arge Husten.

Gestern hab' ich den alten Herrn zum erstenmal wieder gesehen seit Weihnachten — o, Herr Schelle —!"

„Das kommt vom Alter, Eckart."

„Vom Alter, Herr Schelle, jawohl vom Alter und noch von was anderm." Der Knecht raunte: „Vom Herzeleid, Herr Schelle. Sechs Kinder an einem Tag, Herr Schelle, 's ist keine Kleinigkeit. Er hat in den zwanzig Monden — ich sag' Euch, Herr Schelle, keine ruhige Stund hat er gehabt in all den zwanzig Monden."

Der Dorfherr nickte.

„Und warum hat er den Jüngsten davonjagen müssen, Herr Schelle?"

„Dem hätt' ich auch den Laufzettel gegeben, wenn er mein gewesen wäre," sagte der Castellsche verächtlich.

Da verzog der Knecht geheimnisvoll den bartlosen Mund, schloß die Augen und zuckte die Schultern. „Will Euch was sagen, Herr Schelle. Unsereiner kennt seine Jungherren; denn unsereiner hat sie herwachsen sehen von klein auf; unsereiner hat sie raufen sehen und hat sie zum erstenmal aufs Pferd gesetzt; durch und durch kennt unsereiner seine Jungherren."

Der Dorfherr nickte, und der Knecht vollendete zornig: „Darf ja niemand reden davon, darf ja niemand seinen Namen nennen auf Castell. Aber das sag' ich Euch, Herr Schelle, von uns glaubt's keiner —

kein einziger glaubt's, daß er ein Feigling gewesen ist."

Der Dorfherr nickte und machte ein zurückhaltendes Gesicht. Der Knecht zog die Kappe und setzte den Gaul in Trab. Der Schelle aber ging über die Zugbrücke in sein Haus.

Vigna die Schellin stand am prasselnden Herdfeuer, als der Schelle in die Küche kam.

Er steckte die Hände in die Taschen, spreizte die Beine und sah zu Boden: „Vigna, hast du's schon gehört?"

„Was, Schelle?" Sie trat aus dem Rauch und rieb die Augen.

„Der Eckart reitet, was er reiten kann, und holt den jungen Herrn zum Grafen —"

Die ehrbare Hausfrau stemmte die roten Fäuste auf die Hüften und stieß einen leisen Pfiff aus: „Herrenfall, Schelle?"

„Hol's der Teufel, Vigna, ich glaub's!" brummte der Schelle.

Ein Büblein kam aus der Ecke, stellte sich zwischen Vater und Mutter und fragte neugierig: „Was is Herrfall?"

„Je nun, wir können's leisten, wenn's sein muß," sagte die Schellin zu ihrem Manne und wühlte liebkosend im blonden Lockenhaar des Bübleins. „Aber die andern —!" Sie pfiff abermals, die ehrbare Hausfrau.

„— wo's nun Mannsfall und Herrnfall gibt

inner zwei Jahren, Vigna!“ ergänzte der Dorfherr. „In Wiesenbronn, in Wiesentheid, in Schönbach, in Schwarzenberg — in — —“

„O je, Schelle, fang nur nit zu zählen an — vierzig Mannsfäll' sind's gewesen in castellschen Lehen.“

„Was is Mannfall?“ fragte das Büblein dringend und zupfte die Mutter am Rocke.

„Wenn der Herr Graf stirbt, müssen wir seinem Sohn Geld zahlen,“ erklärte die Alte.

„Und wenn dein Vater stirbt, müssen wir dem Herrn Grafen auch Geld zahlen; 's kommt immer aufs Zahlen hinaus,“ ergänzte Burkard der Schelle.

Da verzog der Knabe das Mäulchen und begann zu weinen: „Vater nit stirben!“

„Dummer Kerl!“ tröstete die Schellin und nahm ihn auf den Arm.

„'s ist harte Zeit, Vigna,“ meinte der Schelle.

„Und wann ist's linde Zeit gewesen?“ fragte das Weib.

Da kratzte er sich hinterm Ohr.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Spät in der Nacht kam die Pferdesänfte des jungen Grafen von der Vogelsburg durch Rüdenhausen. Schelle und seine Hausfrau standen im Fenster und sahen neugierig hinab in den Rauch der Fackeln.

„Eilig hat er's,“ raunte der Dorfherr.

„Wirst sehen, der Alte treibt's nimmer lang,“ gab sie raunend zurück.

*

Um Mitternacht saß Graf Rupert vor dem Vater und blickte schweigend auf das gelbe, eingefallene Antlitz. Ein Krampfhusten peinigte den Greis. Mehrmals versuchte er zu sprechen, immer wieder verschlang ihm ein Anfall die Worte. Endlich bekam er Ruhe und lehnte sich erschöpft in seinen Stuhl zurück. Regungslos wartete Graf Rupert und blickte schweigend auf das gelbe Gesicht.

„Mein Sohn," begann der Alte nach langer Zeit mit leiser Stimme, „ich habe dich rufen lassen; denn ich muß reden mit dir."

„Sprecht, Herr Vater, ich hör' Euch."

„Sind wir allein, Rupert?"

„Ganz allein, Herr Vater."

„Stoß den Riegel vor!"

Gehorsam humpelte der Sohn zur Türe. Beim Klange der Krücken verzog sich das Antlitz des Alten, und bekümmert rief er ihm nach: „Du trägst auch einen Denkzettel an meine —" er stockte — „an meine Torheit," vollendete er mit fester Stimme.

Graf Rupert kam zurück und setzte sich auf seinen Schemel.

„Wir stehen leise, Rupert, wir Herren zu Castell."

„Und werden uns nach Gottes Willen wieder begrasen, Herr Vater."

Der alte Mann preßte die schmalen Lippen aufeinander, faltete die Hände und schüttelte das Haupt. „Vier Augen, Rupert, vier Augen, zwei blinde und zwei sehende —!"

„Vergebt, Herr Vater — sechs Augen!“ sagte der junge Herr mit heller Stimme. „Ich habe frohe Botschaft und bring' sie Euch selber.“

„Rupert —?“ Der Greis beugte sich vor und lauschte. „Ein Knabe?“

„Jawohl, Herr Vater, seit gestern nacht beschreit mir ein Knabe die Wände,“ sagte der junge Graf mit Stolz.

„Ein Knabe —?“ Die weißen Hände des Alten schlangen sich krampfhaft ineinander.

„Ein Knabe mit gesunden Gliedern, Herr Vater.“

Die Lippen des Alten bewegten sich wortlos. Endlich brachte er stoßweise heraus: „Es wachsen wieder Leute, es kommt manch neues Jahr.“ Straff richtete er sich auf, schüttelte die gefalteten Hände gegen Osten und rief laut: „Hast du's gehört — du?“

Verwundert spähte der junge Herr mit den scharfen Augen in die Ecke; aber es war niemand zu sehen im Dämmerlichte der Kerze.

Höhnend wiederholte der Alte: „Hast du's gehört — du?“

Schweigend saß der Sohn und getraute sich nicht, nach dem Dritten zu fragen.

„Ich hör' ihn oft,“ sagte der Alte nach einer Weile. „Noch ist er ferne, aber ich hör' ihn die Sichel dengeln, jawohl.“ Dann murmelte er demütig in seinen Bart: „Mein Gott, ich hab' es nicht verdient.“

„Verdient oder nicht, Herr Vater — freut Euch mit uns und laßt die Glocken ziehen zu Castell und macht Euch zur Taufe bereit!“ rief Graf Rupert.

Da schüttelte der Alte das Haupt, wandte sich lauschend nach Osten und flüsterte: „Hörst du's? Ganz laut —!“

Graf Rupert schwieg und starrte zu Boden.

Der Greis lehnte sich zurück und sprach: „Mein Sohn, ich habe noch mit dir zu reden.“

„Redet, Herr Vater!“

„Es wird einen Herrenfall geben, Rupert. Laß nur — ich muß das wissen. Was geschrieben ist, stehe geschrieben; der Kaplan hat's verwahrt. Alles aber kann man nicht aufschreiben, etliches geht vom Munde des Vaters ins Ohr des Sohnes; der bewahrt's auf den Enkel.

„Fünfzig Jahre bin ich der Herr gewesen zu Castell; nun wirst du der Herr sein an meiner Statt. Einst aber wird der Abend kommen, wo du dem Sohne die Herrschaft weitergibst. Denk jeden Morgen, daß der letzte Abend gekommen sei, und es wird dir wohlergehen. Ich selber hab' gar oft regiert, als sollt' ich ewig leben.

„Wir sind freie Herren im Heiligen Römischen Reich; müssen keinem als dem Kaiser gehorchen, und der wohnt fern von uns. Denk allzeit, daß du dein freies Eigen von Gott zu Lehen hast, und alles wird dir wohl gelingen. Ich selber hab's oft vergessen.

„Trau keinem Diener, eh' du ihn zwölfmal erprobt hast; mißtrau dir selber immerdar, und wenn du zwölfhundertmal mit Ehren vor deinem Gewissen bestanden hättest. Dein Vater hat nicht nach solcher Weisheit gehandelt und hat's gebüßt in seinem Gebein.

„Stehst du am Kreuzweg und weißt keinen Rat, dann wähle den dornigen Steig. Ich selber bin oft die ebene Straße geritten und hab' mich in Klüften verirrt.

„Ich lasse dir ein stolzes Wappen; halt's hoch vor der Welt und acht's gering bei dir. Ich selber hab's hochgeachtet bei mir, da ward es gering vor den Leuten.

„Spreite die Hände vor dich und gehe Schritt vor Schritt hinein in die Zukunft; ich selber bin oft ins Dunkle gesprungen, und Gott ist's zu danken, wenn ich nicht gar zerschellt bin.

„Spanne deinen Bogen, ehe du handgemein wirst; ich hab's versäumt, und mein Bogen ward mir zerbrochen im Nahkampf.

„Sei deinen Kindern ein Vorbild der Weisheit, solang du mit ihnen auf dem Wege bist; dann kannst du sie verschonen mit guten Lehren, wenn du dich rüstest zum Sterben."

„Herr Vater —!" kam's von den Lippen des Sohnes.

„Hör mich, Rupert!" wehrte der Alte ab. „Du wirst nun heraufziehen mit Weib und Kind, und

deine Frau Mutter wird ihr Wittum verzehren im Witwenbau drüben."

Der junge Graf nickte.

„Du wirst ihr Herr sein, Rupert — sei ihr ein milder Herr, solang sie lebt!"

„Ich will sie ehren, Herr Vater."

„Und wenn du guten Rates bedarfst, mein Sohn, dann geh zu ihr. Kluge Frauen sehen den Stein des Anstoßes, wenn wir Männer mit Pfeilen nach den Sternen schießen. Edle Frauen greifen mit geschlossenen Augen nach der Perle, wenn wir Männer mit sehenden Augen im Sande wühlen. Mir hatte Gott dieses Weib zur Seite gegeben; sorge, daß sie wenigstens dich berate in ihrem Alter!"

„Ich danke Gott und will ihr dienen, solang ich lebe," sagte der Sohn.

„Dienen wird sie dir, wenn du nach meinem Rate handelst," rief der Alte mit heiserer Stimme.

Ein Hustenanfall unterbrach seine Rede; erschöpft sank er in sich zusammen.

Graf Rupert erhob sich und schneuzte die qualmende Kerze.

„Mein Sohn," begann der Blinde wieder; „es kommt mich sauer an und muß doch sein —"

Abermals packte ihn der Husten, und lange Zeit saß er mit gerötetem Antlitz. Dann rang es sich mühsam von seinen Lippen: „Ich hab' mich oft geirrt in meinem Leben, Rupert; aber am schwersten habe ich mich geirrt — Rupert —" Angstvoll stöhnte

der alte Mann, und langsam brachte er aus dem trockenen Halse: „Weißt du, wo dein Bruder ist?"

„Nein, Herr Vater."

„Hast du nie mehr von ihm gehört?"

„Nie mehr."

„Rupert — sag mir, ich hab' mich nicht geirrt?"

Verlegen räusperte sich der junge Graf. Angstvoll, nach vorn geneigt, lauschte der Greis. Graf Rupert schwieg.

„Rupert, warum bist du dann nicht zu mir gekommen?"

„Es war vor meiner Heimkehr geschehen, Herr Vater."

„Rupert, warum — du hättest aus freien Stücken mit deinem Vater reden sollen. Es wäre vielleicht noch Zeit gewesen —"

Erstaunt sah der junge Herr auf den Greis. Und es war ihm, als versänke dieser nun kraftlos in die Vergangenheit. Er sah sich selbst als neuen Herrn auf Castell und sah seinen Sohn spielen zu seinen Füßen. Er richtete sich hoch auf und blickte den Alten an, als wäre dieser ein fremder Mann: „Vergebt, Herr Vater, das ist niemals Brauch gewesen und wird niemals Brauch sein im Hause Castell."

Der Greis stöhnte und schwieg. Dann murmelte er noch einmal: „Ich hab' mich geirrt, Rupert." Er ballte die weiße, kraftlose Hand. „Geirrt, Rupert, und kann doch nicht sagen, warum."

Vater und Sohn saßen schweigend voreinander. Nach langer Zeit fragte der Alte mit tonloser Stimme: „Und wenn — er nun eines Tages zurückkommt?"

Tiefauf atmete der junge Graf: „Dann liegt das halbe Erbe für ihn bereit, Herr Vater."

„Und wenn du zwölf Söhne hättest, Rupert?"

„Und wenn ich zwölf Söhne hätte, Herr Vater."

„Und du gelobst mir's?"

„Vor Zeugen, Herr Vater, mit Brief und Siegel."

„Was brauch' ich Brief und Siegel, Rupert? Da, versprich mir's in die Hand."

Mühsam ließ sich der junge Herr aufs Knie nieder und legte die Rechte in die kalte Hand des Vaters. Der drückte sie mit schwacher Kraft, und seine Linke suchte zitternd den Scheitel des Sohnes: „Sei gesegnet, Rupert, in Kind und Kindeskind! Und nun hol mir den Pfaffen, ich will mich rüsten zur Fahrt."

Graf Rupert ging, und der Kleriker kam, breitete das Tuch über sein und seines Herrn Haupt und hörte das Sündenbekenntnis.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Graf Rupert wartete noch einige Tage. Dann ließ er sich von seinen Rossen auf die Vogelsburg tragen zu Weib und Kind.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Sechzehn Tage waren über das Land gegangen. Im duftenden Walde blühten die Maiglöckchen; kraftlos lag der Blinde auf seinem Bette.

Das Morgenlicht stahl sich durch die Ladenritzen. Zu Häupten des Gemahls kauerte auf niederem Schemel die Gräfin. Zu seinen Füßen war der ermattete Kaplan in Schlummer gesunken.

Da bewegte sich der Blinde und stöhnte: „Wasser!"

Lautlos erhob sich die Gräfin, nahm den Goldbecher und netzte seine trockenen Lippen.

Mit halblauter Stimme sagte der Graf: „Jetzt hat er sich auf den Weg gemacht."

Da erwachte der Kaplan, fuhr empor und fragte schlaftrunken: „Was befehlt Ihr?"

Die Gräfin lauschte vornübergeneigt.

Zum zweitenmal flüsterte der Graf: „Jetzt hat er sich auf den Weg gemacht."

Verwundert rieb der Kaplan seine Augen und fragte: „Wer?"

„Der Gewaltige," sagte der Graf und verharrte in Schweigen.

Da schlich der Kaplan zum Fenster und öffnete den Laden. Starke Morgenluft strömte in das dumpfe Gemach, und aus den Tiefen des Grübert, aus den Gärten der Burg klang das Jubilieren der Vögel über das Bette des Kranken.

Der zog die Knie hoch unter der seidenen Decke,

und seine erloschenen Augen starrten auf die östliche Wand: „Ich höre die Steine klingen unter seinen Tritten," sagte er halblaut vor sich hin. Aber das Weib und der Priester verstanden ihn nicht.

Die erblindeten Augen waren sehend geworden, durchdrangen die Mauer und sahen es unaufhaltsam herangleiten aus der Tiefe der taunassen Wälder — und es war eine übermenschliche Gestalt, grau, gleich einem Wolkenfetzen am Berghang.

Lautlos glitt der Gewaltige zwischen den mattleuchtenden Baumstämmen dahin, seinem Ziel entgegen. Er glitt durch die Dämmerung der Waldestiefe, er glitt über sonnige Blößen — rastlos glitt er seinem Ziel entgegen.

Schnecken krochen träge über den schmalen Pfad — unbarmherzig zertrat sie sein Fuß. Vögel jubilierten auf schwanken Zweigen vor ihren kunstvollen Nestern — unbarmherzig traf sie der Schlag seiner Sichel. Blütenzweige schwankten im Lufthauche des Morgens und sogen begierig das goldene Licht in ihre Kelche — unbarmherzig fuhr der frostige Atem des Würgers darüber, daß sie geknickt herabsanken und ihre schimmernden Blättlein zerstreuten. Unaufhaltsam glitt er vorwärts durch Licht und Schatten, vorwärts, seinem Ziel entgegen.

Der Blinde befahl mit Anstrengung, daß man ihm das Kaiserkleid bringe.

„Das Kaiserkleid?" murmelte der Kaplan und

holte den Kämmerling. „Das Kaiserkleid?" fragte dieser und hielt die Hand hinters Ohr. „Das Kaiserkleid?" fragte er zum zweiten Male am Lager des Blinden, weil er's nicht zu glauben vermochte. „Das Kaiserkleid!" murmelte der Graf, und sein Kämmerling hob nun kopfschüttelnd den Deckel der Truhe.

„Da kommt er in die Tirnitz herab," murmelte der Graf.

„In den Tirnitzwald?" raunte der Diener und schielte hinüber auf den Kaplan. Der aber zuckte die Achseln hinter dem Rücken des Herrn.

Ein finsteres Lächeln ging über das Antlitz des Alten: „Ihr Narren — könntet ihr sehen, was ich sehe!"

Schweigend bedeckten sie ihn mit dem Prachtgewand, in dem er vor Jahren dem Kaiser gehuldigt hatte, und kraftlos fielen seine Knie auseinander.

Die Silberfäden der köstlichen Stickerei blinkten, die tiefrote Seide schimmerte, und die edeln Steine der Borte glühten und funkelten. Mit gefalteten Händen lag der Blinde, und seine erloschenen Augen starrten in die Ecke. Und er sah schärfer als alle, die in der Stube waren.

„Jetzt kommt er die Leeren herauf, über die Waldgräber," murmelte er nach einer Weile.

Die andern sahen sich schweigend an. Nur der Kämmerling raunte am Ohr der Gräfin: „Er redet irre, der arme Herr."

„Er — redet — nicht — irre!“ stieß der Graf mühsam hervor. Nach einiger Zeit aber sagte er: „Jetzt ist er an die Planken gekommen.“ Zugleich sank sein Haupt in die Kissen, das Kinn hob sich, schwer ging der Atem, die Augendeckel fielen herab, und von den Nasenflügeln wichen die Wangen zurück.

Auf dem Fahrwege zwischen den Planken kam der Gewaltige heran. Kein Wächter gebot ihm Halt. Wie ein grauer Nebelstreifen glitt er dahin und kam unter die Burg. Kein Hornruf meldete den Burgleuten seine Ankunft. Ungesehen schlüpfte er durch das Pförtlein und glitt quer über den engen Hof zum Palas. Knechte und Mägde hantierten vor dem Küchenbau und vor den Ställen; kein menschliches Auge ward sein gewahr.

„Rett' Castell all Tag!“ lallte der Greis. Aber sie verstanden ihn nicht.

Der Gewaltige kam die Freitreppe hinan und lehnte seinen Stab an die Mauer neben die Türe. Dann glitt er den Laubengang hinunter ins Gemach des Grafen, trat ungesehen an sein Bett und berührte seine Stirne. Da war's, als wüchse die Nase des Sterbenden spitz hinaus über das wachsgelbe Gesicht, und seine Schläfen fielen ein. Schweiß perlte auf der hohen Stirn unter den weißen Haaren, Todesgeruch erfüllte das Gemach.

Diener rannten die hallenden Gänge entlang, mit zitternden Händen sprengte der Kaplan seinem

Herrn eine wohlriechende Essenz ins Antlitz und murmelte Gebete. Händeringend stand der Kämmerling, schluchzend lag die Gräfin auf den Knien und bedeckte die Hand des Sterbenden mit Küssen. Verstört lehnte Richiza unter der Türe.

Lautlos, unsichtbar, wie er gekommen, so glitt der Gewaltige wieder aus dem Schlosse, hinein in den sonnigen Tag.

Pferde wurden aus dem Stalle gezogen, Hufeisen klapperten auf dem Pflaster des Hofes. Boten schritten sporenklirrend aus dem Palas und schwangen sich in die Sättel.

Das Glöcklein wimmerte vom Dachreiter der Schloßkapelle hinein in den Singsang der Wälder. Die Totenglocke des Dorfes gab Antwort. Gegen Morgen und Abend, gegen Mittag und Mitternacht ritten die Boten auf staubigen Straßen, aus allen Dörfern stieg hinter ihnen das Glockengeläute zum blauen Himmel empor, und es war ein einzig Summen und Klagen über dem ganzen Gau.

Droben aber wuschen sie den Schweiß des Todes von der Stirn des Grafen.

*

Richiza blieb, und leise rieselte die Zeit dahin. Richiza blieb, und bei ihr blieb das Wort des Verstoßenen: „Ich will wieder kommen, wenn ich mit Ehren zu kommen vermag."

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Vierzehnmal hatte der Wein an den Hängen des Schloßberges von Castell geblüht, und vierzehnmal waren die vollen Erntewagen in den Meierhof geschwankt. Vor vielen Jahren hatte Graf Rupert sein junges Weib in die kühle Gruft der Dorfkirche gebettet, und wie vor Menschengedenken gebot die alte, kleine Gräfin Imma als Herrin auf Castell. Bei ihr aber wohnte, wie sie's gelobt, die Waise Richiza.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Im Glanze der Morgensonne funkelten die Zinnen des Frauenberges ob Würzburg, blitzten die Tautropfen im Laube des Weinstockes zuseiten der staubigen Straße.

Zwei Reiter, ein alter Mann und ein Knabe, zogen das Quertal entlang unter dem Bischofschlosse zum Maine hinab.

„Es wird ein heißer Tag, Jungherr," sagte der Alte, der seitwärts hinter dem Knaben dahinritt. „Recht ist's, so können die Trauben kochen," setzte er nach einer Weile hinzu.

Der Knabe ritt schweigend fürbaß.

„Sie kriegen auch hierzuland einen guten Herbst," begann der Alte wiederum; „'s ist ihnen zu gönnen. Und heut abend, Jungherr, reiten wir zu Hause ein. Und ich freu' mich darauf. 's war schön beim Herrn Großvater im Hessenland, und 's wird schöner sein zu Hause bei uns."

Der Knabe schwieg und wandte das Haupt nicht.

„Jungherr Kunz —!" Nun trieb der Knecht seinen Gaul nach vorn und blickte forschend in das Antlitz des Kindes. „Jungherr, seid Ihr böse auf mich?"

„Ja —!" stieß der Knabe hervor.

„Und kann's doch nicht ändern," sagte der Alte und hielt sein Pferd wieder gehörig zurück.

„Du könntest wohl," grollte nun das Kind.

Traurig schüttelte der Alte den Kopf und schwieg.

Es war noch nichts zu sehen von der vieltürmigen Stadt Würzburg. Aber nun begann eine Glocke zu läuten, und singend und summend fluteten ihre gewaltigen Töne durch das morgendliche Tal.

Der Knabe ritt ein wenig langsamer; doch auch der Alte zügelte seinen Klepper.

„Eckart!"

„Jungherr?"

„Eckart, nur ein einziges Mal, Eckart, nur heute!"

Kläglich seufzte der Alte und sprach: „Tät's wohl von Herzen gern — aber ich darf nicht, Jungherr; der Herr Vater hat mir's verboten. Wir reiten durch die Stadt und sind bei guter Zeit zu Haus."

„Eckart!" Der Knabe hielt nun sein Pferd an und wartete, bis der alte Mann an seiner Seite war, wandte das Haupt und sah bittend in seine Augen.

„'s geht nicht, Jungherr, 's ist heute nichts für uns in der Bischofstadt."

„Wenn's also gestern wäre, dann könnten wir bleiben, Eckart?"

„Gestern, Jungherr, oder morgen oder alle Tage im Jahr."

„Und was ist denn heute?" fragte der Knabe neugierig.

„Hört Ihr die Glocken, Jungherr?"

„Es muß ein Festtag sein, Eckart."

„Ein Festtag," murmelte der Alte und spie aus.

„Sie läuten jetzt mit allen Glocken, Eckart."

„Mit allen Glocken!" Der Alte lachte hart auf.

„Weißt du, was für ein Festtag ist, Eckart?"

„Ob ich's weiß, Jungherr? Was wird sein? Cyriakustag ist, Jungherr, weiter ist nichts."

„Cyriakustag, Eckart? Aber was kümmert uns der Cyriakustag? Eckart, o gelt, wir bleiben!"

„Darf nicht, Jungherr. Haben uns verspätet, und ist mir leid genug."

„Ist das dein letztes Wort, Eckart?"

„Mein letztes Wort, Jungherr; ich darf nicht."

Trotzig warf der Knabe den Kopf in den Nacken und trieb sein Pferd an. Schweigend trabte der Alte hinter ihm drein zu Tale. Und der Staub stieg auf unter den Hufen der Rosse.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Sie ritten über die Brücke und sahen den Strom glitzern im Morgensonnenscheine. Sie ritten durch das finstere Tor und kamen in die geschmückte Stadt.

Der Staub der Straße war verdeckt mit Gras und Blumen, aus den Fenstern der Häuser hingen

Teppiche, an den Türen standen Birkenbäumchen, und das festlich geputzte Volk wogte auf und nieder.

Der Knabe wollte geradeaus reiten, aber der Alte kam an seine Seite und drängte sein Pferd rechts ab in eine enge Gasse.

Zornig fragte der Knabe: „Sollen wir abseits hinschleichen wie Strauchdiebe?"

„Kann nicht anders, Jungherr," murmelte der Alte mit zusammengebissenen Zähnen. Und grimmig spornte der Knabe sein Roß, daß es aufstieg und mit einem gewaltigen Satz in die Gasse sprang.

„Sachte, Jungherr!" mahnte der Alte. Da rannte aus der offenen Türe des nächsten Hauses eine großmächtige Sau mit Grunzen zwischen die Beine seines Gaules. Erschrocken drehte sich der Gaul auf der Hinterhand. Angstvoll grunzte die Sau und fuhr von der andern Seite des Gäßleins zum zweitenmal gegen das Pferd, und das Pferd stieg hoch empor und überschlug sich seitwärts auf seinen Reiter. Grunzend gewann die Sau das Haustor. Das Pferd aber sprang auf und stand zitternd neben dem Alten.

Aus der Tiefe des Gäßleins, aus allen Haustüren und herab von der Hauptstraße kamen neugierige Leute gerannt. Der Knabe war abgesprungen und hatte einem der Gaffer die Zügel zugeworfen, kniete neben dem Alten im Staube und wischte mit der Hand an der blutenden Schläfe, jammerte und raunte: „Eckart, wach auf! Eckart, ich will auch ganz gewiß nimmer zornig sein."

Da öffnete der Alte die Augen, sah verwundert umher und wollte sich aufrichten. Aber stöhnend sank er zurück und murmelte: „Was ist mir denn geschehen? Jungherr, ich glaub', es ist was gebrochen."

„Kann denn niemand helfen?" schrie der Knabe in die Menschenmenge, die sich staute im Gäßlein.

„Wir wollen ihn zur Herberge tragen," meinte ein Bürger. „Packet an, Leute!"

„Am Cyriakustage!" murmelte der Alte und warf feindselige Blicke auf die Bischöflichen.

„Wenn er das Bein gebrochen hat, so holt eine Tragbahre!" riet ein andrer.

„Eine Stubentüre tut's auch," rief ein Dritter und rannte in das nächste Haus.

Da drängte sich ein würdiger Mann durch den Haufen, kniete neben dem Gestürzten zu Boden, strich sorgsam die wirren Haare auseinander und betrachtete die Kopfwunde.

„Muß er sterben?" flüsterte der Knabe ängstlich.

Lächelnd schüttelte der Arzt sein Haupt und untersuchte das Bein des Gestürzten.

Murrend sagte dieser: „Macht Platz, ich will aufsteigen!"

„Ja, in sechs Wochen, mein Freund, wenn's gut geht," brummte der Arzt und erhob sich.

„Sechs Wochen bei euch liegen?" rief der Alte und riß die Augen auf.

Sie brachten eine Stubentüre.

„Packt sachte an!“ befahl der Arzt. Und drei, vier Männer bückten sich nach dem Alten.

„Ich will nichts von euch!“ rief der Knecht und stieß sie zurück.

„Willst du denn im Staub da verziefen?“ fuhr ihn der Arzt an. „Vorwärts — auf!“

Ächzend ließ sich's der Alte gefallen, und murmelnd setzte sich der Haufe in Bewegung. Etliche führten die Pferde, die lammfromm mit gesenkten Köpfen gehorsamlich folgten. Der Knabe aber wich nicht von der Seite der Bahre.

„Wo seid Ihr denn her?“ fragte ein Neugieriger.

Schon öffnete der Knabe den Mund, aber zornig fuhr ihm der Alte ins Wort: „Gottlob, weit von hier!“

„Eia, das glaub' ich,“ lachte ein andrer; „denn hierzuland sind wir wohl nit so grob, wie bei euch.“

„Habt nur keine Angst, Junker,“ tröstete ein Dritter. „Euer Knecht ist viel zu lebendig, der wird gewiß noch nit sterben.“ Und lachend bogen sie hinaus auf die festlich geschmückte Hauptstraße, und die handfesten Männer trugen den ächzenden Alten unter dem Geläute der Glocken über das Gras und die Blumen zur Herberge.

Murrend und knurrend mußte sich der Knecht gefallen lassen, was die mitleidigen Menschen an ihm taten.

„Ihr könnt von Glück sagen,“ erklärte endlich der Arzt, legte behutsam die Decke über das geschiente Bein und sah freundlich in das finstere Ge-

sicht seines Kranken. Er bekam keine Antwort. „Laßt Euch nicht auslachen!“ rief er und wandte sich ab. „Ihr habt schon Böseres erfahren als einen Beinbruch, Ihr alter Haudegen!“

Über das verwitterte, narbige Antlitz des alten Mannes ging ein Lächeln. Aber geschwinde besann er sich und legte das Gesicht wieder in grimmige Falten.

„Sie haben Euch in Schimpf und Ernst zerhauen und zerstochen. Ihr tragt am ganzen Leib die Male,“ lobte der Arzt.

„Und andre tragen ihrer noch mehr!“ sagte der Alte.

„Na also, haltet Euch ruhig!“ lachte der Arzt und gab ihm die Hand. Zögernd legte der Knecht die seine darein.

„Und wo seid Ihr denn her?“

Die weißen Augenbrauen des Alten zogen sich zusammen und hastig stieß er hervor: „Weit her — was kümmert's Euch? Seid unbesorgt um Euern Lohn!“

„Grobian!“ lachte der Arzt. „Hab' ich vielleicht deswegen gefragt? Wenn einer reitet mit köstlich gezäumten Rossen, dann ist mir nicht bang um den Lohn.“

Und damit ging er.

*

Im offenen Fenster stand der Knabe und blickte hinab auf die Städter und die Landleute, die sich drängten in der breiten Straße.

„Jungherr!“ begann der Alte ängstlich und drehte den Kopf zum Fenster. „Gelt, Jungherr, Ihr bleibt bei mir und vertreibt mir die Zeit?“

„Wenn du mich brauchst,“ kam die Antwort zurück.

„Freilich, freilich,“ rief der Alte eifrig. „Ihr müßt mich pflegen. Kranke pflegen ist ein gutes Werk; Ihr wißt's von Eurer Muhme Richiza.“

„Du bist doch nicht krank, du hast ja nur das Bein gebrochen,“ meinte der Knabe und wandte den Kopf nicht.

„Sehr krank, Jungherr!“ rief der Alte, und dringend setzte er hinzu: „Ihr dürft heute gar nicht von mir gehen.“

„Eckart, wenn ich nur wüßte, was die Bischöflichen für ein Fest feiern.“

„Wird schon was sein,“ murrte der Alte. „Laßt die Städter! Was kümmert's Euch? Und — Jungherr — eia, kommt ein wenig her zu mir!“

Zögernd trat der Knabe an das Lager des Alten. Bittend griff dieser nach seiner Hand. „Jungherr — Ihr werdet keinen von den — von den Burgern fragen, was das Fest bedeutet?“

„Und warum nicht?“

„Warum nicht?“ Ein listiges Lächeln zuckte um die Mundwinkel des Alten: „Weil sie nicht meinen sollen, Ihr seid — Ihr seid ja neugierig wie das Weib eines Torhüters — darum!“

Trotzig warf der Knabe das Haupt zurück.

„Wenn's darum ist, dann will ich keinen fragen." Und hastig ging er wieder ins Fenster.

Nach einer Weile meinte er: „Aber wissen möcht' ich's doch."

Der Alte lag still auf dem Rücken und sah den Fliegen zu, die über die braune Holzdecke liefen. Regungslos stand der Knabe und sah hinunter auf die wogende Menge. Machtvoll erklangen die Glocken, und die Menschen kamen allgemach zum Stehen. Der Knabe beugte sich weit aus dem Fenster.

Nach einer Weile sagte er rückwärts über die Schulter: „Sie halten einen Umgang."

Der Mann auf dem Lager antwortete nichts.

„Nun kommen sie vom Dome her," berichtete der Knabe.

Der Mann auf dem Lager ballte die Fäuste: „Jungherr, es ist so hell hier innen; ich bitt' Euch, schließet die Laden!"

Der Knabe gab keine Antwort und guckte neugierig hinab.

In Ruhe stand die Menge unten und säumte die breite Straße den Häusern entlang in dichten Reihen. Auch das Gemurmel war verstummt. In tiefen Tönen klangen die Glocken des Domes.

Weit hinaus beugte sich der Knabe. Da blickte ein Weiblein von ungefähr empor, hob zornig die Faust und raunte ihren Nachbarn Unverständliches zu. Drei, vier Hälse reckten sich, und grimmige Ge-

sichter wandten sich zum Fenster. „Die Mütze 'runter!" rief ein feister Bürger. Zehn, zwanzig Hälse wandten sich, und drohend rief man von allen Seiten: „Die Mütze 'runter!"

„Ihr seid gemeint, Jungherr, die Mütze, die Mütze —!" mahnte nun auch der Alte ängstlich auf seinem Lager. „O kommt!"

„Ja so!" murmelte der Knabe erschrocken, riß die Mütze vom lockigen Haupte und schleuderte sie rückwärts auf die Dielen.

„Jungherr," sprach der Alte mit bittender Stimme, „kommt her zu mir, 's ist nichts für Euch, glaubt mir nur einmal, 's ist nichts für Euch."

Der Knabe blieb murrend stehen und sah unverwandt die Straße hinauf zum Dome.

Seufzend schloß der Alte die Augen: „'s ist Euer Schaden, wenn Ihr nicht gehorcht. Ihr werdet's inne werden, so oder so."

Männergesang erhob sich in der Ferne, kam naher und näher, wuchs machtvoll an, übertönte das Glockengeläute und erfüllte die Luft. Langsame, schleifende Schritte kamen die Straße herunter, zahllose schleifende Schritte.

„Der Bischof!" rief der Knabe über die Schulter zurück.

„Jungherr, tut mir den Gefallen und geht aus dem Fenster," mahnte der Alte zum letztenmal. Aber der Knabe gehorchte ihm nicht. Das niedere Gemach widerhallte vom Chorgesang der

Kleriker; Weihrauchgeruch drang bis ans Bette des Knechtes.

Auf den Knien lag die Menge.

Droben im Gemache glitt ein tiefer Schatten über die weiße Hinterwand und über das braune Holzwerk der Decke.

Der Gesang verhallte in der Ferne. Die Leute erhoben sich aus dem Staube und drängten mit Beten und Schreien den andern nach, die Straße hinunter zum Strome. Im Lufthauch des Morgens zitterte das Laub der Birkenbäumchen, und über allem klangen und dröhnten die Glocken vom Dome des Bischofs.

„Eckart," sagte der Knabe und ging mit geröteten Wangen ans Bette des Alten. „Eckart, aber so hör doch!" sagte er zum zweitenmal mit bebender Stimme. „Sie haben eine großmächtige Fahne getragen. Eckart, eine solche Fahne hab' ich noch niemals gesehen. Eckart, es ist eine riesige Fahne mit einem furchtbaren Bild. Hörst du denn nicht, Eckart?"

„Es wird ein Heiligenbild sein," kam's tonlos von den Lippen des Knechtes.

„Eckart!" Der Knabe zitterte am ganzen Leibe. „Ein Heiliger, sagst du? O Eckart, es ist ein Riese mit großmächtigen Augen gewesen — Eckart, ich habe das Weiße in seinen Augen gesehen, es ist ein furchtbares Bild."

„Solche Fahnen und solche Bilder gibt es,"

murmelte der Alte und lag mit geschlossenen Augen. Nach einer Weile setzte er stöhnend bei: „Und vor solchen Fahnen erstarrt auch tapferen Leuten das Blut in den Adern. Jungherr — fragt mir keinen, was das Fest bedeutet!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Schweigend saß der Knabe auf dem Holzschemel am Bette des Alten und dachte an das riesige Bild und an die weitgeöffneten, drohenden Augen. Geschäftig liefen die Fliegen über die Decke des Gemaches, die Glocken klangen ernst und feierlich, blinkender Sonnenschein lag auf der Straße.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Glocken waren verstummt, und die Menge des Volkes wogte wiederum zwischen den Häusern. Aus der Schenke zur ebenen Erde klang Stimmengewirr. Der Knabe saß und dachte an das furchtbare Bild. Der Alte lag auf dem Rücken und schlummerte.

Leise erhob sich der Knabe und trat in das Fenster. Im Staube der Straße welkte das Gras, und im Sonnenlichte welkte das Laub der Birkenbäumchen. Ein tiefblauer Himmel sah zwischen die alten Giebel herein.

Die Domstraße herunter kam eine vornehme Gesellschaft. Ehrerbietig wichen die Bürger und Bauern aus dem Wege und zogen die Hüte. Schritt vor Schritt kamen die Herren heran. Unter den Fenstern der Herberge hielten sie. Es waren alte,

weißhaarige Domherren, junge, kraftvolle Männer im geistlichen Gewande; dazwischen weltliche Dienstleute des Stiftes. Neugierig blickte der Knabe aus dem Fenster auf sie hinab und musterte ihre kostbaren Gewänder.

„Eia, vorwärts, ihr Herren!" rief ein Greis in ihrer Mitte. „Meine Kehle ist trocken von all dem Staub — so trocken wie heute vor vierzehn Jahren. Ich muß einen Schoppen hinuntergießen. Und was wir da draußen reden, das können wir uns auch hinterm Becher erzählen. Vorwärts, ihr Herren!"

Plaudernd und lachend betraten sie die kühle Herberge. Der Knabe hörte ihre Schritte drunten auf dem Steinpflaster des Ganges, er hörte sie draußen auf der Holzstiege. Plaudernd und lachend wälzte sich der ganze Haufe vorüber, die Türe der Nebenstube ward aufgestoßen, Stühle wurden gerückt, Bänke geschoben, und geräuschvoll ließ sich die Gesellschaft nieder.

Eine dünne Holzwand nur trennte die beiden Gemächer, und der Knabe verstand jedes Wort von ihrem Gespräche.

Schlafend lag der Alte auf dem Rücken; ruhig und tief ging sein Atem.

Zum erstenmal klangen nebenan die Becher. Drunten aber in der Schenke brauste das Stimmengewirr.

Noch immer stand der Knabe im Fenster und sah hinab auf die Straße.

Wiederum klangen die Becher im Nebengemache, und über alle andern Stimmen erhob sich ein dröhnender Baß: „Eia, man wird alt, ihr Freunde und Brüder! Vierzehn Jahre, das ist eine lange Zeit. Hört ihr sie singen?"

Im Erdgeschosse ertönte ein rauhes Lied, aber der Knabe konnte die Worte nicht verstehen. Einer sang, die andern fielen im Chor ein und sangen den Rundreim. Allgemach verstand der Knabe auch einzelne Worte — es war ein Schlachtenlied und erzählte von splitternden Speeren, von dröhnenden Schilden, von krachenden Kübeln und von brechenden Augen. Aber den Rundreim verstand er nicht — nicht ein einziges Mal.

Das Lied war zu Ende, und Lachen und Stimmengewirr brauste wie vordem in der Tiefe des Hauses.

„Den Rundreim habe ich nicht verstanden," rief einer nebenan in der Trinkstube der Herren.

„Den Rundreim?" antwortete der dröhnende Baß. „Ei, Junker, man sieht, daß Ihr fremd seid in der Stadt des heiligen Kilian. Den Rundreim kennt doch jedes Kind." Und mit dröhnender Stimme begann er zu singen:

„Heut ha'mer Feiertag,
und in Castell
misten s' die Städl'!"

Schallendes Gelächter antwortete ihm, und der fremde Junker rief: „Jetzt hab' ich's verstanden."

Hochauf horchte der Knabe. Sanft schlummerte der Alte auf seinem Lager.

„Er ist gut zu verstehen, der Spottvers,“ rief der dröhnende Baß. „Und die er angeht, die meiden am heutigen Tage die Stadt wie ’s höllische Feuer.“

„Glaub’s wohl,“ lachte der Fremde.

„Und haben doch in Wahrheit keinen Spott verdient,“ meinte ein andrer. „Sie sind verraten worden und haben gekämpft wie die Bären.“

„Alle bis auf einen!“ rief der Mann mit dem Basse.

„Je nun, das ist wohl auch nicht mit rechten Dingen zugegangen,“ sagte ein Dritter.

„Mit rechten Dingen oder nicht — es ist und bleibt den Castellern ewige Schmach,“ rief der Baß. „Und ich weiß, es ist ein streng Gebot auf Castell: Bei Leibesstrafe darf keiner reden von der alten Geschichte.“

„Feig ist einer von ihnen gewesen?“ rief der Fremde.

„Feig!“ riefen drei, vier Stimmen.

„Je nun, feig — wer weiß?“ warf der Zweifler dazwischen.

„Feig!“ schrie der mit dem Basse und schlug auf den Tisch, daß die Becher klirrten. „Oder ist’s vielleicht tapfer, wenn einer die Schlacht verschläft? Und alle wissen’s: er hat die Schlacht in einem Keller verschlafen.“

„Und seine sechs Brüder haben wie die Bären gekämpft,“ murrte der Zweifler.

Hochauf horchte der Knabe im Nebengemache. Sanft aber schlummerte der Alte auf seinem Lager.

„Ich weiß von einem Castell," begann nun der Fremde, „von einem Castell, der ist im Morgenlande geritten, und an der Donau drunten singen die Fahrenden von ihm."

„Es gibt nur zwei Castelle, und die leben am Walde droben, und kein Fahrender singt von ihnen," rief der Baß. „Ein Verkrüppelter —"

„Sag lieber ein Held, den wir vor vierzehn Jahren zum Krüppel gehauen haben!" unterbrach ihn einer mit rauher Stimme.

„Meinetwegen," murrte der Baß. „Der und ein Kind, das sind alle lebenden Castelle."

Mit geballten Fäusten stand der Knabe in seinem Gemache und lauschte.

„Und dennoch hab' ich singen hören von einem dritten," beharrte der Fremde.

„Dann ist's der Feigling, der die Schlacht verschlafen hat im Kellerloch heut vor vierzehn Jahren," rief der Baß. „Und die Schmach hängt an ihnen wie die Klette im Pelz — einer ist feig gewesen."

Da sprang der Knabe zur Türe, riß sie auf, rannte den Gang hinunter, stieß die nächste Tür auf und stand vor den zechenden Herren.

Etliche wandten den Kopf nach ihm; die meisten aber bemerkten ihn nicht. Drunten in der Schenkstube sangen sie wieder das Lied mit dem Rund-

reim, und wie fernes Brausen tönte es in den Ohren des Knaben:

„Und in Castell
misten s' die Ställ'."

Die Stimme versagte ihm, er stand mit geballten Fäusten in der Tür und starrte auf die Herren. Die Sonne schien so grell herein, daß die zinnenen Becher und Humpen gleißten und blitzten. Er senkte die Augen und sah keines von all den vielen Gesichtern.

„Was willst du denn, mein Junge?" rief ein Domherr vom nächsten Tische.

Das Kind trat ein paar Schritte vor und atmete tief auf: „Es gibt keinen feigen Castell!"

„Was?" rief der Domherr und hielt die Hand ans Ohr.

Es war stille geworden im Gemache, und alle Gesichter hatten sich nach dem blondlockigen Knaben gewendet. Der stand mit roten Wangen hart vor dem ersten Tische und brachte noch einmal heraus: „Es gibt keinen feigen Castell!"

In der Schenke drunten war der Gesang verstummt. Nur dumpfes Gewirre der Stimmen drang durch das Gewölbe empor. Zitternd stand das Kind und sah blinzelnd von einem der Herren zum andern.

„Es gibt keinen feigen Castell?" rief der Domherr lachend. „Ja woher weißt denn du das, mein Sohn?"

„Weil mir's mein Vater gesagt hat," antwortete der Knabe trotzig.

Mit gutmütigem Lächeln erhob sich der feiste Domherr, trat vor ihn und legte die Hand auf seinen Scheitel: „Dein Vater? Eia, was hat dir dein Vater gesagt?"

„Ein Castell stirbt, ehe er zum Feigling wird," antwortete der Knabe und sah ihn furchtlos an.

„Hörst du, Freund?" rief der Domherr zum andern Tisch hinüber und lachte.

„Was will denn der Knirps?" murrte der Baß. „Ich werde ihm die Hosen spannen!"

„Die Hosen spannen?" meinte der Domherr. „Eia, das hat er doch nicht verdient, der tapfere Junge!"

Mit geballten Fäusten stand der Knabe und sah mit blinzelnden Augen ins Sonnenlicht. Dann riß er die kleine Wehre aus der Scheide, stampfte und rief: „Ich seh' Euch nicht — aber kommt nur her und rührt mich an!"

In der Nebenkammer erhob sich die angstvolle Stimme des Alten: „Jungherr — aber Jungherr, so kommt doch —!"

Lachend und murmelnd saßen die Herren an ihren Tischen und sahen wohlgefällig auf den Knaben. Der gutmütige Domherr aber beugte sich herab und fragte ihn freundlich: „Wie heißt du denn, mein Kind?"

Die Augen des Knaben füllten sich mit Tränen,

und schluchzend flüsterte er: „Kunz, Graf und Herr zu Castell."

Da sagte der Domherr ganz laut, zu den andern gewendet: „Knabe, wenn sie alle so waren wie du, dann hat's nie einen Feigling in deiner Sippe gegeben."

Und er nahm ihn bei der Hand, sprach freundlich auf ihn ein und führte ihn aus dem Gemache.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Flüsternd erkundigte sich der Fremde bei seinen Nachbarn: „Der mit dem Basse hat wohl einen besonderen Groll auf die Sippe?"

Lächelnd raunte dieser zurück: „Es lebt ein schönes Mägdlein auf Castell, das sticht dem Trimberg in die Augen. Aber der verkrüppelte Castell möcht' es zur Erbmuhme machen."

*

Noch am gleichen Tage schickte Eckart der Knecht einen Boten nach Castell, und am folgenden Morgen kamen gräfliche Reiter und holten das Kind aus der Stadt Würzburg.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Richiza ging mit bleichen Wangen umher, und insgeheim ließ der Verkrüppelte durch Vertraute nach dem Fremden forschen in der Stadt des Bischofs. Sie fanden ihn wohl, er aber wußte nur zu erzählen von einem halbvergessenen Liede.

Bis in die Knechtstuben von Castell drang die

geheimnisvolle Sage von dem Verschollenen, den man im Morgenlande gesehen habe. Nur vor die greise Gräfin-Mutter kam nichts von all dem Gerede. So hatte es Graf Rupert mit harten Worten geboten.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Schon kam König Winter aus fernen Landen gezogen. Und er schickte vor sich her Frau Stille in Wald und Flur, daß sie ihm das Lager rüste mit ihrem Knechte, dem Schweigen.

Sachte fielen die Blätter; gelb und kahl stand der Weinstock an den Hängen des Schloßberges.

Aber noch waren sonnige Tage im Lande der Franken: zwischen den blinkenden Buchenstämmen dufteten die letzten Steinpilze, träge Falter taumelten auf den Waldblößen, Herdenglocken klangen zum Schlosse empor, tiefrote Hagebutten leuchteten an den Büschen der Hohlwege, und mit goldenen Blättern war die Erde unter der Grafenlinde besät. Die weißen Fäden des Herbstes funkelten reifbedeckt im Lichte des Morgens und blinkten taunaß in den Strahlen der sinkenden Sonne. Noch waren sonnige Tage im Lande der Franken.

Kirchweih stand vor der Türe, und von früh bis Nacht klangen die Dreschflegel in den Tennen zu Castell, von früh bis Nacht klapperte die Mühle am Fuße des Berges; denn die Leute brauchten

Mehl zum Feste, viel weißes, feines Mehl zum Feste der Kirchweih.

Die Mädchen hatten es notwendig mit der Nadel; denn sie wollten tanzen, ja tanzen.

Der einäugige Pfeiferhans übte allabendlich mit den andern, die des Pfeifens kundig waren und die Geige zu streichen wußten, und verheißungsvolle Töne drangen aus den Ladenritzen seiner Hütte droben am Berghange hinter dem Pfarrhofe hervor.

Die alte Gräfin im hochragenden Schlosse nahm sich wenig Zeit zur Ruhe. Von früh bis Abend war sie hinter den Mägden her und kehrte das Unterste zu oberst.

Auch die Esel durften nicht feiern. Schrittweise, mit gesenkten Köpfen und hängenden Ohren schleppten sie die vollen Weinfässer zwischen die Wälle und Palisaden herein, durchs finstere Tor in den engen Burghof.

Weit offen standen die Fensterläden; der Herbstwind strich durch alle Kemenaten und Kammern, und die alten Mauern klangen wider vom Kreischen der Besen, vom Knirschen der Bürsten.

Über Holzgestellen hingen die schweren Teppiche, Knechte droschen mit Haselstecken darauf, daß der Staub in Wolken davonflog.

Von früh bis Abend war die alte Frau hinter den Leuten her, und getreulich half ihr die Jungfrau Richiza.

Doch diese war nicht mit ganzem Herzen bei der Arbeit des Tages. Zuweilen ertappte die Patin ihre Tochter, wie sie mit gefalteten Händen an einem offenen Fenster stand und traumverloren gen Westen in die Ferne sah — des Morgens über die Strohdächer des Dorfes, die blinkweiße Straße entlang, über gelbe Weingärten, über graue Stoppelfelder, hinein ins weite, weite Land, hinüber zum glitzernden Mainstrome, hinaus in den blaugrauen Dunst, der die Grenze zwischen Himmel und Erde verwischte; des Abends über die schweigende, vielfarbige Pracht der Wälder hinaus gen Osten, wo die weißen Wölklein schwammen im grünlichen Äther, rosig überhaucht vom Widerschein der sinkenden Sonne. Und die alte Frau schüttelte schweigend das Haupt, wenn Richiza erschrocken das liebliche Antlitz nach ihr wandte und hastig eine Träne von der Wange wischte. Aber ihre alte Stimme klang sanft, wenn sie mit der Jungfrau sprach, die seit einigen Wochen so schmale Wänglein hatte und so große, leuchtende Augen und stiller wurde von Tag zu Tag, stille wie die schweigende Erde im Lichte der kraftlosen Sonne.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Woche neigte sich dem Ende zu, die Dielen glänzten in untadeliger Reinheit, die Wasseresel hatten wieder ruhige Zeit. Aber vom großen Backofen draußen vor dem Schloßtore stieg der blaue Rauch empor und zog in blauen Schwaden hin-

über zur gelben Linde. Und in der geräumigen Küche kneteten die Mägde schwatzend und kichernd den Teig.

Die Muhme stand mit Jungfrau Richiza in der Leinwandkammer, und Kunne, die Gürtelmagd, hob kostbare Wandteppiche aus den Truhen.

Sie war uralt geworden, die alte Kunne von damals; aber sie stand noch fest auf den kurzen Beinchen, wie vorzeiten, und kein Zittern der runzeligen Hand verriet die Zahl der Jahre, die sie auf dem gekrümmten Buckel in den Winter hineintrug. Nur die Augen wollten nicht mehr mittun; sie waren stumpf geworden vom Sonnenlichte der Jahrzehnte und rot vom Herdrauch der Winter, die sie geschaut hatten. Und sie hatte das Gedächtnis verloren im Laufe der Zeit — das Gedächtnis für die Dinge des Tages. Dünn und krächzend klang ihre Stimme, wenn sie von alten Geschichten erzählte. Sie war mürrisch geworden, sie konnte nur wenig mehr schlafen des Nachts, und ihre Mitmägde gingen ihr gern aus dem Wege.

Sie war auch heute unzufrieden und wußte selbst nicht recht warum. Und murrend sprach sie: „Lasset doch die Wandbehänge in den Truhen, Frau Gräfin. Kommt ja doch niemand zum Fest ins Schloß.“

„Der und jener hat sich angesagt, und wir müssen uns rüsten, Kunne,“ antwortete die Gräfin, streifte mit einem sorglichen Blicke das bleiche Gesicht ihres Patenkindes und wandte sich dem Fenster zu.

„Herr Friedel kommt ja doch nie mehr!" sagte die Magd plötzlich ganz laut.

Da legte sich die Hand Richizas auf ihre Schulter.

„Was wollt Ihr, Jungfrau?" murmelte die Alte und trat ärgerlich zurück.

„Kunne —!" raunte Richiza und sah ängstlich zur Muhme hinüber, die vorn am Fenster die Stickerei eines Wandbehanges mit prüfenden Augen besah.

„Jung-Friedel kommt nie mehr," wiederholte die Alte störrisch und bückte sich über eine offene Truhe.

„Aber Kunne!" raunte Richiza.

„Nie mehr," behauptete die Alte. „Sie haben's verscherzt, der Graf und —"

„Richiza!" rief die Gräfin. Da ging die Jungfrau hinüber ans Fenster. „Hilf mir!" befahl die Muhme. Und die beiden Frauen legten den kostbaren Wandteppich über das Holzgestell. Die Magd aber setzte sich murrend auf einen Holzschemel neben ihre Truhe und begann vor sich hin zu raunen.

„Da sind mir nun die Motten hineingekommen," sagte die Gräfin ärgerlich und legte den Zeigefinger auf eine schadhafte Stelle des Kunstwerkes.

„Vorzeiten war's anders," brummte die alte Magd im Selbstgespräch auf ihrem Schemel. „Vorzeiten war doch noch Kirchweih! Aber heutzutag wissen sie ja gar nimmer, was Kirchweih ist, die Leut in Castell."

„Der Schaden ist nicht groß; ich will ihn bessern," sagte Richiza und prüfte die Stickerei.

„Es ist, als ob die Mäuse das Herz zerfressen hätten," klagte die Gräfin.

Ein großes, rührsames Bild war in den Teppich gestickt: Unter den Blüten eines weitästigen Apfelbaumes saß eine Maid, und vor ihr kniete auf blumigem Grunde ein edler Herr in reichem Gewande. Er bot ihr sein flammendes Herz, als wäre es das hölzerne Vorbild einer Gedächtniskirche; sie aber neigte sich herab, als wäre sie eine Heilige, und lächelte blöde. Hinter den beiden ragte eine vieltürmige Burg zum blauen Himmel empor, und zwischen ihnen lehnten, eng aneinander geschmiegt, zwei Wappenschilde — ein schwarzer, schleichender Panther im gelben Felde zur Rechten, eine weiße Lilie im blauen Felde zur Linken.

„Die Motten haben's zerfressen," klagte die Gräfin und strich über das schadhafte Herz des edeln Ritters.

„Die Motten —!" wiederholte Richiza.

„Ja, vorzeiten," raunte die alte Kunne, „da haben wir Kirchweih gefeiert, wir und die sieben Jungherren. Heisa, das war was! Aber so kommt's nimmer; denn die Blumen haben ihren Duft und der Himmel hat seine Bläue verloren. Alles ist anders geworden in Castell."

„Alles ist anders geworden," murmelte die Gräfin und strich liebkosend über die weiße Lilie

im blauen Schilde. Richiza stand auf, trat zu der Alten und raunte eindringlich auf sie herab. Die schüttelte zuerst störrisch den Kopf; dann aber besann sie sich und ging murmelnd aus der Tür.

„Ach, wenn ich das noch erleben dürfte!“ seufzte die Gräfin.

„Es wird bald geschehen sein, Frau Patin,“ meinte Richiza, entnahm der Tasche ihres Kleides ein Päckchen, entfaltete es und zog aus dem vielfarbigen Seidengewirr einen gelben Faden.

Wehmütig schüttelte die Gräfin das Haupt. „Du weißt wohl, was ich meine, Richiza!“

„Ich soll den Schaden bessern, Frau Patin — nicht wahr?“ sagte die Jungfrau mit trübem Lächeln und zog die Seide durchs Nadelöhr. „Die Motten sind in die Flamme geflogen, und es ist anders gekommen als gewöhnlich — diesmal haben die Motten die Flamme gefressen.“

„O Kind, du weißt wohl, was ich meine!“ sagte die Patin, legte die Hände auf ihre Schultern und blickte ihr wehmütig in die Augen.

„Daß ich den Schaden bessern soll?“ rief die Jungfrau lächelnd und entschlüpfte behende ihrer Umarmung.

„Richiza!“ zürnte die Patin und wandte sich ab.

„Frau Patin!“ schmeichelte die Jungfrau, zog den schweren Wandbehang von der Stange, setzte sich auf einen Schemel, rückte die schadhafte Stelle

zurecht und begann zu sticken: „Ich weiß es ja und kann doch nicht."

„Magst nicht," zürnte die Gräfin.

„Kann nicht, Frau Patin," beharrte Richiza.

„Und warum denn? Im Frühjahr noch hast du nicht viel dagegen gewußt —"

„Gewußt?" rief die Jungfrau. „Ach Gott, im Frühjahr ist's auch noch in weiter Ferne gestanden, Frau Patin."

„Und was hast du jetzt dagegen?" fragte die Herrin.

Richiza schwieg und wandte das blutrote Antlitz zur Seite. „Es ist zum Lachen," rief sie plötzlich; „seht nur, das Herz des edeln Herrn ist zur Hälfte zerfressen, und den schäbigen Rest reicht er seiner Holden dar! Kann man sich wundern, wenn sie ihn verschmäht?"

„Aber sie mag ja — sieh nur!" sagte die Patin.

Nachlässig strich die Jungfrau über das Bild der gestickten Dame: „Das blöde Weibsbild da? Kann sein, Frau Patin."

„Die Motten sind darein gekommen," entschuldigte die Herrin.

„Die Motten, Frau Patin, die Motten, jawohl," wiederholte Richiza mit Nachdruck. Sie schob den Teppich zurück, daß er zu Boden glitt, sprang empor, faltete die Hände und machte ein klägliches Gesicht. „Jawohl, Frau Patin, so ist's. Genau so wie auf dem Teppich da" — sie stieß mit dem Fuße an das

Kunstwerk — „so ist's auch im Leben." Sie lachte leise auf und begann sich hin und her zu wiegen, als schritte sie im Reigen unter der blühenden Linde. „Hört, Frau Patin, ich will Euch sagen, was ich über die Mannsleute denke, und dann sagt Ihr mir, ob mich der Herrgott im Himmel für einen" — sie stockte und trat mit der Fußspitze auf den schmachtenden Ritter — „ob mich der Herrgott für so einen geschaffen hat! — — Den Trimberg, meint Ihr, weiß wohl." Sie drehte sich langsam um sich selber.

„Aber Richiza!" klagte die Gräfin.

„Also den Trimberg," wiederholte die Jungfrau und ging im Tanzschritt rund um das Gemach. „Der Trimberg wird alt sein — fünfunddreißig Jahre, Frau Patin?"

„Vierunddreißig," berichtigte die Gräfin mit Nachdruck.

„Vierunddreißig und achtundzwanzig — das paßte wohl zusammen," sagte Richiza mit feierlicher Betonung. „Aber da sind's nun wohl sechzehn, siebzehn Jahre, seit er landauf, landab reitet mit seinem brennenden Herzen, und allgemach sind seine Haare dünn geworden, und seines Herzens Flammen — Frau Patin, ich muß lachen" — sie trat noch einmal unhöfisch auf den gestickten Herrn — „die Motten sind drüber gekommen, Frau Patin. Und jetzt reitet er müde und matt herauf nach Castell und hält mir mit freundlichem Grinsen sein ausgebranntes Lämplein entgegen. Ich aber" — sie

stampfte zornig — „ich soll ihm das warme Herz hingeben, soll ihm zu eigen werden mit Leib und Seele" — sie schüttelte sich und ihre Augen funkelten — „Frau Patin, das wäre ein ungleiches Spiel!"

„Kind, Kind!" Die Herrin rang die Hände. „Hat man je schon gehört, daß eine Jungfrau so spricht? Was kümmert dich das Vergangene? Wer fragt nach dem, was hinter ihm liegt? Vorüber ist vorüber."

„Jawohl, Frau Patin, wer fragt danach?" sagte Richiza. Dann bückte sie sich, breitete den Teppich aus, ging nachdenklich rund um das Bild und sagte leise, als spräche sie zu sich selbst: „Sind aber nicht Vergangenheit und Zukunft unlöslich ineinander gewoben?"

Kopfschüttelnd ging die Gräfin aus dem Gemache.

Richiza lauschte auf die verhallenden Schritte. Dann schob sie den Riegel vor, warf sich über Fräulein und Junker und weinte bitterlich.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es war am Nachmittage vor dem Feste.

Drunten im Dorfe liefen die Weiber und holten auf großen Blechen die Kirchweihkuchen vom Bäcker. Herbstnebel bedeckten die Landschaft, und kopfschüttelnd befragten sich die Leute über das Wetter. Sachte fiel das gelbe Laub von der mächtigen Dorflinde draußen am Bächlein, und abseits von ihr

hatte fahrendes Volk seine Karren zusammengeschoben. Schwarzhaarige Kinder schlichen im Dorfe von Haus zu Haus und bettelten — und sie bettelten nicht vergebens im Nebel des Herbsttages. Bärentreiber zogen durch die Gassen, und Meister Braun tanzte zu den Klängen des Dudelsackes und brummte seine uralte Melodie darein. Mancher Heller, manch weißes Kirchweihbrot flog in die Mütze der Treiber.

Allerlei Gäste kamen noch immer einher auf nebligen Straßen von Abend und Mitternacht, Lahme und Blinde und Bucklige, fahrendes Volk, das sich zu Festzeiten in den Dörfern versammelt, wie Krähen auf neugepflügtem Felde. Eine Kunst wußte auch der Dümmste von ihnen: jeder hatte die Hand hohlmachen gelernt. Aber auch Bauersleute zogen einzeln oder in Gesellschaft zu Fuß und zu Roß von nah und fern heran — die einen von der Sehnsucht in die alte Heimat getrieben, die andern gelockt vom Dufte der dampfenden Töpfe. Denn jetzt waren die Tage im Jahre, wo Junker Überfluß auch in die Hütte des ärmsten Knechtes mit Jauchzen seine Brocken streute, wo kein Magen knurren mußte im Dorfhag.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Aus der Tiefe der mittägigen Wälder kam ein junger Geselle zugeritten. Die Lederkappe saß ihm keck auf dem Ohr, die grausilberne Adlerfeder stach kühn hinaus in die Luft, ein blauer Mantel hing

lose über seinen Schultern, vorn auf der Brust von einer kunstvollen Spange gehalten, und bauschte sich über dem Rücken; ein breites Schwert baumelte zu seiner Linken vom Sattel hernieder. Schrittweise kam der müde Braune aus dem Nebel; Bauch und Beine waren ihm grau vom Schmutze der Straße. Schrittweise kam er ans Palisadentor und stampfte den kotigen Burgweg entlang, an der Grafenlinde vorüber, zum Schloßtor hinan.

Der Torwart trat heraus und fragte nach des Reiters Begehr.

„Warmes Essen, kühlen Trunk, weiches Lager!“ rief der Junker, sprang aus dem Sattel und warf dem Alten nachlässig die Zügel zu.

„Glaub's wohl,“ sagte dieser und zog verwundert die Augenbrauen in die Höhe. „Aber da ist keine Herberge.“

„Weiß ich, Alter, weiß ich,“ raunte der Junker, trat nahe herzu, klopfte ihn auf die Schulter und lachte ihm so freundlich ins Gesicht, daß der bärbeißige Geselle schmunzelnd murmelte: „Ei, wenn Ihr's wißt, Herr, dann —“

„— dann hättet Ihr um ein Haus weiter gehen sollen — — nicht?“ ergänzte der Fremde zutraulich. „Laßt mit Euch reden, Alter. Ihr habt wohl zur Kirchweihzeit für einen fahrenden Junker einen Stuhl am Tisch, einen Stand im Stall und ein Bett in der Kammer?“

„Das ganze Schloß ist voll,“ brummte der Torwart.

„Desto lustiger!“ meinte der Junker.

„Da sind drei Grafen von Henneberg mit ihren Gräfinnen — da sind zwei Herren zu Limpurg, macht zusammen zwanzig Rosse, da ist der lustige Herr von Trimberg — und sie sagen, der muß da sein — —“

„Muß da sein? Warum?“ erkundigte sich der Junker.

„Warum? Darum!“ antwortete der Alte und lachte gar listig.

„Ei, du bist grob!“ Der Junker schlug ihn auf die Schulter.

„Grob wie 'n Torhüter,“ schmunzelte der Alte.

Aus der Tiefe des Hohlweges klang Trommelschlag, Gequieke von Pfeifen und Tuten von Hörnern; aus dem Nebel tauchten verschwommene Gestalten empor. Das müde Pferd des Junkers spitzte die Ohren; doch es besann sich und blieb mit hängendem Kopfe stehen. Trommler und Pfeifer zogen vorüber, dann kam einer im Narrenkleide, und hinter ihm trollten junge Kerle mit Spaten über den Schultern — sie zogen alle vorüber und verschwanden auf dem Burgweg zwischen den Planken im Nebel.

„Was wollen die?“ fragte der Fremde.

Der Alte lachte. „Jetzt wird die Kirchweih ausgegraben,“ raunte er geheimnisvoll.

„Die Kirchweih?“ fragte der Junker.

Aus der Tiefe des Hohlweges quoll eine Kinder-

schar. Unschlüssig blieben die vordersten stehen. Etliche Beherzte lösten sich von den andern und liefen hinter den Pfeifern und Trommlern hinein in den Nebel. Nach kurzer Zeit aber flohen sie mit gellendem Geschrei zurück, und hinter ihnen rannte der im Narrenkleide und ließ unbarmherzig die Pritsche auf ihren Rücken tanzen. Kreischend fegten die Kleinen hinunter ins Tal. Mit großen Sätzen sprang der Narr zwischen die Planken zurück, und im tropfenden Nebel verklang fern zwischen den Bäumen des Waldes das Quieken der Pfeifen, das Rasseln der Trommeln.

„So will's der Brauch," erklärte der Torwart. „Am dritten Tag wird sie vergraben im Wald, und keiner weiß den Ort als nur die Sieben mit den Spaten; am Abend vor dem neuen Fest gräbt man sie wieder aus. So will's der Brauch seit alten Zeiten in Castell."

„Bei euch ist gut sein," sagte der Junker, griff in die Tasche, klimperte mit seinem Gelde und zwinkerte mit seinen Augen. Das Gesicht des Torwarts hellte sich auf, und er fuhr fort: „Wir haben einen Ochsen und drei Kälber, wir haben fünfzig Gäns' und Enten, wir haben acht Säue geschlachtet — und niemand weiß, ob uns der Vorrat reicht."

„Er reicht," rief der Junker und zog ein Geldstück aus der Tasche, drückte es in die große Hand des Wächters und ging voran ins Tor. Schmunzelnd

und murrend folgte der Alte und führte das müde Rößlein am Zügel.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Kämmerling wies den Fremden die Freitreppe empor und öffnete ihm die Türe zum Gemache des Grafen. Der bot auch ihm den Willkommgruß wie allen Gästen und sagte in höfischem Tone leichthin, wie es die Sitte gebot: „Bringt mir Glück in mein Haus!"

Da sah ihm der Fremde voll ins Angesicht und sprach mit starkem Nachdruck: „Das gebe Gott, gnädiger Herr!"

Mit einem verwunderten Blick streifte der Verkrüppelte über ihn hin. Dann aber winkte er dem Kämmerer, daß er ihm sein Schlafgemach zeige.

*

Gegen Abend brach die Sonne durch den Nebel und vergoldete das herbstliche Land mit ihren letzten Strahlen.

Der Fremde war den Schloßberg hinabgestiegen und stolzierte durch die Gassen des Dorfes. Nun kam er hinaus zur Kirche, ging über den Friedhof zwischen den festlich geschmückten Gräbern hin, sah die Türe offen stehen und trat in den dumpfigen Raum.

Er netzte die Hand im geweihten Wasser, beugte das Knie und schlug das Kreuz. Dann schritt er langsam gegen den Hauptaltar.

Hinter ihm, durch die offene Türe, fielen die Strahlen der sinkenden Sonne auf die fünf Grabplatten, die vor dem Chore nebeneinander in den Fußboden eingelassen waren und die fünf Grüfte der Helden vom Cyriakustage bedeckten.

Aufmerksam besah der Fremde die tiefen Linien der fünf eingeritzten quadrierten Wappenschilde und las murmelnd die fünf Randschriften, die mit hochgezogenen Buchstaben fünf Namen und fünfmal das gleiche Jahr, den gleichen Tag verkündigten.

Freundlich lag der Glanz der sinkenden Sonne auf Wappen und Schrift; nachdenklich stand der Fremde davor.

Da erklangen draußen auf dem Kirchhofe jugendliche Stimmen. Lange Schatten fielen über die Grabsteine und stiegen zum Hochaltar empor. Schritte knirschten über das Pflaster.

Bescheiden trat der Fremde zwischen die Betschemel und gab zwei Mägden Raum, die einen großen Korb mit Fichtengewinden vorübertrugen, verstohlen nach dem schmucken Junker blickten, ihren Korb wortlos niedersetzten und die fünf Grabplatten zu schmücken begannen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wiederum fiel vom Eingang her ein Schatten über das Pflaster, und aus dem goldigen Lichte des Abends trat eine hohe Frau in den düsteren Raum.

Sie trug ein Körblein, kam langsam zwischen

den Säulen geschritten, trat zu den Mägden und besah genau, was sie getan hatten. Dann sagte sie freundlich: „Ihr könnt nun gehen.“

Eilig trippelten die Mägde mit ihrem leeren Korb hinaus; die Dame aber wandte sich nach der Evangelienseite hin.

Mit gekreuzten Armen stand der Fremde und ließ sie nicht aus den Augen. Als sie nun an ihm vorüberkam, beugte er das Knie zum Gruße.

Mit freundlichem Nicken dankte sie, trat ins Seitenschiff und stellte ihr Körblein zu Boden. Leise zog sich der fremde Mann zum Eingang zurück. Dort aber blieb er im Schatten stehen und beobachtete sie unverwandt aus der Ferne.

Sie stand mit gefalteten Händen vor einer kleinen Tafel, die zwischen uralten Gedenksteinen an der Mauer hing, und die scharfen Augen des Fremden lasen auf dem gelben, schwarzgeränderten Holze in lateinischer Sprache die Bitte: „O heilige Jungfrau Maria, wache über den Erdenwegen dessen, den du kennst, führ ihn heim ins Vaterland und bring endlich ihn und uns hinauf ans himmlische Tor.“

Nun öffnete sich die kleine Sakristeitür zur Rechten des Hochaltars, und ein gebückter Greis kam unter dem Rundbogen heraus, ging mit leisen Schritten quer durch das Schiff und trat hinter das Weib.

„Ich hab' mir's gedacht, Gräfin Richiza,“ sagte er mit zitternder Stimme und streckte ihr die Hand entgegen.

Sie wandte sich, griff nach der Hand des Priesters, sank tief herab und drückte einen Kuß auf ihre Runzeln. „Es ist ein guter Brauch, andächtiger Herr,“ antwortete ihre tiefe, klare Stimme.

„Ein frommer Brauch, der die Toten ehrt und die Lebenden erbaut,“ sagte der Priester.

Unverwandt beobachtete der Fremde aus der Ferne die beiden, und es entging ihm kein Wort.

„Wohl den Frommen, die da sterben in ihrer Jugend; sie sind dem Bösen entrafft und harren der Urständ,“ sagte der Greis und trat vor die geschmückten Grabsteine am Eingang des Chores.

„Wir aber welken im Gram um die Verlorenen,“ gab ihm das Weib zurück.

„Welken, Gräfin Richiza?“ lächelte der Priester. „Vergebt einem alten Manne, aber —“

„Ach, Jungfrau,“ seufzte Richiza, „bring endlich ihn und uns hinauf ans himmlische Tor!“

„Endlich, zuletzt —!“ sagte der alte Herr freundlich. „Aber jetzt noch nicht — noch lange nicht, liebes Kind.“

„Und warum nicht, andächtiger Herr?“ meinte Gräfin Richiza, bückte sich und hob ein Rosengewind aus ihrem Körbchen. „Ein Monat um den andern verrinnt. Es sind vierzehn Jahre, seit wir vom Schloßturme nach der fliehenden Staubwolke gespäht haben —“

„Vierzehn Jahre,“ sagte der Priester und trat näher. „Und dennoch — endlich zuletzt; denn es

ist noch nicht aller Tage Abend gekommen, mein liebes Kind."

„Wie habt Ihr doch vorhin gesagt, Andächtiger?" fragte Richiza. „Wohl den Frommen, die da sterben in ihrer Jugend, es ist ihnen viel Herzeleid erspart." Und sie begann die Weihetafel mit Rosen zu schmücken.

Ein Junge kam im Abendsonnenscheine zwischen den Gräbern zur Kirchtüre heran. Leise ging der Fremde hinaus und verhandelte raunend mit ihm.

Da schlich der Knabe die Stiege zur Orgel hinauf, die gleich einem Schwalbenneste in der Höhe des Chores hing. Auf leisen Sohlen folgte ihm der fremde Mann.

Polternd, knarrend und pfeifend bewegten sich die Bälge. Zornig trat der Priester mitten in die Kirche und rief drohende Worte hinauf. Aber der Bälgetreter ließ sich nicht irremachen, und aus der Dunkelheit kam der Fremde, setzte sich auf das Bänkchen und begann mit kunstvollen Händen die Tasten zu schlagen. Die Faust des Priesters sank herab; sein Haupt neigte sich; seine Hände falteten sich. Leise Töne fluteten durch den dämmerigen Raum; und der Fremde begann zu singen:

Erbarm dich, Gott, erbarme
und leg mir deine Plagen
in meinen jungen Tagen
auf meine starken Arme.

Wenn meine Knie wanken
in meinen späten Jahren,
wend ab Leid und Gefahren —
ich aber will dir's danken.

Doch bitt' ich ganz im stillen,
ich hab' nichts vorzuschreiben.
Laß mich dein Kind nur bleiben,
führ mich nach deinem Willen!

Langsam war auch Richiza in das Mittelschiff gekommen und stand nun neben dem Priester, und die sinkende Sonne warf ihr rotes Licht gleichermaßen auf das runzelige Antlitz des Greises wie auf das jugendschöne Gesichtlein der Gräfin.

Flüsternd neigte sich der Priester zu ihr: 's ist ein Fahrender, ich hab' ihn wohl bemerkt. Aber ich lass' mir sogar einen Fahrenden in meiner Kirche gefallen, wenn er solch frommes Lied zu singen weiß."

Richiza nickte und sah mit großen Augen zur Orgel hinauf. Und als die letzten Töne des Spieles verklangen, sagte sie nachdenklich: „'s ist ein ritterlicher Mann, Andächtiger. Und mir dünkt, als hätt' er unser Gespräch belauscht. — Aber die Sonne geht nieder, wir haben Gäste und ich muß nach Hause."

Damit begab sie sich zurück an die Mauer und nahm ihr Körbchen vom Boden.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Gräfin Richiza kam die Kirchenstufen herab,

hinter ihr schritt der Priester, und draußen zwischen den Gräbern wartete der Fremde.

Höfisch kam er heran, beugte das Knie und sprach: „Herrin, vergebt mir die Kühnheit!"

Richiza neigte lächelnd das Haupt und antwortete: „Ich habe nichts zu vergeben. Das Spiel war schön und fromm das Lied."

„So hat Euch das Lied gefallen?" fragte der Fremde und erhob sich.

„Es ist eines frommen Mannes Lied," sagte der Greis.

„Und wer hat's gesetzt?" fragte die Gräfin.

„Er hat's ja selbst gesagt," wandte sich der Fremde lächelnd an den Greis, „einer, der fromm sein möchte."

„Kommt zu uns und helft uns das Fest feiern!" sprach Richiza.

„Ich bin des Grafen Gast," antwortete der Fremde und verneigte sich; „aber nicht alle Lieder klingen gut im Saale — etliche gehören in die Kirche, etliche in den Wald, etliche in die Dämmerung, etliche unter die blinkenden Sterne."

„Da habt Ihr recht," sagte die Gräfin leichthin, neigte das Haupt zum Gruße und schritt neben dem Priester dem Ausgange zu. „'s ist ein ritterlicher Mann, Andächtiger," raunte sie vor dem Kirchhof zum zweitenmal.

„Ihr könnt recht haben," antwortete der Priester, bot ihr die Hand zum Abschied und wandte sich

seinem Hofe zu. Die Gräfin aber ging mit raschen Schritten die Dorfgasse entlang und stieg den Hüpf-auf zum Schloß empor.

— — — — — — — — — — — — — — — —

In der dämmerigen Kirche stand der Fremde und las zum zweitenmal die schwarze Schrift der Weihetafel. Ein Lächeln ging über sein Antlitz, als er dem Ausgange zuschritt und vor sich hin-murmelte: „Was tut der Lebendige bei den Toten?"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als Richiza durch die Seitenpforte neben dem Küchenbau den Schloßhof betrat, führten die Knechte sechs reichgezäumte Rosse in den Stall. Droben auf der Freitreppe aber stand die Gräfin-Mutter, bot einem vornehmen Herrn den Willkomm und schritt ihm voran in den Palas.

Unter der Küchentür gaffte eine Magd zum Palas empor. Fragend wandte sich die Gräfin Richiza zu ihr. Und mit dummdreistem Lächeln gab die Magd zur Antwort: „Der Herr von Trimberg, Eure Gnaden."

Eine tiefe Röte überzog das schöne Antlitz der Gräfin, und mit hastigen Schritten ging sie quer über den Hof in die Kemenate der Frauen.

*

Es pochte heftig an Richizas Türe, und der kleine Kunz kam über die Schwelle.

„Muhme —!" Mit geballten Händen stand er da und rang nach Luft.

„Aber Kunz — wie sind deine Haare verwirrt! Komm her, laß dich kämmen!“

„Muhme —! Nun weiß ich, Muhme, wer's gewesen ist!“

„Aber was willst du denn, Kunz?“

„O Muhme, nun weiß ich, wer uns am Cyriakustage in Würzburg geschmäht hat —!“

„Wer, Kunz?“

„Vorhin ist er eingeritten. An seiner Stimme hab' ich ihn erkannt. Der Herr von Trimberg ist's gewesen.“

Ein frohes Lächeln glitt über ihr Antlitz.

„Aber Muhme —?“ fragte er vorwurfsvoll und kam näher.

„Weißt du's auch ganz gewiß, Kunz?“

„Ganz und gewiß, Muhme. Aber sag, warum hast du gelacht? Weißt du was, Muhme? Jetzt geh' ich zum Vater —!“

„Setze dich, Kunz, und laß uns miteinander reden.“

Sie setzte sich auf einen Stuhl, und gehorsam kauerte sich der Knabe auf einen Schemel zu ihren Füßen.

„Kunz, was regiert auf Erden?“

Er besann sich: „Die Kraft, Muhme.“

Richiza nickte. „Die Kraft. Was aber regiert über die Kraft?“

Er besann sich lange. „Die Kraft ist eben die Kraft, Muhme, und die Kraft ist's, die auf Erden regiert.“

„Dann müßte einst dein Leibroß Gaugraf im Walde werden, Kunz."

Betroffen sah er zu Boden. „Die Klugheit, Muhme, die Klugheit."

„Recht so, Kunz. Und die Kraft gebietet dir —"

Er unterbrach sie heftig: „Ich soll zum Vater laufen, daß er — den Trimberg aus seinen Toren jagt."

„Recht so, Kunz. Dann aber kommt die Klugheit und spricht leise: Geh nicht zum Vater; denn — der Fremdling wohnt als Gast in unserm Frieden —"

„Als Gast in unserm Frieden, Muhme." Nachdenklich blickte der Knabe in die Ecke.

„Darum laß ihn essen, Kunz, und laß ihn trinken und — gib ihn mir!"

„Dir?" Der Knabe sah verwundert zu ihr auf.

Richiza hatte sich erhoben und stand mit abgewandtem Gesicht da: „Er soll nie mehr nach Castell reiten, Kunz."

„Muhme!" Er sah sie mit leuchtenden Augen an. „Wenn du so sprichst, dann wird er nie mehr nach Castell reiten."

„Aber Kunz, bin ich denn so böse?"

„Du — Muhme — —?" Er warf sich auf den Teppich und umschlang ihre Knie.

„Nun also, Kunz?" sagte sie, bückte sich und machte sich frei.

Er sprang empor und stand mit gefalteten Hän-

den vor ihr. „O Muhme, warum bin ich noch kein Mann?“

„Geh, Kunz!“ mahnte sie freundlich und wandte sich ab.

„Sterben möcht' ich für dich!“ rief er, warf sich abermals zu Boden, umschlang ihre Knie und schluchzte laut auf.

„Kunz!“ Erschrocken und ärgerlich schob sie ihn zur Türe. „Geh, Kunz, geh!“

„Aber ich geh' doch schon,“ schluchzte er und stampfte hinaus.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Abend war's, und im großen Saale speiste die Herrschaft mit ihren Gästen.

Gräfin Richiza hatte den Gruß des Trimbergers mit unbewegtem Antlitz erwidert. Mit unbewegtem Antlitz saß sie auf der Bühne an seiner Seite und hörte auf seine Reden.

Unten am Tische saß der Knabe und streifte von Zeit zu Zeit die beiden mit finsterem Blicke.

Im Saale aßen und tranken die andern und sprachen murmelnd miteinander. Immer wieder suchten Richizas Augen den fremden Sänger an der langen Tafel drunten im Saale. Aber sie suchten vergeblich.

So blieben die Frauen und das Kind, bis man die großen Weinkrüge zum Gelage herbeischleppte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als Richiza ihr Gemach betrat, brannte eine

Kerze auf ihrem Tische, und vor dieser lag ein Streifen gelben Pergaments. Sie bückte sich und las die zierlich geschriebenen Worte: „Manche Lieder jedoch klingen am besten nächtlicherweile im Walde."

Sie besann sich. Dann trat sie ans Fenster und schob den Laden zurück.

Lauwarm war die herbstliche Luft. Schweigend ragte der Grübertwald zu den flimmernden Sternen empor.

Sie wartete lange Zeit, und es war ihr, als müsse sie warten.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Leise Saitenklänge kamen von der Bergeshalde herüber.

Stärker wurde das liebliche Spiel, und nun setzte eine klare Männerstimme zum Gesange ein:

Viele Augen sind's gewesen,
waren nur auf mich gericht',
alles hab' ich drin gelesen,
doch die Liebe war es nicht.

Zorn und Gram und Mißverstehen
und ein wortlos Strafgericht —
alles, alles mußt' ich sehen,
nur die Liebe war es nicht.

Aber eine kam gegangen,
brachte mir ein blaues Band,
drückte ihre heißen Wangen
fest in meine kalte Hand —

Hob die schweren Augenlider,
sprach so gut mit mir, so lind,
schenkte mir die Hoffnung wieder — —
und es war doch nur ein Kind.

Kind, o Kind, sei hochgepriesen;
denn in jener bösen Nacht,
als die andern mich verließen,
hast du's wieder gutgemacht.

Reiseglück und Heimatsegen,
alles, Kind, verdank' ich dir,
und auf meinen rauhen Wegen
ging dein Bild, o Kind, mit mir.

An dem Bande, deinem blauen,
hältst du mich, du liebes Kind,
und ich will dem Bande trauen,
daß ich mich nach Hause find'.

Richiza hatte sich weit hinausgebeugt und lauschte mit verhaltenem Atem den verklingenden Akkorden des Rotaspieles. Dann ging sie an den Tisch und löschte das Licht aus.

Nur noch das ewige Licht glühte in seiner brennroten Ampel aus der Ecke hervor.

Nach einer Weile begann der Fremde im Walde drüben das zweite Lied:

Sie hatten sich verbunden,
sie machten meinen Namen
in allen Landen schlecht;
ich stand mit vielen Wunden,
ich wollte fast erlahmen,
trotz meinem guten Recht.

Ich saß in dunkler Kammer
und würgte meine Zähren —
da trat ein Wort an mich:
was wär' es doch ein Jammer,
wenn alle für dich wären,
Gott aber wider dich?

Das fiel mit hellem Scheine
aus weiter Himmelsferne
in mein verzagtes Herz:
bleibt mir nur treu der Eine,
ich laß die andern gerne
und wend' mich heimatwärts

und acht' es gleich dem Winde,
was sie auch mögen sagen —
wer kann mir Böses tun?
Gleich einem müden Kinde
darf ich's Gottvater klagen
und darf in seinem Frieden ruhn.

Richiza stand mit gefalteten Händen im Fenster, Tränen tropften auf den Samt ihres Festkleides hernieder.

Lange mußte sie warten. Dann endlich kam das dritte Lied zu ihr empor:

Daß mich der Vater verstoßen,
ich kann es wahrhaftig verstehen —
wär' ich der Vater gewesen,
dann wäre das Gleiche geschehen.

Doch daß es die Mutter den andern,
die eigene Mutter geglaubt,
hat mir aus meinem Herzen
die letzte Hoffnung geraubt.

Nun ging Richiza zurück ins Gemach, ließ die rote Ampel mit dem ewigen Licht an ihrem Kettlein herab, löste sie, trug sie zum Fenster und hielt sie hinaus in die Nacht.

Rotaspiel antwortete ihr von der Berghalde herüber.

*

Des andern Morgens forschte Richiza nach dem ritterlichen Sänger. Doch niemand hatte ihn gesehen; unberührt stand sein Lager im Kämmerlein.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Gottesdienst in der Dorfkirche war längst vorüber, die Pferdesänften hatten den Grafen und seine Mutter wieder zu Berge getragen.

Jetzt saßen sie mit etlichen ihrer Gäste auf der Freitreppe des Palasses; Kopf an Kopf standen die andern im Laubengange, und alles wartete auf den Einzug der Bauern.

Schrille Musik erklang aus der Tiefe.

Das Gewölbe des Torweges hallte wider vom Gerassel der Trommeln.

Ein langer Zug festlich gekleideter Knaben bog in den Schloßhof, und zwischen den grauen Mauern erklang wie alle Jahre ihr eintöniger Gesang: „Heil euch — Heil!"

Sie schritten rund um den Hof und versammelten sich vor der Freitreppe, sangen fort und fort ihren gellenden, seltsam rührenden Gruß und begannen die Früchte des Herbstes an den Stufen

niederzulegen: schwere, goldgelbe Garben, rotbackige Äpfel, braune, großmächtige Rüben und in zierlich geflochtenen Körbchen dunkelrote Trauben, vom Honerthügel gepflückt.

Die Gräfin-Mutter hatte sich in ihren Stuhl zurückgelehnt, wischte verstohlen über ihre Augen und streichelte die Hand des Enkels, der zwischen ihr und dem Vater stand. Und sie raunte: „Nun hab' ich's fünfundvierzigmal gehört und kann mir doch nicht helfen; wenn sie die Früchte herzutragen und ihren alten Gruß so rührend singen, dann brennen mich die Augen."

„Eine schöne Sitte," sprach der hagere Herr von Trimberg, der neben Richiza im Laubengange lehnte.

Richiza schwieg.

Paarweise kamen die Männer des Gaues in den Schloßhof und stellten sich in Reihen unter dem Palas auf. Die Trommeln rasselten, die Pfeifen quiekten, und nun schlugen die Männer an ihre Wehren und schrien, wie vorher die Knaben: „Heil euch, Heil!" Aber es war nichts Rührendes in ihrem rauhen Geschrei, und trocken blieben die Augen der Gräfin-Mutter.

Da waren betagte Leute, die gebückt vor ihrer Herrschaft standen wie einst schon vor dem alten, blinden Grafen. Da waren junge Männer, die frank und frei zum Grafen und seiner Mutter emporsahen. Einer hatte den Schädel in einen uralten Eisenkübel gesteckt, ein andrer trug eine zerhauene

Lederkappe, der prangte in einem neuen Beratzhauser Eisenhut; der trug den frischbemalten Schild von Castell auf dem Rücken, der hatte den Schild mit seinem eignen Wappen geziert.

Ein weißhaariger Mann trat vor die andern, die Musik verstummte, er nahm den Eisenhut vom Schädel, kratzte höfisch mit dem linken Fuß und begann: „Liebwerte Herrschaft, gnädiger Graf und Herr und alle beisammen. Wir Bauern vom ganzen Gau sind 'kommen wie alle Jahr zur Herbstzeit nach altem Brauch und — und tun euch grüßen alle beisammen und jedes für sich. Wir Bauern halten fest zur Herrschaft in Freud und Leid, darauf kann sich die Herrschaft, ja, die Herrschaft kann sich darauf verlass' —" Er kratzte wieder höfisch mit dem Fuß und wiederholte: „Sie kann sich darauf, ja wohl, sie kann sich verlass'." Dann aber wandte er sich hilfesuchend zurück, mitleidig fiel einer mit Heilruf in seine Rede, und brausend erscholl der Ruf der Bauernschaft: „Heil euch, Heil!"

Mühsam erhob sich der Graf und antwortete der Rede des Schultheißen.

Droben aber neben Richiza lachte der Trimberger und raunte: „Die haben auch gerade zur rechten Zeit geschrien!"

„Und er hat's doch so gut gemeint mit dem Haus Castell, der alte Mann!" sagte Richiza bedauernd.

„Gut gemeint mit dem Maul, das Geschmeiß, das —!" raunte der Gast.

Da wandte Richiza das schöne Antlitz und sah ihm fest in die Augen. „So gut wie Ihr, Herr von Trimberg, am Cyriakustage zu Würzburg —?"

Der Trimberger wurde dunkelrot, und stotternd fragte er: „Ich — wie meint Ihr das?"

„Aufrichtig, lieber Herr, mit Mund und Herz," antwortete sie und wandte sich zum Gehen. „Soll ich den kleinen Kunz als Zeugen holen?" fragte sie über die Schulter zurück.

Er sagte kein Wort mehr; und pfeifend und quiekend fiel drunten die Musik ein.

Den Gang herunter kam ein junger, wehrhafter Bauer und machte seinen Kratzfuß vor der Gräfin Richiza. Die nickte freundlich, ging vor ihm die Freitreppe hinab in den Hof und bot ihm die Linke zum Reigentanze.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Finster blickte der unglückliche Freier in das Gewühle der Tanzenden. Gegen Abend schon ritt er mit seinen Knechten zu Tale.

*

Um die Mitternacht stand Richiza wieder im Fenster ihres hellerleuchteten Gemaches und wartete.

Da erklang endlich wieder das leise Rotaspiel im Grübert, und der geheimnisvolle Sänger begann:

Ich hatte die Ehre verloren,
ich wagte mich nimmer nach Haus —
da gab ich dem Pferde die Sporen
und ritt in die Lande hinaus.

Ich kam in die dumpfigen Städte,
ich wurde des Königs Genoß,
ich trug die klirrende Kette
als Knecht im reisigen Troß.

Ich hielt ihn vor allen verborgen,
den Namen, den adligen Stand,
ich lebte nur immer in Sorgen,
daß ich die Verlorene fand.

Und ich sah sie endlich im weiten,
im glühenden Abendrot,
und es gab ein grimmiges Reiten,
ein Reiten auf Leben und Tod.

Es wehte von ragenden Kliffen
zu Tale ihr flatternd Gewand,
mir war, als hätt' ich's ergriffen
und — ballte die leere Hand.

Sie tanzte im Scheine der Sterne,
sie glitt in den Morgen hinein,
sie rief mich in sonnige Ferne
allüberall hinter sich drein.

Dann war sie wieder entschwunden —
doch endlich im blinkenden Feld,
da hab' ich die Ehre gefunden,
da hab' ich die Ehre gestellt.

Und als am Himmelsrande
der letzte Stern erblich,
da lag ein Mann im Sande,
der wußte nichts von sich.

Aus einer tiefen Wunde
rann ihm sein rotes Blut —
und er lag doch zur Stunde
gebettet lind und gut.

Er war der Not entronnen,
er war befreit vom Bann,
er hatte die Ehre gewonnen,
er war ein geretteter Mann.

Richiza hatte sich weit hinausgelehnt. Da kam aus dem kleinen Fenster links unten ein Lockenkopf, ein Antlitz wandte sich nach oben, und der kleine Kunz fragte mit verhaltener Stimme: „Muhme — wer singt denn so schön?"

Wiederum setzte das Saitenspiel ein, und wieder begann der Sänger im Grübert:

Ich kann es nie vergessen,
wo meine Wiege stand,
seit ich mit Leid muß essen
das Brot im fremden Land.

Sie haben mich vertrieben
an jenem bösen Tag —
ich muß sie dennoch lieben,
solang ich leben mag.

Die alten Glocken klingen
von fern, ich hör' es kaum,
und Heimatlieder singen
mich leis in Schlaf und Traum.

Ich war im Zorn geschieden
und ritt landauf, landab
und finde keinen Frieden,
bis ich dich wieder hab' —

Bis ich dich wieder schaue,
wo meine Wiege stand,
du immergrüne Aue,
du liebes Frankenland!

Der Knabe Kunz bekam keine Antwort auf seine Frage.

Noch einmal sang der Fremde aus der Tiefe des Waldes. Dann ward es ganz stille unter den Bäumen. Richiza schloß den Laden, löschte das Licht aus und warf sich auf ihr Bett. Und lachend und weinend wiederholte sie in die Kissen hinein die letzte Mahnung des Fremden:

Halt fest im Herzen verschlossen,
was dir mein Bote gesagt,
und warte unverdrossen,
bis daß der Morgen tagt!

— — — — — — — — — — — — — — —

In der Frühe forschte sie wohl eifrig nach dem fremden Manne. Der aber war auf seinem Klepper vor Tau und Tag aus den Toren geritten.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

In der Mühle zu Castell, in der niederen Wohnstube prasselte der Lichtspan, und die rußigen Balken der Decke glänzten im flackernden Widerschein des Herdfeuers. Die Weiber spannen und die Männer schnitzten.

Prüfend hielt der Großvater einen fertigen Löffel in die Höhe, fuhr mit den knochigen Fingern über die glatte Fläche und sagte: „Das ist aber heuer 'n Winter, ihr Leut'! Ich bin jetzt schon so alt, so

ein' kann ich mir aber doch nit denken. Das Kind im Mutterleib muß bei der Kälte erfrieren."

„Der Schnee, der liegt jetzt schon vier Wochen," meinte die Müllerin.

„Ja, fünf sind's gestern schon gewesen," sagte der Müller. „In der Wochen nach Neujahr hat's angefangen zu schneien, und nachher ist die Kält 'kommen, und derzeit hält das Wetter so an."

„Ich denk', es wird aber doch bald umschlagen, das Wetter," meinte der Großvater. „Es reißt mich wieder so in mei'm Bein, und das ist noch immer ein sicheres Zeichen gewesen. Aber wie heut nacht die Wölf' heulen, ganz nah beim Dorf."

„O!" sagte die Magd. „Ich möcht nit naus vors Ort."

„Die jung Gräfin, die hat sich heut nachmittag auch fünf Knecht zur Kindstauf' mit nach Rüdenhausen genommen," sagte der Müller.

„Die fürcht' sich nix," meinte der Großvater. „Solche Weibsbilder find' man selten."

„No, ich glaub's wahrlich, mit fünf Knecht, da trauet ich mich auch 'nüber nach Rüdenhausen," rief die Müllerin.

„Horcht emal! Mir is grad, als wenn ich schreien höret," sagte der Großvater und lauschte.

„Ich hab's auch g'hört, Herrle," bekräftigte ein Kind.

„No, was wird's denn wieder sein? Der Lenkert und seine Frau, die werden einander wieder

bei 'n Haaren haben. Nix anders wird's nit sein," sagte der Müller gleichmütig, griff nach dem Mostkrug und nahm einen Schluck.

Alle lachten. Aber der Großvater sagte nach einer Weile: „Da sollet man sich doch einmal umsehen."

„Könnt euch drauf verlassen, es hat einer um Hilf geschrien," rief jetzt auch der Knecht.

„Ja, ja," sagte die Müllerin, „der Herrle, der hat noch gute Ohren."

„Wenn die Bein noch so gut wären wie die Ohren!" meinte der Großvater und griff nach einem andern Stück Holz. Dann aber richtete er sich lauschend empor. „Diesmal habt ihr's doch auch gehört —?"

Alle hatten den Schrei vernommen, aber keines rührte sich vom Platze.

„Vor unserm Haus ist's ja nit," brummte der Müller.

„Weit kann's aber auch nit sein; es muß da zwischen den Herrengärten und der Gründleinsmühl sein," sagte der Großvater.

„So seht euch halt einmal um!" mahnte die Mutter.

„Meinetwegen," sagte der Müller und stand auf. „Geht zu, Buben!"

„Vater, nehmt fein die Latern mit!" sagte die Müllerin.

„Wir brauchen kein Licht, 's ist ja sternenhell draußen," kam die Antwort zurück.

„Es ist nit wahr, der Himmel hat sich fast ganz zug'schlagen," rief die Magd.

„So? No, da wird doch bald anders Wetter kommen," brummte der Müller. „Aber Licht brauchen wir keins."

Die schweren, genagelten Schuhe tappten über das Pflaster der Haustenne, die Riegel kreischten, und hinter den Männern schlüpfte die kleine Magd aus der Türe. Nach einer Weile kehrte sie lachend zurück: „Die werden nit weit kommen, 's ist Glatteis draußen. Der Rasso ist vor der Haustür g'streckter längs hingefallen und dagelegen wie verreckt."

„Du bist 'n recht dummes Ding," grollte die Mutter. „Wer wird denn da lachen?"

„I, der is gleich wieder auf den Beinen gewesen. Aber ich hab's ja gesagt, da kommen sie schon wieder 'reingestolpert."

„Dumms Ding! Wenn das Unglück seinen Willen haben will, so kannst dein Finger im Brei abbrechen," sagte die Müllerin.

Die genagelten Schuhe polterten über die Steinplatten, und die Männer traten in die Stube.

„Man hört und sieht nix mehr," sagte der Müller gleichmütig, setzte sich an den Tisch und nahm einen Schluck aus dem Mostkrug. „Es wird nix gewesen sein."

„Gehört hab' ich aber 'was," beharrte der Großvater.

„Meinetwegen! Ich will jetzt mein' Ruh'," brummte der Müller.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Von der Gründleinsmühle kam eine Reiterschar im scharfen Trab gegen Castell herauf.

Knirschend schlugen die Eisen der Rosse in das Glatteis, und die qualmenden Fackeln warfen rote huschende Lichter auf die verschneiten Felder, die sich im fahlen Lichte spärlicher Sterne zur Rechten und Linken dehnten.

Schweigend ritten sie fürbaß, das Leder knarrte, das Stahlzeug klirrte und die Rosse schnaubten dem Stall entgegen.

Da brach der Schimmel des Spitzenreiters mit einem Satze aus der Straße ins Feld; auf der andern Seite aber huschten etliche Schatten über die Schneefläche und verschwanden in der Dunkelheit.

„Was gibt's?" rief eine helle Frauenstimme.

„Halt!" schrie der Spitzenreiter und kam zurück auf den Weg. Die Rosse standen und schnaubten angstvoll.

„Wölf'!" sagte der Spitzenreiter und wies nach rechts in die Ferne.

„Weiter nichts? Vorwärts!" befahl die Frau.

Im Trabe ging's weiter. Schon fuhr das rote Licht über den Zaun der Herrengärten.

Da parierte der Spitzenreiter seinen Gaul und hielt die Fackel hoch.

„Was gibt's denn schon wieder?" fragte die Frau und ritt langsam herzu.

„'s liegt einer mitten im Weg," kam die Antwort zurück.

Die Fackeln beleuchteten ein struppiges Antlitz und einen ärmlichen Mantel.

„Ich will herunter!" befahl die Frau.

„Nehmt Euch in acht, Eure Gnaden, es ist Glatteis," mahnte der Spitzenreiter.

Einer von den Knechten stieg ab, warf die Zügel dem nächsten zu, glitt aus, raffte sich auf und kam mühselig neben Gräfin Richiza.

„Wir wollen den Gaul 'nausführen auf den Schnee, Eure Gnaden!"

Tastend und gleitend brachte er das Pferd auf den Acker und hob die Gräfin aus dem Sattel. —

Richiza beugte sich über den bewußtlosen Mann und hielt ihm ein Fläschchen unter die Nase. Nach einer Weile schlug er die Augen auf und sah mit blinzelnden Lidern in das Fackellicht.

„Was ist dir geschehen?" fragte Richiza.

„Die Wölf'!" murmelte der Fremdling und schloß die Augen.

„Kannst du aufstehen?" fragte sie.

Gehorsam wollte sich der Mann erheben, doch kraftlos sank er zurück.

„Da sind wir grad noch zur rechten Zeit 'kommen," meinte einer von den Knechten.

„Er hat ein Loch im Kopf; der Schnee ist rot," rief ein andrer.

„Und aus dem Arm rinnt auch das Blut," sagte Richiza. Sie stand auf: „Eckart!"

„Eure Gnaden?"

„Reite hinein ins Dorf und rufe mir den Müller und seine Knechte. Dann aber reitest du ins Schloß und läßt die Gräfin wecken. Sie wird dir geben, was ich brauche. Das bringst du in die Mühle."

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Aber diesmal habt ihr's doch g'hört?" fragte der Großvater.

Dumpf klang es durch die doppelten Holzladen: „Macht auf!"

Brummend ging der Müller, schob den inneren Laden zurück und stieß den äußeren auf: „Was gibt's denn? Ei — du bist's, Eckart?"

Der Fackelreiter hatte sein Pferd nahe herangebracht: „Müller, da draußen bei den Herrengärten, da liegt einer, den haben die Wölf' schön zusammengericht'."

„Hab' ich's nit gesagt?" murmelte der Großvater am Herd.

„Vier Mann sollen 'raus mit einer Tragbahre."

„Bei dem Glatteis?" murrte der Müller.

„Vier Mann. Mir ist's gleich, wie ihr's macht," rief der Reiter. „Ich sag' halt, was mir befohlen ist."

„Ja, wer hat's denn befohlen?" fragte der Müller.

„Die Gräfin Richiza."

„Wir sind nur zu dritt," sagte der Müller störrisch.

„So hol halt den Schäfer — aber g'schwind!“ riet der Fackelreiter und wandte sein Pferd.

„'s ist recht,“ brummte der Müller und schloß umständlich die Fensterladen.

„Heb die Kammertür aus!“ riet die Müllerin.

„Muß sie denn jetzt grad an uns denken, die Gräfin?“ brummte der Müller und ging mit Sohn und Knecht verdrossen aus der Stube.

„Sie ist arg barmherzig,“ meinte der Großvater.

„Die hat auch Zeit zur Barmherzigkeit,“ brummte die Müllerin und ging den andern nach.

Nach einer Weile kam sie mit der Magd zurück. Die Magd warf eine Schütte Stroh neben den Herd, und die Müllerin breitete ein altes Bärenfell darüber. „Da haben wir jetzt die Bescherung,“ brummte sie. „Den werden wir schon behalten müssen.“

„Ei, sie kann ihn ja doch nit draußen liegen lassen unter den Wölfen,“ suchte der Greis die Tochter zu beschwichtigen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Keuchend trugen die Männer ihre Last in die warme Stube, und hinter ihnen trat Gräfin Richiza über die Schwelle.

„Das ist schön von dir, Margret,“ sagte sie zur Müllerin. „Legt ihn vorsichtig nieder, ihr Männer!“ Sie warf ihren Pelzmantel auf die Bank und kniete neben den Bewußtlosen.

„O du lieber Gott! O du lieber Gott!“ jam-

merte die Müllerin und rang die Hände. „Der arme Kerl kann noch von Glück sagen."

Richiza zog ein Messer aus der Tasche, zerschnitt den zerfetzten Ärmel des Wamses und beschaute die Wunde. „Habt ihr denn nicht schreien hören?" fragte sie nebenher.

„Wir haben kein Schnaufer gehört," antwortete der Müller mit biederer Bestimmtheit.

„Der hat aber doch ganz gewiß um Hilfe geschrien?" meinte Richiza.

„Ja, wenn wir was gehört hätten, die Männer wären gleich beim Zeug gewesen," bekräftigte die Müllerin treuherzig. „So ein Unglück. Da greint einem ja das Herz, Eure Gnaden. So ein Unglück; da muß doch jeder tun, was er kann."

„Hoffentlich!" sagte Richiza. „Und nun bring mir warmes Wasser, Margret!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Gewaschen und verbunden lag der Fremde unter der warmen Decke, und Richiza wandte sich zum Gehen. „Besorgt ihn gut! Es wird euch kein Schaden sein. Morgen will ich ihn wieder besuchen."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Sie ritt im Fackellichte zu Berge. In der niederen Stube aber unterhielten sich noch eine Zeitlang die Leute: „Ich hab's doch gleich gesagt, jetzt haben wir ihn da!" murrte die Müllerin.

„Ich denk', es wird euch kein Schaden sein," lachte der Schäfer.

„Sie ist halt gar arg barmherzig,“ murmelte der Großvater am Herd.

„Die hat auch Zeit zur Barmherzigkeit,“ sagte das Weib. „Aber das Verbinden versteht sie, das muß man ihr lassen, gelt, Schäfer? Heut hast zusehen dürfen!“

„Ja, ja,“ brummte dieser.

„Und ein schönes Weibsbild ist sie,“ bemerkte der Müller. „Sie ist wie Milch und Blut. Und so ein Schulterwerk!“

„'s ist ewig schad, daß die nit heirat,“ meinte der Großvater. „So eine sollet halt doch heiraten. Da wird keiner ausg'schmiert mit so einer.“

„Sie mag nit,“ meinte die Müllerin. „Sie hätt' schon öfters heiraten können, aber sie mag nit.“

„Und ist doch so reich,“ warf der Müller hin. „Das ist närrisch.“

„Ledig leben — edel leben,“ sagte der Sohn.

„Ei, was verstehst denn du vom Heiraten, du Lausbub?“ rief die Müllerin.

„Die wird wohl reich sein,“ sagte der Schäfer geheimnisvoll; „die hat Gold und Silber, drei Truhen voll.“

„Du wirst's gewiß gezählt haben?“ spottete der Müller.

„Unsereiner weiß, was er weiß,“ gab der Schäfer zurück.

„So wird sie auch wissen, warum sie nit heirat,“ sagte der Müller. — —

In der finsteren Stube schlief der fremde, wunde Mann auf seinem Stroh. Draußen in der Kammer aber raunte die Müllerin: „Wenn ich's recht betracht, wird's uns schon kein Schaden sein. Ich denk', die wird jetzt alle Tag kommen und wird sich umsehn, und bei der Gelegenheit kannst's ihr ja einmal sagen, daß wir den Zins nit zahlen können bis Petri. Die wird's schon vorbringen beim Grafen. Die ist gar arg barmherzig."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es war Winterzeit, und die Leute im Dorfe hatten wenig zu tun. Und weil sie wenig zu tun hatten, vertrieben sie sich die Langeweile auf ihre Art. Die Hände waren müßig, und um so geschäftiger gingen die Lippen. Das Dreschen war vorüber, und um so geschäftiger droschen die Zungen. Wenn es Winter ist, dann kommen die Mäuse von den Gärten herein in die Häuser. Wenn es Winter ist, dann beginnt in den dumpfigen Häusern des Dorfes das Nagen und Beißen. Und jeder Brocken ist willkommen, jeder Brocken, an dem etwas zum Beißen und Nagen ist.

So ward auch die Stube des Müllers nicht leer am nächsten Morgen. Alle wollten den Fremdling sehen, den die Wölfe geworfen und die Gräfin verbunden hatte, und man wußte nicht recht, was den Leuten wichtiger war, die barmherzige Gräfin oder die unbarmherzigen Wölfe.

Gegen Mittag kam auch der Schmied in die

Stube, trat an das Lager, steckte die Hände in den Gürtel und sah schweigend auf den unruhig schlummernden Mann.

Nur der Großvater und die Müllerin waren zu Hause. Erwartungsvoll sahen die beiden auf das rußige Gesicht des starken Mannes. Denn der Schmied war ein gescheiter Kopf und wußte in besonderen Fällen immer Besonderes zu sagen. Aber an jenem ersten Tage äußerte er sich gar nicht über die Angelegenheit. Er stand lange Zeit vor dem Schlummernden und betrachtete aufmerksam das fiebergerötete Gesicht. Dann ging er ohne Gruß aus der Türe.

Am nächsten Tage kam er wieder. Als er die Stube betrat, kniete die Gräfin neben dem Kranken. Da zog der Schmied seine Kappe und blieb an der Türe stehen.

Gräfin Richiza erhob sich und wusch ihre Hände.

Zum zweiten Male trat der Schmied an das Lager und sah forschend in das struppige Antlitz.

„Den kenn' ich!" sagte er auf einmal mit Bestimmtheit.

„Du kennst ihn?" fragte die Gräfin und trocknete die Hände an dem Tuche, das ihr die Müllerin darbot.

„Ja!" sagte der Schmied und wandte sich zur Türe, murmelte seinen Gruß und ging hinaus.

Nach einer Weile kam die Gräfin aus der Mühle. Ein feiner Regen fiel, und über dem

Schloßberg hingen tief herab die Wolken. Gräfin Richiza hatte das braune Gewand geschürzt und die Kapuze des Mantels über das Haupt gezogen und schritt tapfer durch den Kot der Dorfstraße zum Schlosse empor.

In einiger Entfernung von ihr ging der Schmied. Er ging langsam und schielte von Zeit zu Zeit zurück.

Mit langen Schritten kam ihm Richiza nach. „Du kennst ihn, Schmied?“

Er blieb stehen und zog die Lederkappe. „Den kenn' ich, Euer Gnaden, den Rothaarigen, den,“ sagte er und zwinkerte mit den Augen.

„Nun —?“

Er ging mit der Kappe in der Hand neben der Gräfin zu Berge. „Es sind jetzt vierzehn Jahr', daß ich den das letztemal gesehen hab',“ sagte er.

„Nun —?“ fragte die helle Stimme.

„Der ist hinter dem Tannhauser geritten, und ich hab' mir das Gesicht gut gemerkt, Euer Gnaden.“

„Hinter dem Tannhauser?“ Die schwarze Kapuze fuhr herum, die großen Augen blickten scharf auf das rußige Gesicht.

„Hinter dem Tannhauser vor vierzehn Jahren,“ wiederholte der Schmied; „'s ist wohl schon lang her, aber ich hab' mir das Gesicht gemerkt. Und wen ich einmal gesehen hab', den kenn' ich,“ fügte er selbstgefällig bei.

Sie standen vor der Schmiede, dem Wildbad

gegenüber, und der rußige Mann trat zur Seite, murmelte seinen Gruß und ging unter das Vordach.

„Hinter dem Tannhauser!" murmelte Gräfin Richiza und ging zu Berge. — — —

Am Morgen des sechsten Tages sattelte Knecht Eckart das beste Roß und ritt über blinkenden Neuschnee nach der Vogelsburg, und des Abends trugen weiße Zelter die Sänfte des Grafen Rupert vor die Mühle zu Castell.

Mit stummem Gruße trat ihm Richiza unter der Haustüre entgegen und küßte ihn auf beide Wangen. Dann gingen sie hinein in die Stube.

Am Lager des Fremdlings saß auf niederem Schemel die Gräfin-Mutter.

Graf Rupert beugte schwerfällig das Knie, und die Gräfin küßte ihn wortlos auf die Stirne.

Sein Jäger schob ihm den Schemel zurecht und ging zurück an die Türe.

Eine dicke Kerze brannte auf dem Tische, und auf dem Herde flackerte das Feuer. Der wunde Mann lag regungslos auf dem Rücken und schielte ängstlich von einem zum andern.

Richiza kniete neben ihm auf den Dielen und fragte: „Verstehst du mich?"

„Ja," kam die Antwort zurück.

„Dann sag uns alles noch einmal, was du mir gestern erzählt hast! Bist du vorzeiten hinter dem Tannhauser geritten?"

„Ja."

„Bist du mit ihm in Castell gewesen?"

„Ja."

„Und mit ihm und den andern gegen die Bischöflichen geritten?"

Aufmerksam hatte Graf Rupert das bleiche, struppige Antlitz des Mannes betrachtet. Nun gab er selbst die Antwort: „Er ist bei uns gewesen; ich kenne ihn."

„Jawohl, Herr Graf," murmelte der Mann und wandte die Augen nicht mehr von ihm.

„So erzähl uns, was du mir erzählt hast vom Grafen Friedrich!" befahl Richiza.

Das Flämmchen der Kerze stand regungslos über dem weißen Schafte, und das Herdfeuer sank lautlos in die glühende Asche. Murmelnd, in abgerissenen Sätzen klang die Rede des wunden Mannes, klangen zwischendarein die fragenden Stimmen Richizas und des Grafen. Mit gefalteten Händen saß die greise Gräfin-Mutter, und ein glückliches Lächeln spielte auf ihrem gütigen Antlitz. Endlich aber wandte sich Graf Rupert zu seinem Jäger und befahl: „Der Schultheiß soll die Schöffen entbieten!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der kleine Büttel trat aus dem Hofe des Schultheißen und ging mit hastigen Schritten von Haus zu Haus. Da kamen die zwölf Schöffen mit ihren Seitenwehren in die Mühle, und es ging enge her in der niederen Stube.

Man legte dem wunden Mann ein Kreuz auf die Decke und ließ ihn schwören beim dreieinigen Gott und allen Heiligen. Dann fragte Graf Rupert im Angesichte der schweigenden Männer: „Weißt du, warum Graf Friedrich am Cyriakustage vor vierzehn Jahren die Schlacht verschlafen hat?“

„Weil ihm der Tannhauser einen Schlaftrunk gemischt hat,“ kam die Antwort zurück.

„Und woher weißt du's?“

„Weil ich dabei war.“

„Und warum hat ihm der Tannhauser den Schlaftrunk gemischt?“

„‚Der Knabe soll übrigbleiben, er jammert mich!‘ hat er gesagt.“

„Und woher weißt du, daß es ein Schlaftrunk war?“

„Weil der Tannhauser gelacht hat: ‚Jetzt muß er zwanzig Stunden schlafen, ob er will oder nicht.‘“

„Es ist gut!“ sagte der Graf und winkte ab. „Ihr habt's gehört, ihr Männer?“

„Wir haben's gehört,“ kam das Gemurmel der zwölf zurück.

„Dann gehet und sagt's allen, die's hören wollen auf den Straßen und in den Häusern!“ befahl der Graf.

— — — — — — — — — — — — — — —

In der Nacht noch betrat die greise Gräfin-Mutter das Gemach des verschollenen Sohnes, stellte den Wachsstock auf die Truhe, kniete am

Lager nieder und netzte mit ihren Tränen die Linnen, die bereitet waren zu seiner Rückkehr.

— — — — — — — — — — — — — — —

Richiza kam in die offene Türe.

Die Gräfin stand auf, trat mit gefalteten Händen vor sie hin und murmelte: „O Kind, o Kind!"

„Wir hätten's nicht nötig gehabt, Frau Patin," sagte Richiza und streichelte die welken Wangen.

„Doch, Kind, doch!" rief die Gräfin-Mutter eifrig. „Er hatte die Ehre vor allen Leuten verloren — er mußte sie wiedergewinnen vor allem Volk."

„Wir aber hätten's auch ohne Zeugnis geglaubt, Frau Muhme!" wiederholte Richiza mit Nachdruck.

Schweigend standen sie voreinander in der schwachbeleuchteten kalten Kammer.

„Ob er noch lebt, Richiza?" murmelte die Greisin.

Tiefauf atmete die Jungfrau: „Das glaub' ich fest, Frau Patin!"

„Ich nicht, mein liebes Kind. Ich kann — nicht mehr." Schluchzend sank sie am Bette nieder und verbarg das Antlitz in den Kissen.

Richiza preßte die Hand auf ihre Brust und sagte kein Wort mehr.

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Ein wolkenloser Himmel wölbte sich über dem fremden Lande im fernen Osten, schräg fielen die

Strahlen der Sonne auf das breite Bett des mächtigen Stroms, und es war, als ob flüssiges Gold einherrollte aus dem weitgeöffneten, glührotleuchtenden Tore des Abends.

Träge flatterten die bunten Wimpel an den Masten der Lustschiffe, die fest vertäut lagen am flachen, sandigen Ufer. Wirbelnd schossen die Wellen unter die Räder der verankerten Schiffmühlen; aber die Räder standen stille, und die Wellen rannen kraftlos unter ihren Schaufeln hinweg, zerrten kosend an dem dunkelgrünen Wassermoose und strömten murmelnd zu Tale.

In allen Farben leuchtete die Herzogsburg hoch über dem Strome, und von ihren Zinnen wehten die festlichen Fahnen und grüßten hinaus über die Stadt und den Strom. Rosig überhaucht waren ihre weißen Mauern, weithin funkelten die vergoldeten Knäufe ihrer marmornen Fenstersäulen. Weingärten grünten an ihrem steilen Hange, herunter bis an die Mauern der Stadt. Zahllose Kirchtürme ragten über die Giebel der Häuser empor, und ihre Goldkreuze gleißten und blitzten in der Abendsonne.

Träge flatterten die Wimpel und Fahnen des Turnierplatzes drunten am Ufer des Stromes, und viel tausend Menschen umstanden gaffend die Schranken. Der weiße Sand war zerstampft von den Hufen der Rosse und glänzte metallisch, und der Windhauch des Abends spielte mit den Schleiern

der Damen, die auf den Holztribünen saßen und über die Kampfstätte blickten.

Reitergeschwader stürmten mit dumpfem Geschrei gegeneinander. Speere krachten, Kübel dröhnten, Rosse stiegen, und das Volk umsäumte als dunkler Ring in starrer Ruhe die Schranken.

Trommeln und Pauken, Pfeifen und Trompeten, Hörner und Posaunen übertönten das Getöse des Kampfes.

Die feindlichen Scharen wogten durcheinander, entwirrten sich und flossen auseinander, trabten an die äußersten Enden des Kampfplatzes und sammelten sich.

Viel tausend weiße Tücher wehten aus der Masse des gaffenden Volkes, vieltausendstimmiges Geschrei toste über die sonnige Fläche.

Verwundete Rosse wälzten sich im goldflimmernden Sande, ledige Rosse jagten die Schranken entlang, Gewappnete taumelten hierhin und dorthin, Knechte rannten über den Plan und halfen den Gestürzten.

Sieben Kampfrichter kamen auf milchweißen Rossen in die Mitte des Feldes und rückten im Kreise zusammen.

Vielhundertstimmiges Gesumme erhob sich auf den Tribünen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Auf wuchtigem Streitroß kam ein Gewappneter quer über den Plan vor die Holztribünen geritten.

Sein Roß lahmte und trug mit leisem Schnauben die Last des Herrn. Zur Rechten und Linken schritten Knaben in rotweißen Gewändern und hielten die Zügel. Noch stak der Schädel des Mannes im vergoldeten Kübel. Der Pfauenstutz der Helmzier war bös zerfetzt. Aber der kleine, rotweiß geviertete Dreieckschild hing friedlich auf seinem Rücken. In Fetzen flatterte der weißseidene Mantel des Reiters, und auch die weiße Seidendecke des Pferdes schleifte zur Hälfte als Schleppe im Sande.

Die Schranken waren gefallen, und das Volk strömte herein ins Feld. In bunten Farben schimmerten die Kleider der Damen da droben auf den Tribünen, und aller Augen waren auf den einen gerichtet, der langsam heranritt.

Nun hielt der Sieger an den Stufen der Herzogstribüne, nahm den Helm ab und zeigte sein Antlitz.

Es ging ein Flüstern durch die Reihen der Damen und Herren, und manch ein rotes Mündlein nannte bewundernd seinen Namen, manch eines raunte voll Mitleid: „Er blutet!“

Barhäuptig saß der schlanke Reiter im Sattel, wirr und schweißverklebt hingen seine langen, blonden Locken auf Schild und Kettenhemd hernieder, und über die hohe, weiße Stirn tropfte das Blut und rann in eine tiefe, alte Narbe, die sich quer über die linke Wange hinzog.

Mit einem Sprunge war er aus dem Sattel,

raffte das zerfetzte Gewand und stieg schwerfällig unter der Last seiner Rüstung über den Teppich der breiten Treppe hinan zum Herzogszelte.

Müde schnob drunten die Ramsnase des Streitrosses über den Sand.

Bis an die Holztribüne wogte die Masse des Volkes. Zahllose Glocken sangen herüber von den Türmen der Stadt.

Nun stand der Sieger oben vor dem Herzogszelte und beugte das Knie. Da erhob sich neben der Herzogin eine zarte Gestalt von den Kissen, weiße Kinderhände nahmen einen funkelnden Becher aus den Händen des Kämmerers, und zwei große blaue Augen blickten zaghaft zum Herzog hinüber.

Der saß behaglich zurückgelehnt auf seinem goldenen Stuhle, winkte mit der Rechten und rief: „Nur zu, kleine Gräfin!"

Sie raffte das blaue Gewand und trat gesenkten Hauptes, mit kurzen Schritten vor den Knienden. Die roten Rosen ihres Kränzleins glühten auf dem blonden Scheitel, in goldenen Wellen floß das Haar über ihre Schultern hinab.

Mit halbgeschlossenen Augen trat sie nahe heran, und zitternd bot ihm die kleine Rechte den goldenen Becher.

Lächelnd hob der Herzog die Hand, und jauchzend und schmetternd, dröhnend und pfeifend brach die Musik in die goldfunkelnde Stille des Abends.

Tosendes Geschrei erhob sich aus der Menge des dichtgedrängten Volkes, von den Holztribünen wehten die Tüchlein der Damen und grüßten den Sieger. Und in all dem Lärm zerflatterten die Worte des errötenden Kindes: „Ich soll Euch den Dank geben, Herr Graf —!“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Das Kampfspiel war zu Ende, der Herzog ritt zum Schlosse empor; in goldenen Sänften schwankten die Damen hinter ihm drein. Die Tribünen leerten sich; das Volk flutete zurück in die Stadt.

Rauchwölklein stiegen von den zahllosen Kaminen der Dächer und legten sich als goldiger Dunst über die Firste.

Langsam ritt auch der Graf im wimmelnden Volke, zwischen den hohen, teppichgeschmückten Häusern über welkes Gras und staubige Blumen nach seiner Herberge.

Zwei Gewappnete ritten nicht weit hinter ihm.

„Der da vorne,“ sagte der eine, „der darf auch nur zugreifen und alles gelingt ihm.“

„Unsereiner plagt sich und hilft ihm doch nichts,“ murrte der andre.

„Den schönen Becher hat er uns nun weggeschnappt,“ grollte der eine.

„Den schönen Becher?“ rief der andre und spuckte aus. „Ich schenk' ihm seinen schönen Becher zum zweiten Male, was kümmert's mich? Aber —“

„Was aber —?“

„Hast du sie gesehen, die kleine Gräfin —? Hast du Obacht gegeben, wie sie ihm den Dank geboten hat?"

„Wie wird sie ihn geboten haben? Wie alle diese Gänse — nicht?"

„Sicherlich anders als etwa dir oder mir, Gernot. Scharf hingeguckt hab' ich. Und du hast ja recht, der da vorne darf nur zugreifen, dann hat er's!"

„Das wäre!" rief nun der erste und machte große Augen. „So ein Fremder, so ein Hergelaufener —?"

„J was fremd? J was hergelaufen?" lachte der zweite. „Wer den Herzog aus den Ungläubigen herausgehauen hat, ist kein Fremder in seinem Lande."

„Walram —!" rief der erste und hielt sein Roß an.

„So schrei doch nicht, daß alles Volk auf uns schaut, Gernot! Aber ich sag's noch einmal — er darf nur zugreifen, und er hat die blonde Kleine und hat die Grafschaft dazu."

„Jst doch noch die Frage," meinte der erste und trieb sein Roß an.

„Es ist keine Frage," beharrte der andre. „Sie hat ihm den Dank mit zitternden Händen gereicht — gezittert hat sie, Gernot, und ich kenne sie doch von klein auf — und hat ihn angesehen, als wollte sie sagen: Ei, so nimm mich doch mitsamt dem goldenen Becher!"

Der eine mußte lachen, so kläglich hatte der andre die Worte gesagt. „Je nun, dem glückt's, dem nicht!" meinte er mißmutig und stieg vor dem Tore seiner Herberge vom Pferde.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nacht war's.

Aus den Fenstern der Herzogsburg sprühte das Licht zahlloser Kerzen, und aus den Gärten, die sich stufenweise von ihr hinab zu Tale zogen, flammten die Feuer der Pechpfannen zum dunkeln Himmel empor.

In den Gärten wogten die Gäste des Herrschers. Blumen dufteten aus zahllosen Beeten in die laue Luft. Süße Tanzweisen quollen aus den Fenstern des Palassaales, und im bunten Reigen bewegten sich gleitend die Herren und Damen über den blinkenden Marmor. Schwere Teppiche hingen von den hohen Wänden hernieder, und ihre gestickten Bilder leuchteten in farbiger Pracht.

Über den Kies des Gartens schritt eilig ein junger Edelmann. Raunend fragte er diesen und jenen, in alle Lauben warf er spähende Blicke. Endlich fand er den Gesuchten.

Das weiße Festgewand des Grafen schimmerte rötlich im Widerschein der ölgetränkten Papierlampen. Er stand mit gesenktem Haupte, er hatte die Hände auf die Mauerbrüstung gestemmt und starrte hinaus in die Nacht.

„Endlich —!" raunte es hinter ihm.

Da wandte er sich.

„Aber was machst du denn, Castell?" raunte es wieder.

„Ich?" fragte der Graf und lächelte.

„Weißt du denn nicht, wohin du gehörst? Die Herzogin hat schon zum dritten Male nach dir gefragt."

„Ich stehe ihr zu Diensten," sagte der Graf und wandte sich.

„Freund," grollte der andre, „hast du Augen im Kopfe und kannst es nicht sehen?"

„Und was soll ich sehen?" fragte der Graf und lächelte wieder.

„Dein Glück!"

„Und wo ist mein Glück?" kam die leise Frage zurück.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Abseits, im untersten Garten, wo blühende Rosenbäume einen runden Steintisch im Halbkreis umgaben, saß die Herzogin mit etlichen vertrauten Herren und Damen. Und neben ihr saß die Jungfrau, die des Nachmittags den Dank gespendet hatte.

Nachtfalter schwirrten um das mattleuchtende, ölgetränkte Papier der Lampen, die an Schnüren aufgereiht hingen über dem Buschwerk. Und nur ganz gedämpft klang die Musik aus dem Palassaale herab.

Mit gütigem Lächeln dankte die Herrin für die

Kniebeuge des Grafen, und eine Handbewegung wies ihm den Sitz an.

„Wir spielen, lieber Graf," sagte sie. „Es ist das Spiel: La reine, qui ne ment pas. Wollt Ihr dabei sein?"

„Ich kenne das Spiel nicht, hohe Frau."

„Schadet nichts —! Es ist ein simples Spiel. Hört, lieber Graf: Wir haben eine Königin gewählt —!" Sie wies auf ihre Nichte, die mit gesenkten Augen neben ihr saß.

Der Graf verneigte sich höfisch.

„Und nun geht's reihum. Jede Dame hat das Recht, eine Frage an einen der Herren zu richten, und die Königin entscheidet, ob er die Antwort geben muß oder nicht. Muß er sie geben, so ist er zur Wahrheit verpflichtet."

„Auf Ehre, hohe Frau?" fragte der Graf lächelnd.

„Auf Gewissen," kam die Antwort von den lächelnden Lippen der Herzogin. „Also weiter im Spiele!" befahl sie.

Eine Dame rief über den Tisch: „Ich frage den Grafen von Wolkenstein, wes ist der blaue Schleier, mit dem er heute geritten ist?"

Lachen und Murmeln antwortete der kecken Frage. Verlegen fuhr der dicke Wolkensteiner auf seinem Sitze hin und her und murmelte: „La reine —?"

Mit gesenkten Augen antwortete la reine: „Es

ist nicht Sitte, daß einer den Namen seiner Holden nennt — auch nicht im Spiel."

„Gut!" sagte die Herzogin. „Weiter, ihr Damen!"

Da rief eine über den Tisch: „Und ich frage Herrn Gernot, warum nicht er sich heute den goldenen Becher erstritten hat?"

„La reine?" fragte Herr Gernot.

Und mit gesenkten Augen entschied la reine: „Die Frage soll gelten."

„Sehr einfach," meinte Herr Gernot und strich seinen kurzgeschorenen Bart. „Weil" — er verneigte sich mit finsterem Lächeln gegen la reine — „der Becher gewiß von vornherein mir nicht, sondern einem andern bestimmt war."

Jähe Röte schlug aus dem lieblichen Antlitz der kleinen Gräfin. Hilflos suchten ihre Augen die Herzogin. Halbverhaltenes Lachen ging durch die Reihe, und ein alter Höfling raunte seinem Nachbarn unhörbar ins Ohr: „Guckt sie nur an, guckt sie nur an!"

„Weiter im Spiel!" befahl die Herzogin mit Hoheit und drückte verstohlen die kleine Hand.

Eine Dame rief über den Tisch: „Und ich frage den Grafen zu Castell — was habt Ihr gedacht, als Euch der Dank gespendet wurde?"

„La reine —?" Der Graf sah hinüber in ein totenbleiches Antlitz.

Hilfesuchend wandte la reine die Augen zur

Herzogin, und diese nickte unmerklich. Da brachte la reine mit Mühe hervor: „Die Frage soll gelten."

„Auf Gewissen?" fragte der Graf.

„Auf Gewissen," hauchte la reine.

Der Graf lehnte sich ein wenig zurück und sah hinaus ins Leere. Dann begann er mit halblauter Stimme: „Es ging mir ein Lied und eine Weise durch den Sinn. Lied und Weise hab' ich vorhin gar ersonnen, da rief mich Eure Gnade zum Spiel, Frau Herzogin."

Lächelnd winkte die hohe Frau, und eine Rota ging von Hand zu Hand. Der Graf nahm sie, neigte dankend das Haupt, strich über die Saiten und begann:

Wohl, ich litt so manche Plage —
doch an diesem Freudentage
ward mir Glück und Heil
wundersam zuteil.

Darf es ihren Händen danken,
ihren weißen, ihren schlanken;
denn aus ihnen habe
ich die stolze Gabe.

Wenn ich dennoch traurig stehe
und in meinem Leid vergehe,
trag' nur ich die Schuld —
o vergebt in Huld.

Eine alte, hohe Linde
steht und raunt im Abendwinde;
ihrem süßen Rauschen
muß ich allfort lauschen,

und am fremden Strande
denk' ich ferner Lande —
Heimweh sondergleichen
will mich überschleichen.

Stärker ist es nie gewesen,
nimmer kann ich hier genesen —
hört mein flehend Wort:
Laßt mich, laßt mich fort!

Leise verklangen die letzten Töne des Saitenspieles. Aus einem fahlen Gesichte starrten zwei große Augen mit brennendem Glanze auf den Sänger. Dann aber neigte la reine langsam das liebliche Haupt, und ihre Blicke hefteten sich auf ihre gefalteten Hände im Schoße.

Mit kaltem Lächeln sagte die Herzogin: „Ein hübsches Lied. Weiter im — Spiel!"

Wie vordem schwirrten von schönen Lippen die Fragen kreuz und quer über den Steintisch. Immer wieder hieß es: „La reine —?" Und immer wieder hauchte die bleiche reine: „Die Frage soll gelten!" Und es geschah nie mehr in jener Nacht, daß eine Frage nicht galt.

Still saß der Graf, und keine Frage ward mehr gerichtet an ihn.

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Das war ein sonnenfroher Abend im Lande der Franken!

Zwischen dem dürren Laube des vergangenen

Herbstes leuchteten die letzten Maiglocken, Duft stieg empor vom jungen Grün der Eichen, Wohlgeruch flutete zu Tale vom frischen Laube der Linde; in ein Meer von zarten Farben sank am wolkenlosen Himmel der glühende Ball; einen riesigen Schatten warf der graue Wachtturm vom Herrenberge zum Schloßberg hinüber, und in den Tiefen des Grübert tönte der Pfiff des Pirol, klang das Klopfen des Spechtes, lockte der neckische Kuckuck, sang zwischendarein ihre süßesten Lieder die Amsel.

Droben in der Burg waren alle Fensterläden geöffnet; bis in den finstersten Winkel strich die laue Luft. Lenz war's im Frankenlande, wonniger Lenz.

Unter der heiligen Linde saß auf dem steinernen Stuhle die Gräfin-Mutter. Sie saß auf weichem Kissen, und ihre Knie waren umhüllt mit einer leichten, blauseidenen Decke. Sie war allein und las in einem kleinen Buche. Ein altes Hündlein ruhte neben ihr, hatte ein Stück von der Decke genommen und schmiegte sich an ihre Füße.

Sie ward des Lesens müde, ließ das Büchlein in den Schoß sinken, lehnte sich behaglich zurück, sah hinunter ins unergründliche Waldtal und lauschte dem melodischen Gewirre der zahllosen Stimmen des Frühlings.

Ein Trüpplein singender Kinder trat tief unten aus dem Schatten des Waldes auf die grünleuchtende Wiese heraus, und hell klang es empor zu

der einsamen Frau. Sie kannte die alte Weise, die immer wieder im Lenz ertönte am Saume der fränkischen Wälder. Sie kannte die alte Weise, die jung blieb, weil sie fortgetragen wurde von Kindermund im Wechsel der Zeit. Sie fühlte das Herze pochen, sie gedachte des ersten Lenzes, dessen Blütendüfte dieses Lied, gerade dieses Lied emporgetragen hatten zu dieser Linde, zu eben dieser jung grünenden, duftenden Linde. Und sachte tropften ihre Tränen auf die welken Hände, während das Lied zum zweitenmal erklang:

Ihr weißes Röcklein hat, gottlob,
die Tanne ausgezogen,
und wie der Sturm ist über Nacht
der Frühling hergeflogen —
heisa juche, heisa juchei,
o du seliger Mai!

Auf grünen Wald, auf roten Klee
lacht nun die Sonn' hernieder,
dieweil der Fink im Apfelbaum
pfeift seine schönsten Lieder —
heisa juche, heisa juchei,
o du seliger Mai!

Wir Jungen tanzen durch die Au
im Frühlingsonnenscheine,
und mancher Alten fährt die Lust
noch in die dürren Beine —
heisa juche, heisa juchei,
o du seliger Mai!

Bringt alles, was euch Sorgen macht,
nur in die Maiensonne
und sagt, wer kann noch traurig sein
in solcher Lenzeswonne? —
heisa juche, heisa juchei,
o du seliger Mai!

Es ist das Herze wunderleicht
mir, dir und — uns zwei beiden;
drum lebe, was da leben mag,
wir wollen's keinem neiden —
heisa juche, heisa juchei,
o du seliger Mai!

Die Lebenszeit, o weh, ist kurz
und wird gar bald sich enden;
drum pack das Leben, wo du kannst,
und halt es fest in Händen —
heisa juche, heisa juchei,
o du seliger Mai!

Aus der Tiefe des Hohlwegs klang der Hufschlag schnaubender Rosse. Die alte Frau wandte das Haupt und lächelte unter ihren Tränen. Die Rosse hielten, und der Reitknecht hob die junge Gräfin aus dem Sattel.

„Richiza!" flüsterte Frau Imma.

Das Fräulein raffte sein Reitkleid und kam unter die Linde. Mit Wedeln und Winseln richtete sich das Hündchen an ihren Knien empor. „O —!" sagte sie, trat neben den Steinsitz und strich liebkosend über die runzeligen Wangen der Greisin, beugte sich hernieder und küßte die Tränen von ihren alten Augen.

„Laß, laß, Kind!" wehrte Frau Imma. Doch es war ihr nicht Ernst mit dem Sträuben. Richiza kniete nieder, und die Greisin schlang den Arm um ihren Nacken.

„Ich darf nur fortgehen, dann kommen die schwarzen Gedanken, Frau Patin."

„Wie die Fledermäuse, wenn die Sonne gesunken ist," vollendete die Gräfin. „Aber Kind, du bist heiß, die Abendluft wird dir schaden."

Richiza erhob sich, schüttelte das Haupt, streifte langsam ihre Handschuhe ab und sah mit großen glänzenden Augen hinaus über das enge Tal, auf das goldgrün schimmernde Blättermeer des Bergwaldes.

„Kind, tu mir den Gefallen und nimm das Tuch —!"

„Meint Ihr, Frau Patin?" antwortete Richiza traumverloren, legte gehorsam das Tuch um ihre Schultern und sah wieder unverwandt hinüber zum Walde.

Lächelnd betrachtete die Gräfin das schöne Antlitz. Endlich sagte sie: „Eia, liebe Chizza, du siehst aus, als wäre dir Wunderbares begegnet?"

Ein tiefer Atemzug rang sich empor aus der Brust des Fräuleins: „Wunderbares, Frau Patin. O ja, Wunderbares — der Frühling, Frau Patin — —!"

„Er selbst?" fragte die alte Frau und wandte den Blick nicht von dem lieblichen Antlitz.

Da schaute Richiza der Patin voll in die Augen und sagte mit fester Stimme: „Er selbst, Frau Patin."

Freundlich lächelte Frau Imma und um ihre Augen zuckte es. Ihre Rechte tastete nach der Hand des Fräuleins und drückte sie leise. „Richiza, sei nun einmal recht gut," schmeichelte sie.

„Aber bin ich denn jemals recht böse mit Euch, Frau Patin?" kam die verwunderte Frage zurück.

„I Gott bewahre," sagte die Herrin, „böse — du? Aber sei mal recht gut und setze dich her zu mir!"

Gehorsam bückte sich Richiza, nahm einen Schemel und setzte sich neben das Hündchen, faltete die Hände über den Knien und sah ernsthaft empor zu der alten Frau.

„Nein, so nicht, so darfst du nicht schauen," sagte die Gräfin unzufrieden.

„Aber wie soll ich denn schauen?" fragte Richiza lächelnd.

„So auch nicht," murrte die Herrin. „So wie vorhin, so wie man den Frühling anschaut."

„Also wie man den Frühling anschaut," sagte Richiza und schnitt ein klägliches Gesicht.

Nun mußte die alte Frau lachen: „I was — dir werden die Späße vergehen, wenn's einmal ganz Winter geworden ist — ganz Winter, hörst du?"

„Und wann wird das kommen, Frau Patin?" fragte Richiza.

„Wenn du eine alte Jungfer geworden bist," platzte die Patin heraus.

Freundlich lächelte das Fräulein. Dann sagte es mit Bestimmtheit: „Das wird nie kommen, Frau Patin."

„Vielleicht bälder als du glaubst," flüsterte die Herrin nicht ohne Grobheit.

„Niemals, Frau Patin."

„Und warum nicht?"

„Weil — weil —" Fräulein Richiza wurde dunkelrot und hielt inne. „Weil — ich eher eine junge Nonne werde als eine alte Jungfer. Nun wißt Ihr's."

„Ernsthaft, bitt' ich mir aus, Richiza! Der von Hollach —"

Richiza warf den Kopf zurück.

„Na, was gibt's denn?" zürnte die Herrin. „Der von Hollach hat heute zum zweitenmal um dich anhalten lassen."

„Und da soll ich nun schauen, wie man den Frühling anschaut?" fragte Richiza und sah lächelnd, mit halbgeschlossenen Augen zur Patin empor.

Ärgerlich murrte Frau Imma unverständliche Worte vor sich hin. Richiza aber sprang auf, trat seitwärts, reckte ihre hohe Gestalt, schlang die gefalteten Hände rückwärts um ihren Hals, bog das Haupt zurück und sagte aus tiefster Brust: „Niemals, Frau Patin!"

Frau Imma zupfte ärgerlich an der seidenen Decke.

Die Dämmerung hatte den Goldschimmer des Abends weggewischt von der Berghalde des Grübert. Regungslos stand Richiza und blickte zum Himmel empor. „Glaubt Ihr, Frau Patin," begann sie, „glaubt Ihr das alte Märlein, daß jähe Freude einem Menschen plötzlich den Tod zu bringen vermag?"

„Ich weiß es nicht," sagte die Gräfin. „Aber das weiß ich, daß mich der Ärger über dich noch mit der Zeit langsam ins Grab bringen wird."

Richiza lächelte nicht mehr. Sie stand regungslos, blickte zum Himmel empor und fragte zum zweiten Male: „Glaubt Ihr das Märlein, Frau Patin?"

Die Greisin hob das Haupt: „Du bist so sonderbar, mein Kind —?"

Da ließ sich das Fräulein auf die Knie nieder. Ihr Atem ging schwer, und sie fragte raunend zum dritten Male am Ohre der Herrin: „Glaubt Ihr das Märlein?"

„Man hat's zuzeiten gehört," antwortete die Greisin.

Tief drunten im Tale begann eine Nachtigall zu schlagen. Richiza aber sagte: „Ich muß es wissen, was Ihr denkt von dem Märlein. Irgendwo in der Nähe — irgendwo lebt ein alter Vater oder eine alte Mutter — es mag eine Mutter sein — die hatte vor langer Zeit ihr Kind verloren, ihr Kind, hört Ihr —?"

„Ich höre," nickte die Greisin freundlich.

„— hatte ihr Kind verloren, Frau Patin. Es war fortgezogen. Es hatte sich in fremde Dienste verdungen. Es blieb verschollen. Nie kehrt's zurück, sagten die Leute. Das Kind von damals war tot."

„Tot," wiederholte die Gräfin.

„Und der alte Vater — nein, 's ist eine alte Mutter — die alte Mutter hat es wohl endlich selber glauben müssen."

„Selber glauben müssen," wiederholte die Gräfin und senkte das Haupt.

Richiza flüsterte: „Und hört nur, Frau Patin — heute sagen die Leute anders — sie sagen, es sei nicht tot, das — — Kind, es sei gesehen worden im Lande. Aber sie fürchten —"

„Was fürchten sie?" fragte die Herrin mit trockenen Lippen.

„Sie wird sterben vor Glück, so fürchten die Leute," vollendete Richiza.

„Sterben vor Glück?" wiederholte die Greisin nachdenklich.

„Und sie haben mich um Rat gefragt," fuhr Richiza fort, „mich — Frau Patin — um Rat gefragt. Da hab' ich ihnen geantwortet: Wie kann ich's wissen? Aber ich will die Gräfin-Mutter fragen."

Aus der Tiefe des Grübert klang das süße Lied der Nachtigall.

Näher schmiegte sich das Fräulein an die Knie

der Greisin und raunte an ihrem Antlitz: „Wenn nun — erlaubt mir's zu sagen — wenn nun Euer eigner Sohn —“

„Richiza!“ Klagend hob die Gräfin ihre Hand und wandte sich ab.

„Vergebt mir!“ bat Richiza, griff nach der Hand und bedeckte sie mit Küssen. „Ich muß es hören, es handelt sich um ihr Leben — und Ihr nur könnt raten, Frau Mutter.“

„Alte Menschen haben mürbe Herzen,“ flüsterte die Gräfin schluchzend. „Man muß es dem alten Vater langsam erzählen — hörst du? — langsam, sehr langsam!“

„Es ist eine Mutter,“ raunte Richiza.

„Man muß es der Mutter langsam, sehr langsam erzählen,“ wiederholte die Gräfin.

„Ihr müßt — ich kann mir nicht helfen — Ihr müßt nun alles überlegen,“ raunte Richiza. „Denkt Euch, Ihr wäret die alte Mutter —!“

„O Kind, quäle mich nicht!“ schluchzte die Greisin.

„Kann mir nicht helfen, es muß sein. Denkt Euch, Ihr wäret die alte Mutter und er — er käme!“

Der volle Mond war hinter der Burg emporgestiegen, und in seinem goldenen Lichte erglänzte der Wald bis in die Tiefe des Tales.

„Denkt Euch, er käme nun im Mondlicht geritten! Hört Ihr?“

Die Greisin schluchzte.

Richiza sprang auf, wandte lauschend den Kopf zurück und sprach langsam: „Jawohl, er kommt von Rüdenhausen — hört Ihr? Schon klingen die Hufe seines Pferdes zwischen den Hütten von Castell, hört Ihr, Frau Mutter? Nun schnaubt es den Kniebrecher empor — hört Ihr? Nun kommt es den Hohlweg herein zwischen die Planken, Frau Mutter —!“

Die Greisin schluchzte stoßweise.

„Und nun hält Euer Sohn und wartet zwischen den Wällen, wartet, bis ich ihm sage: Hierher, Friedel, die Freude wird sie nicht töten.“

Die Greisin schluchzte nicht mehr. Mit schwimmenden Augen sah sie auf das erregte Gesicht des Fräuleins. Und mühsam brachte sie heraus: „Richiza — die Mutter bin ich —?“

Richiza schlang die Arme um ihren Nacken und bedeckte das runzelige Gesicht mit Küssen. Aber sie sagte kein Wort.

„Ich —?“ wiederholte die Greisin und schob sie heftig zurück.

„Ihr!“ antwortete die klare, tiefe Stimme.

„Richiza —!“ Die Mutter griff an ihr Herz.

„Darf ich ihn bringen?“ fragte Richiza nach einer Weile und erhob sich.

„Im Namen Gottes, des Vaters!“ sagte die Gräfin, faltete ihre zitternden Hände, lehnte sich zurück und schloß die Augen.

Im tiefen Tale sang die Nachtigall ihr Liebeslied.

Richiza ging zurück, den Hohlweg zwischen die Planken hinab, kam wieder, brachte an ihrer Hand den Heimgekehrten und führte ihn zu seiner Mutter.

Der große Mann beugte das Knie und bedeckte die Hand der Greisin mit Küssen.

Und seine Mutter keuchte: „Friedel!". Dann sagte sie stoßweise: „Ich habe — gestern — erst — frisches Leilachen – breiten lassen – über dein Bette – auf dem – Tischlein am – Fenster – stehen Maiblumen." Und nun begann sie sachte zu weinen. –

Im tiefen Tale sang die Nachtigall ihr Liebeslied. Mit leisem Winseln war das alte Hündchen herangekrochen und leckte den staubigen Stiefel des Mannes. Neben dem Geliebten aber kniete Richiza und streichelte die Hände der Mutter.

Tief drunten im Tale trat einer aus dem Walde und sang, wie vorher die Kinder gesungen hatten:

Es ist das Herze wunderleicht
mir, dir und — uns zwei beiden;
drum lebe, was da leben mag,
wir wollen's keinem neiden —
heisa juche, heisa juchei,
o du seliger Mai!

Und leise verklang es:

Die Lebenszeit, o weh, ist kurz
Und wird gar bald sich enden;
drum pack das Leben, wo du kannst,
und halt es fest in Händen —
heisa juche, heisa juchei,
o du seliger Mai!

An seinen Krücken kam der Schloßherr vom Tore herab, und vor ihm sprang leichtfüßig der blonde Knabe zur Linde hinan.

Knechte und Mägde rannten in den Schloßhof, drängten sich unter das Tor und spähten hinüber zur mondbeglänzten Linde.

„Herrgott — Herrgott!“ murmelte immer wieder Knecht Eckart und preßte dabei den Arm des uralten Kämmerlings. „Herrgott — Herrgott — wir haben's halt doch noch erlebt!“

Eine Gürtelmagd lief zur Magd Kunne und erzählte ihr die wundersame Märe. Die Greisin aber murrte störrisch: „Ei was, Herr Friedel kommt nie mehr!“

Weitere Werke von August Sperl

Bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart sind erschienen:

Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte. Volksausgabe. 12. Auflage. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.— Teure Ausgabe: geheftet M 7.—, gebunden M 8.—

Aus einigen Besprechungen:

„Sperl ist Idealist, aber er ist durchaus nicht unwahr. Aus dem Roman spricht eine ehrliche Begeisterung für alles Große und Edle in der Welt, eine in der Gegenwart fast ausgestorbene Eigenschaft. Und noch eines ist an ihm zu rühmen: man entdeckt nirgends eine Anlehnung an fremde Muster. Sperl schreibt, als ob es weder Franzosen noch Norweger gäbe; er borgt nicht, sondern lebt von eigenem Vermögen."

Karl v. Thaler, Neue Freie Presse.

„Ich stehe jedenfalls nicht an, den Roman zu dem Besten seiner Gattung zu stellen, was die letzten Jahrzehnte bei uns hervorgebracht haben."

J. Ettlinger im Lit. Echo.

„Ueber dem Ganzen weht der unbeschreibliche Zauber der Poesie, den nur ein Dichter zu schaffen versteht, der aber alle poetisch Empfindenden mit sich in Dichters Lande führt."

Münchner Neueste Nachrichten.

„Ich rechne dies Buch zu den besten Erzählungen aus der Geschichte der evangelischen Kirche, die wir haben. Warmherzig ist dies Bild aus der Zeit der Rekatholisierung der Oberpfalz geschrieben. Aber nicht sentimental. Fromm ist's auch geschrieben, aber mannhaft fromm und nicht erbaulich-phrasenhaft."

Pastor Lic. Dr. M. Schian, in der „Christlichen Welt".

„Mit einer kernigen, aber ebenso lieblichen Sprache hat der Autor verstanden, eine lebhafte Schilderung von durchweg erquickender Frische zu verbinden, die um so wirksamer hervortritt, als die reich bewegte Handlung geradezu dramatische Spannung entwickelt. Obwohl die Quellen zu ‚Hans Georg Portner' offenbar in vergilbten Urkunden und in längst verlegten Akten liegen, haftet der Erzählung doch nichts von jenem archivalen Staube an, den man leider so häufig zwischen den Blättern ähnlicher Bearbeitungen historischer Vorgänge findet."

Saale-Zeitung.

Kinder ihrer Zeit. Drei Geschichten.

4. bis 5. Tausend. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

„Von großer erschütternder Schönheit. — Sperls Werken schafft zwar der Kulturhistoriker den Stoff herbei, doch gestaltet ihn stets der Dichter.“ Wiener Abendpost.

„August Sperls Gestalten sind stark silhouettiert gegen die Zeit, die Darstellung ist von strotzender Gegenständlichkeit, die Fabel ist nicht wie bei Dichtern, die erst auf einem Umwege zur Erzählungskunst gelangt sind, halbe Nebensache, sondern das Ursprüngliche und Hauptsächliche, dem alles andre dient. Jede Szene führt deshalb vorwärts, und bei aller Fülle im einzelnen hat man doch den Eindruck des Knappen, Geschlossenen, das Gefühl einer energischen, zielbewußten Führung. Vor einem Dichter, der so gestalten kann, muß man den Hut ziehen.“ Velhagen & Klasings Monatshefte.

„August Sperl gehört zu den wenigen Dichtern, die noch eine rechte Novelle zustande bringen, weil sie sich an den großen germanischen Novellisten gebildet haben. So bieten auch seine neuen Novellen einen starken künstlerischen Genuß. Man kann nur wünschen, daß dieses Buch in recht viele Hände gelangt.“ Der Kunstwart.

Herzkrank. Eine heitere Badegeschichte. Illustriert.

4. Auflage. Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

„ . . . Uebrigens gar nicht so harmlos, wie man bei einer flüchtigen Durchlesung meinen könnte. Diese Badeärzte, denen es vor allem darauf ankommt, den Besucher recht lange an den Badeort zu fesseln, sind mit einer ganz grimmigen Satire gezeichnet.“
Beilage zur Allgemeinen Zeitung, München.

„Das prächtige Buch verdient eine sehr warme Empfehlung. Es ist so recht auf den behaglichen Ton echter und rechter Festtagsfreude gestimmt, so das Innere des Menschen erwärmend, ihn mit stiller Heiterkeit erfüllend.“ Leipziger Tageblatt und Anzeiger, Leipzig.

„Eine liebenswürdige Schöpfung, an deren leicht dahinfließender Darstellung und heitrer Laune man sich gern erfreut und die in der Geißelung der in manchen Badeorten seitens angesehener, aber keineswegs gewissenhafter medizinischer Kapazitäten betriebenen ‚Schafschur‘, d. h. der energischen, geschäftlichen Ausbeutung der Patienten, auch ein Stück ernster Satire bietet.“
Schlesische Zeitung, Breslau.

Castell. Bilder aus der Vergangenheit eines deutschen Dynastengeschlechts. Geheftet M 8.50, gebunden M 10.—

„Ein eminent wertvoller Beitrag zur Geschichte des unterfränkischen Landes. ‚Bilder' will das Buch uns bringen, Bilder aus deutscher Vergangenheit, und wenn Sperl schon seinerzeit bei seinem Bekanntwerden neben Gustav Freytag gestellt worden ist, so tritt er durch seine castellische Geschichte erst recht an die Seite des großen Poeten und Historikers, indem er die Geschichte eines der ältesten deutschen Dynastengeschlechter in meisterhaft kulturhistorischer Beleuchtung vor unsre Augen stellt. Nichts von Aktenstaub und langweiliger Bureauprosa, nichts von Modergeruch weht uns aus diesen Blättern an, sondern ein frischer Hauch des echtesten, unverfälschtesten Lebens. Es sind keine gedrechselten, hofdichterlich zurechtgestutzten Helden und Heldinnen, keine auf Goldgrund gemalten Idealgestalten, die uns hier entgegentreten, sondern Menschen von Fleisch und Blut, die gekämpft und gelitten und gesündigt haben, starke und schwache Menschen mit Licht- und Schattenseiten, mit Tugenden und Fehlern — Menschen, wie sie waren und sind und sein werden."

Pfarrer Bomhard in der Augsburger Abendzeitung.

„Der große Reiz des Buches besteht in der klaren, übersichtlichen Darstellung des überreichen Stoffes und in der herrlichen, des Dichters unsres besten deutschen Romanes (Die Söhne des Herrn Budiwoj) würdigen Sprache. Zum erstenmal ist hier in diesem Umfange die Geschichte eines deutschen Dynastengeschlechtes geschrieben worden: Schon das gibt dem Werke Bedeutung. Daß es aber August Sperl zum Verfasser hat, ist das Entscheidende; das verleiht ihm dauernden Wert."

Basler Nachrichten.

Im Verlage von C. Ed. Müller in Halle erschien:

Prickelnd. Novelle. 1.—3. Tausend. Kart. M 1.—

„Ein Kabinettstück novellistischer Erzählungskunst, das auf wenigen Seiten eine sehr ernste Frage moderner Schriftstellerei in tief ergreifender Weise behandelt."

Lit. Jahresbericht.

Dramatische Werke I. Geheftet M 2.—, geb. M 3.—

„Gestalten, in denen Leben steckt und deren Wiedergeben seine Wirkung nicht verfehlen dürfte."

Leipziger Zeitung.

Die Fahrt nach der alten Urkunde.

Geschichten und Bilder aus dem Leben eines Emigranten-geschlechtes. 9.—12. Auflage. Gebunden M 2.80

Diese neue Auflage zeichnet sich gegen die früheren acht Auflagen durch ein handliches, zierliches Format und einen einfachen schmucken Einband in Halbpergament aus. Der frühere Preis von M 4.50 ist auf M 2.80 festgesetzt, um dem Buche auch in seiner neuen, an sich schon anziehenden Gestalt eine recht große Verbreitung zu ermöglichen.

„Form und Inhalt verbindet sich hier zur schönsten Harmonie; der Leser, durch künstlerische Vorzüge der Darstellung gefesselt, gibt sich willig auch dem sittlichen Eindruck des Werkes hin, das unter der Menge unsrer heutigen, meist nur nach augenblicklicher Erregung und Unterhaltung haschenden Erzählungen eine in hohem Grad erfreuliche Ausnahme bedeutet.“ Prof. Dr. Franz Muncker, München.

„Es ist eine wohltuende Vereinigung von elegisch-historischer Empfindung und männlichem Bewußtsein der Gegenwart in den Schilderungen des Buches, und es gehört trotz seiner Anspruchslosigkeit zu den Büchern, die von dem Leser einige Sammlung verlangen. Möge es Leser finden, welche ihm diesen heutzutage allerkostbarsten und seltensten Tribut zollen.“ Preuß. Jahrbücher.

Lebensfragen.

Aus den hinterlassenen Papieren eines Denkers. 3. Auflage. Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

„Es ist viel, aber nicht zuviel behauptet, daß diese väterlichen Worte zum Besten gehören, was je das Alter zur Jugend gesagt hat.“
Christliche Welt.

„Nach langem Weilen und Wirken im stillen treten diese vergilbten Blätter ihren Weg in die große Welt an, ernste Warnungstafeln zu sein für die Jugend und Wegweiser am Pfade des Lebens.“
Hamburgischer Correspondent.

„Es sind Gedanken über die wichtigsten Lebensfragen, nicht systematisch geordnet, in ihrer Gesamtheit aber zu einem geschlossenen Ganzen sich zusammenfügend, in eindringlicher, zum Herzen redender Sprache, Früchte gründlicher, namentlich philosophischer Studien und umfassender Beobachtung und Erfahrung, Worte der Weisheit, verbunden mit Ratschlägen der Lebensklugheit, voll Idealität, aber in stetem Hinblick auf die Schranken des menschlichen Könnens, festgegründet in gläubig-frommem Sinn, aber die Rechte des freien Denkens wahrend.“ Die Post.




Princeton University Library
32101 067518454